Q; VI. 53. d

Th. hom. o. 193/4

Auswahl

von

Predigten

bey

besondern Veranlassungen

gehalten von

David Müslin,

Pfarrer am Münster in Bern.

Erster Theil.

Zweyte Auflage.

Bern, 1817.

Bey Ludwig Albrecht Haller, Buchdrucker.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Predigten

von

David Müslin,

Pfarrer am Münster in Bern.

Vierter Theil.

Zweyte Auflage.

Bern, 1817.

Bey Ludwig Albrecht Haller, Buchdrucker.

Inhalt.

1. Ueber Psalm CVII. 11 = 15. gehalten am Jahrstage der Einnahme der Stadt Bern, den 5. März 1809. Seite 5
2. Huldigungs-Predigt über 2 Tim. II. 2 = 22. Der Segen einer reinen Jugend. 15
3. 1 Tim. V. 8. Ueber die Spielsucht. 28
4. Hebr. I. 8. Ueber die Ewigkeit Gottes. 39
5. Jerem. XXIII. 23 = 24. Ueber die Allgegenwart Gottes. 52
6. Luc. XXII. 6, 7. Ueber die besondere Vorsehung. 63
7. Luc. X. 30 = 37. Der barmherzige Samariter. *) 76
8. Offenb. III. 1. Du hast den Namen daß du lebest, und du bist tod. Bettag 1808. 88
9. Joh. XVI. 16. Trost gegen bevorstehende, oder schon erlittene Trennung. Neujahr 1808. 103

   Anhang zu der Antritts-Predigt des Pfarrdienstes. 114
10. 1 Cor. XV. 17, 18. Ist Christus nicht auferstanden u. s. w. Oster-Predigt 1808. 119
11. Habakuk II. 6. Ueber ungerechtes Gut. 130
12. Daniel IX 7. Herr! du bist gerecht, wir aber müssen uns schämen. 144
13. Psalm CXXVI. 5, 6. Die Thränensaat. 156
14. Psalm XXXVII. 7. Sey stille dem Herrn und warte auf Ihn. 169
15. Coloss. III. 3. Ihr seyd abgestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. 181
16. Luc. XVIII. 17. Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, u. s. w. 193
17. Luc. XX. 26=29. Jesus und Thomas. Oster-Predigt 1805. 205
18. Luc. XXII. 48. Jesus und Judas. Vorbereitungs-Predigt im September 1805. 219

* ... 1848 IV ... 1873–887

Inhalt.

19. 2 Corinth. XII. 7-9. Der Pfahl im Fleisch. Seite 230
20. Luc. VII. 11-15. Der Jüngling zu Nain. 243
21. 2 B. Mos. XIV. 3, 4. Die Verstockung Pharao's, eine Gelegenheits-Predigt, gehalten den 8. May 1814. 255

Im Haupt-Register zu den 6 Bänden, stehen die Predigten der ersten Auflage des vierten Bandes an folgenden Seiten:

1. Predigt . . . . . . Seite 1
2. —— 14
3. —— 28
4. —— 40
5. —— 54
6. —— 66
7. —— 80
8. —— 93
9. —— 109
Anhang zu der Antritts-Predigt des Pfarrdienstes. . 120
10. —— 125
11. —— 137
12. —— 152
13. —— 165
14. —— 179
15. —— 192
16. —— 205
17. —— 218
18. —— 233
19. —— 245
20. —— 259

Erste Predigt.

Den 5ten März 1809.

Text:

Ps. CVII. v. 11 — 15. Darum daß sie Gottes Geboten ungehorsam gewesen waren, und das Gesetz des Höchsten geschändet hatten.

Darum mußte ihr Herz mit Unglück geplaget werden, daß sie da lagen und ihnen niemand half.

Und sie zum Herrn riefen in ihrer Noth, und er ihnen half aus ihren Aengsten;

Und sie aus der Finsterniß und dem Dunkel führte, und ihre Bande zerriß.

Die sollen dem Herrn danken, um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut.

Das Anhören dieses Textes, verbunden mit dem Datum des heutigen Tages läßt euch keinen Zweifel übrig, wovon heute die Rede seyn werde. Oder sollte der Prediger des heutigen Tages etwa besser thun, all jene Erinnerungen still und unbenutzt vorüber zu gehen, um alte Wunden nicht wieder aufzureissen, und Empfindungen nicht wieder zu wecken, die besser schliefen auf immer? So müßte er aber

einen guten Theil der hier Versammelten in ihren gerechten Erwartungen täuschen, und sich selbst den Verdacht entweder des Leichtsinns, oder der Furchtsamkeit, oder der Undankbarkeit zuziehen. Denn wer eine empfangene Wohlthat vergessen kann, der kann und wird auch nicht dafür danken. Sie sollte er jenen aufopfern; sie sollte er in ihrer Hoffnung betriegen; sie, die vielleicht eben darum hieher gekommen seyn mögen, um sich über diesen Unglückstag, der all ihr Erdenglück zertrümmert hat, durch religiöse Vorstellungen zu trösten? Was soll also in diesen Umständen der heutige Prediger thun? Das, M. Z. was sein Herz ihn heißt, und was den Meisten und Besten seiner Zuhörer frommt. — Wohlan denn, Tag des Bluts und der Thränen! Tag des Schreckens und der Zerstörung! sey du heute mein Text. Bey so manchem damals noch jungen Menschen mögen die eilf seither verflossenen Jahre manchen Zug ausgewischt haben, der erfrischt zu werden verdient. Und wann dann das Gemälde dessen, was wir damals waren, in seiner ganzen grausen Gestalt da vor uns steht, so soll die Vergleichung dessen, was wir waren und zu werden befürchteten, mit dem, was wir durch Gottes Güte jetzt sind, unsere Herzen mit Schaam überschütten; mit Schaam über den von uns vereitelten Zweck beydes der Heimsuchung und der erfahrnen wunderbaren Errettung.

Ob vielleicht, ach! gieb du es, o Herr! ob vielleicht diese Gegeneinanderstellung, diese unerwartete Rückerinnerung, sie aus dem Taumel ihres Leichtsinns zum ernstern Nachdenken, und dann auch zu jenem Bekenntniß führen möchten: Herr! du bist gerecht, und deine Gerichte sind gerecht. Wir aber müssen uns schämen.

I. Unser erste Theil sey also den Erinnerungen gewidmet, die der heutige Tag in uns weckt. Sie sind größtentheils in unsern Textworten enthalten: Darum daß sie Gottes Geboten ungehorsam gewesen waren, und das Gesetz des Höchsten geschändet hatten, darum mußte ihr Herz mit Unglück geplaget werden, daß sie da lagen, und ihnen niemand half. Doch, wir müssen Ordnung in die auf uns einstürmenden Erinnerungen bringen.

1. Ach! wer kann sie vergessen haben, die tiefe Verlassenheit in der wir da lagen, von dem Augenblick an, wo der Steuermann vom Steuerruder gestoßen, wo das Schiff mastlos auf einem Meere wilder Leidenschaften schwamm? Wo des Vaterlands getreuste Söhne, o der unbegreiflichen Verblendung! jetzt über Vorrath schrien, und ihren Obern allen Gehorsam versagten? Wer kann ihn vergessen haben, den mit Blut und Mord bezeichneten Abend von unserm bürgerlichen Tode? wie wir, durch irrige Friedensgerüchte getäuscht, zur Ruhe giengen, um durch Sturmgeläute und Kriegsgeschrey fürchterlich aufgeschrecket zu werden. Wie nun aus jedem Hause ein Bewaffneter herausstürzte, dem nahenden Feinde entgegen. Wie Männer sich rissen aus den Armen ihrer Weiber — Söhne sich rissen von der Seite der Mutter, zu retten das Vaterland, oder zu bluten für es. Wie nun wir, eingeschlossen in unsern Mauern, lauschten auf jede Nachricht, uns wiegten mit unwahrscheinlicher Hoffnung, bis der immer näher kommende Donner des Geschützes uns auch die letzte Hoffnung entriß. Wie wir nun still dem schrecklichen Gedanken des nahen Todes, oder der auf einen Tag uns in die tiefste Armuth stürzenden Plünderung, uns hingebend, unser Schick-

sal erwarteten. Wie wir im Herzen Abschied nahmen, von allem was uns lieb war; überzeugt, daß dieser schreckliche Morgen der letzte unsers Lebens seyn könne. Wer kann die unaussprechliche Angst vergessen haben, des Vaters, um seinen vor dem Feinde stehenden Sohn; des Weibes, um seinen Mann; des Kindes, um seinen, vielleicht jetzt sterbenden Vater; und unser stilles Flehen zu der einzigen uns noch übrigen Hülfe dessen, der allein sie noch schützen konnte gegen die Pfeile des Todes? So gieng dieser schreckliche Morgen vorüber.

2. Und nun plötzliche Stille, wie die Stille des Todes. Banges Erwarten der Dinge die da kommen würden. Verkündigung von Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Umwandlung des erwarteten Todesurtheils in Kettenstrafe. Anfüllung unserer Häuser mit Fremden, zu jeder Gewaltthat bewaffnet. — Aber auch mitten im Zorn Barmherzigkeit. Wer kann die Freude vergessen haben, als, lebend, unverwundet, der Mann sein Weib, der Sohn den Vater umarmte, und die Wonne des Wiedersehens jede andre Empfindung verschlang? Dies ist die Geschichte dieses schrecklichen Tages. Was folgte, decke der Schleyer des Friedens. Aber das darf er nicht decken, daß über die ganze auf ihn folgende Woche keine Glocke zum Gottesdienst rufte, keine Tempelthüre sich öffnen durfte zum Gebet; daß uns bange war, ob uns auch ferner Gottesverehrung nach unserer Weise gestattet seyn würde. Und wie dann eine heisse Thräne unserm Auge entstürzte, als am ersten Sonntage der geliebte Schall uns wieder zum Gottesdienst rief, und alles hinströmte zu den neu eröffneten Kirchen, da sich auszuweinen vor dem Herrn, und seines Trostes viel zu nehmen zur Ergebung in unser gegenwärti-

ges und künftiges Schicksal. Aber nicht lange, so wurde die Hälfte unserer Tempel in Kammern für wilde Krieger verwandelt, die Ruhestätten unsrer Todten entweiht, und alle Anstalten zur Verarmung derer getroffen, die sich ums Vaterland am meisten verdient gemacht hatten. Doch auch dieses bedecke der Schleyer des Friedens.

3. So waren fünfthalb Jahre unter mancherley Erschütterungen, Mißhandlungen und Kränkungen bang und traurig vorübergegangen, als endlich der Herr barmherzig und gnädig einen Theil seiner Plage von uns nahm. Aber immer war das übrige des Kelches noch bitter genug. Erfahren hatten wir es nun vollauf das Schicksal, von dem unser Text redet: Darum daß sie Gottes Geboten ungehorsam gewesen waren, und das Gesetz des Höchsten geschändet hatten, darum mußte ihr Herz mit Unglück geplaget werden, daß sie da lagen und ihnen niemand half. Aber bald wurde auch das folgende wahr: Und sie zum Herrn riefen in ihrer Noth, und er ihnen half aus ihren Aengsten, und sie aus der Finsterniß und Dunkel hinausführte, und ihre Bande zerriß; und wir uns nun befreyet fühlten von der Geisel des Treibers, von der Ruthe derer, die uns haßten ohn' Ursach; durch Männer die, ihres Lebens nicht achtend, zu unsrer Rettung an die gefahrvolle Spitze sich stellten, um endlich die lang entbehrte Freyheit wiederzugeben dem Land ihrer Väter. Und des Herrn Hand war mit ihnen. Fast ohne Blut ward eine neue, bessere Ordnung der Dinge gegründet. An die Spitze unsers Hauswesens traten, statt der Fremden, die Söhne des Hauses. An die Stätte der Verschwendung trat Ordnung und Treue. An die Stätte der Un-

wissenheit stellten sich Kenntnisse und Erfahrung, und aus den Trümmern des alten Gebäudes ward ein neues errichtet, das jedem genugsamen Schutz und Sicherheit giebt.

Dies sind die Erinnerungen, die der heutige Tag in uns aufgeregt hat, und die zu unterdrücken schwer zu entschuldigender Undank gewesen wäre. Ja wir haben ihn getrunken den bittern Kelch; wir habens erfahren das Schicksal das früh oder später jedem Volke bevorsteht, das Gottes Geboten ist ungehorsam gewesen und das Gesetz des Höchsten geschändet hat. Wie es geplaget wird mit Unglück; wie es da liegt, und niemand hilft. Aber da wir zum Herrn riefen in unsrer Noth, da half er uns aus unsern Aengsten; führte uns aus der Finsterniß und Dunkel heraus, und zerriß unsere Bande. Aber wie ist es nun mit dem Schluß unsers Textes: Die sollen dem Herrn danken um seine Güte, und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut? Laßt uns dieß im zweyten Theil untersuchen.

II. Also, ein Volk, das durch alle diese Proben gegangen, das so wunderbar gerettet worden ist, das soll dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder; daß er zerbricht eherne Thüren und eiserne Riegel. Diese Kinder der Sünde, die geplaget waren um ihrer Uebertretung willen, daß ihnen eckelte vor aller Speise, und wurden todtkrank, und sie zum Herrn riefen in ihrer Noth, und er half ihnen aus ihren Aeugsten, und ihnen sandte sein Wort, und errettete sie, daß sie nicht stürben: Die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut. Und haben Wir das

gethan? Dies ist die Frage, die sich uns jetzt unabtreiblich aufdringt.

A. Was sollte man nun mit allem Recht von einem so heimgesuchten, so gezüchtigten Volke erwarten? Ohne Zweifel, daß es nun von seinen alten Thorheiten und Fehlern geheilet, sich ganz anders benehmen, und ein gutes, sittliches, religiöses, dankbares Volk werden würde, — daß es, zufrieden von den Trümmern seiner vorigen glücklichen Verfassung noch so viel gerettet zu haben, sich nun mit der Ruhe, mit dem Wohlstande begnügen würde, der jetzt vernünftiger Weise möglich ist, — daß es durch die Erfahrung von dem Unbestand aller menschlichen Größe belehret, allen Stolz auf Name und Herkunft, auf Amt und Würde ablegen, und, unabhängig von diesen, den Menschen im Menschen würde schätzen lernen — daß es zu dem Rest seines geretteten Wohlstandes Sorge tragen, und etwas auf einen zweyten ähnlichen Nothfall bey Seite legen würde — daß es durch Unglück ernster geworden, einen festern Charakter annehmen, und das alte, leichte, kindische Wesen ablegen — daß es eine weniger kostspielige Lebensart einführen, und zu den einfachen Sitten seiner Voreltern zurückkehren — daß es den Geboten seines Gottes gehorsamer werden, und das Gesetz des Höchsten nicht mehr gering schätzen — daß es sich nun mit herzlicher Dankbarkeit an den anschließen würde, der es so unverhofft gerettet hat aus der Hand seiner Feinde — daß von nun an Religiosität und Gottesdienstlichkeit bey ihm einheimisch werden würden, damit es sich in allen Fällen an Ihn wenden könne, als an den Gott, der da hilfet; den Herrn, der vom Tode errettet — das hätte man doch allerdings von so gezüchtigten und noch so gnädig behandelten Kindern erwarten sollen.

B. Und was sind hingegen die, wenigsten sichtbaren, Früchte all dieser so theuer erkauften Erfahrungen? — Daß man mit dem aus dem Feuer Geretteten unzufrieden, alles Vorige kindisch zurückwünscht; das gegenwärtige Gute mißkennend, es mit Füßen trittet, und sich nach einem unmöglichen Bessern sehnet; — daß man den gegenwärtigen Zustand für unumstößlich haltend, träumerischen Hoffnungen freyen Spielraum läßt; — daß man sich wiederum dem alten, eine Zeitlang unterdrückten, Hochmuth ohne Rückhalt überläßt — daß man sein Vermögen vergeudet, verspielt, als wenn die Quellen desselben nicht zum zweytenmale versiegen könnten — daß Freudedurst, Zerstreuungssucht, Weichlichkeit und Unordnung in fast jeder Haushaltung sichtbar zunehmen — daß das Volk bey all seiner Aufklärung zu allem Bösen immer verschmitzter und frecher wird — daß die Hinrichtungen auf eine wirklich schreckhafte Weise sich drängen — daß alle Gefängnisse zu enge werden — daß Unzucht aller Art öffentlich geduldet, und beynahe begünstiget wird — daß Diebstahl und Betrug ein eigentlicher Nahrungszweig geworden — daß Wildheit und Völlerey besonders unter dem Landvolk auf einen bisher unerhörten Grad gestiegen — und daß Stadt und Land durch die erlittene Züchtigung nicht nur um nichts besser, sondern um Vieles schlechter geworden sind — Das ist also der Dank, den wir Ihm dafür geben, daß Er uns, die wir da lagen, und uns niemand half, errettet hat, aus der Hand unsrer Feinde — daß er unsern Gränzen Friede gegeben — daß er keinen fremden Meister über uns gesetzt, sondern uns eine Obrigkeit aus unserer Mitte, und mit ihr uns eine Verfassung gegeben hat, unter welcher jeder ruhige und genügsame Bürger ein stilles und glückliches Leben führen kann — daß er uns eine solche Reihe fruchtbarer und gesegneter Jahre bescheeret, und un-

sere Herzen erfüllet hat mit Speise und Freuden? So haben wir also der Aufforderung entsprochen: Die sollen dem Herrn danken, um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut.

C. Nun wir wollen Ihn also durchaus dazu zwingen, daß Er die Ruthe zum zweyten Male zur Hand nehme, und die Schreckens-Scenen erneuere, an die der heutige Tag uns erinnert. Oder sagt selbst, was Ihm anders als dieses übrig bleibe? Wenn ihr, die ihr gegen das Böse so ziemlich gleichgültig seyd, den unverbesserlich ungehorsamen Sohn enterbet, ausstoßet, euere Hand von ihm abziehet, ihn den Folgen seines Uebelverhaltens dahin gebet; so müssen wir wahrlich von dem, der heilig ist, und seiner nicht immer ungeahndet spotten läßt, etwas ähnliches erwarten. Ein Wort brauchts, eine Unterschrift, ein Beschluß — das Werk eines Augenblicks — so hat all unsere Herrlichkeit ein Ende, so liegen wir wiederum da, wie vor eilf Jahren, zertreten, zermalmet, in unserm Blute. Was wird's dann helfen, das späte: Ach hätten wir jetzt die vergeudeten, verspielten, unnütz verschwendeten Summen wieder! Ach hätt' ich mir doch durch meinen Stolz, durch meine Härte nicht so viele Feinde gemacht! Ach hätt' ich doch für die Zukunft besser gesorgt! Mich mehr um Gott bekümmert als um Menschen; nicht Fleisch gehalten für meinen Arm; mich nicht so ganz allein auf Menschen verlassen; mich mehr an Gott angeschlossen, und mich Seiner versichert, auf die Tage der Noth! So könnt ich jetzt meine Zuflucht nehmen zu Ihm, könnte mich damit trösten: Er werde mich auch dießmal nicht verlassen, werde zu mir und den Meinigen Sorge tragen, werde aus dem zweyten Sturme, wie aus dem ersten mich retten.

Aber diesen Trost habe ich mir selber geraubet, wenn ich undankbar für jene erste Rettung, sorglos, und Seiner vergessend, mich der Sinnlichkeit hingab. Ein Gegenstand der Verachtung — weder von Gott noch von Menschen bedauert — werden wir dann da liegen in unsrer Schmach; ohne Trost als den: Wir haben kein besseres Schicksal verdient.

O! möchten doch diese freylich bittern Erinnerungen, die alle der heutige Tag aufgeregt hat, jetzt, da es noch Zeit ist, heilsame Entschlüsse hervorbringen! Möge jeder seinen Lebensplan so einrichten, daß wenn sich einst früher oder später, diese Scenen des Schreckens wieder erneuern sollten, wir von dem nagenden Vorwurfe frey bleiben: Das habe ich mir selber durch meine schlechte, undankbare Aufführung verdient.

Gott! Wenn an diesem Erinnerungstage unseres Unglücks jede Scene des Schreckens vor unsre Seele sich hinstellt — so stelle sich auch jede Erfahrung Deiner Hülfe und Deines Schutzes, deren sich so vieler unser Herz zu erinnern weiß, vor unsere Seele hin — so falle dann dies von Dir so unverhofft gerettete, mit Segen aller Art überschüttete, mit Gütern aller Art übersättigte Volk, nieder vor Dir, und danke Dir heute, und preise Deine Gnade, mit der Du es aus dem Staub, in den es getreten war, wieder emporgehoben, und vor allen Erdevölkern ausgezeichnet hast. Es erinnere sich, was es damals war, und was es zu werden befürchtete — was es ohne Dich jetzt wäre, und was es jetzt noch ist; und kehre wieder um zu Dir, dem Gott seiner Väter, daß Dein Grimm nicht zum zweyten Male über es erwache, und dann kein Raum zur Rückkehr mehr sey. Amen.

Zweyte Predigt.

Huldigung. Sonntag nach Ostern 1809. *)

Text:

2 Tim. II. v. 22. Fleuch die Lüste der Jugend.

Fliehe die Lüste der Jugend. So schreibt Paulus seinem jungen, von ihm unterrichteten, durch ihn getauften, durch ihn zum Christenthume bekehrten Timotheus: Fliehe die Lüste der Jugend. Auch ich habe hier eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Jünglingen vor mir, die alle erst vor Kurzem im Christenthume unterrichtet, zum Abendmahl hinzugelassen, und heute hieher berufen worden sind, dem Vaterlande in die Hände der Obrigkeit, unter deren Schutz sie leben, zum ersten Male den Eid der Treue zu schwören. Eingedenk, daß ich die Meisten von ihnen nur dies einzige Mal, und dann nie mehr vor mir habe, und daß ich also diese nie wiederkehrende Gelegenheit, ihnen für ihr Alter wichtige Wahrheiten ans Herz zu legen, so viel als immer möglich

*) Am Sonntage nach Ostern werden aus dem ganzen Oberamt Bern, alle seit Jahresfrist zum heil. Abendmahl admittirte Jünglinge, in der Hauptkirche zu Bern, zur Abschwörung des Huldigungs-Eides, versammelt.

benutzen soll, will ich mich jetzt mit ihnen, jedoch ohne den eigentlichen Zweck ihres Hierseyns dabey im mindesten aus den Augen zu verlieren, über den Segen einer reinen Jugend unterhalten. Aber doch so, daß auch die, die längst über diese Jahre hinaus sind, diese Stunde nicht bereuen sollen.

Gott! Schöpfer und Vater aller Menschen! Auch dieser Söhne Schöpfer und Vater! Mit welchem Wohlgefallen jetzt Dein Auge hernieder sieht, auf alle die, die noch rein und unverdorben, noch nicht mit der Sünde vertraut, in ihrer ganzen unschuldigen Reinheit hier stehen vor Dir. Ach lasse den Eindruck dieser Stunde groß werden an ihnen! Laß sie fliehen die Seele verderbenden Lüste der Jugend! Daß sie ihre Reinheit und Unschuld hinüber retten in die höhern Jahre, und dann auch reichlich des Segens theilhaftig werden, mit welchem du reine Jugend belohnest. Amen.

Wenn wir im ersten Theile den Einfluß der Jugend auf alle folgenden Alter des Lebens werden gezeiget haben, so wird es sich dann im zweyten gleichsam von selbst ergeben, daß wir die Lüste der Jugend nicht für unbedeutend halten, nicht aufsuchen, sondern fliehen müssen.

I. Also dem Einfluß der Jugend auf alle folgende Alter des Lebens ist unsre erste Betrachtung gewidmet. Schon oft ward das Leben des Menschen mit dem Jahre — die Jugend mit dem Frühling — das reifere Alter mit dem Sommer — die spätern Jahre mit dem Herbst — und das hohe Alter mit dem Winter verglichen. Und das mit allem

Recht.

Recht. Was der Frühling dem Jahre ist, das ist die Jugend dem Leben. Wie später Frost, anhaltende Nässe oder Dürre im Frühjahre die Hoffnung des ganzen Jahres vernichtet — Saat und Blüthe tödtet, und den Säemann und Pflanzer in Mangel und Traurigkeit setzt, so vernichten böse Gesellschaften und jugendliche Laster die beste Erziehung; tödten auch den treuesten Religions-Unterricht, und stürzen gute Eltern und Lehrer in Jammer und Traurigkeit. So gewiß der Frühling gut oder übel auf alle folgenden Zeiten des Jahres wirkt, so gewiß wirkt die Jugend, gut oder übel, auf alle folgenden Alter des Lebens.

A. Eine reine Jugend muß also auch ganz anders wirken, als die unreine.

1. Und was ist denn, und was nennen wir eine reine Jugend? Die Jugend nennen wir rein, die durch Schaam, durch Religion, durch Abscheu vor allem, was Sünde ist, durch Achtung gegen sich selbst, die, in jedem jungen Blute sich regenden, Lüste unterdrückt — Die nicht nur ihren Leib als einen heiligen Tempel ehret, sondern auch ihrer Seele kein Gedankenspiel erlaubt, dessen sie sich zu schämen hätte, wenn es die Welt wüßte — Die sich nie den Zauberbildern der Phantasie hingiebt, und selbst im innersten Heiligthume ihrer Gedanken und Wünsche keusch und züchtig bleibt — Die Jugend nenne ich rein, die, obschon der Ruthe entwachsen, sich dennoch dem göttlichen Gesetze nicht entwachsen glaubt: Ehre Vater und Mutter — die, obschon verheirathet, Vater und Mutter nicht aus ihrem Herzen herauswirft, um dem Manne oder Weibe Platz zu machen — die, nun erwachsen und ihrer Handlungen Herr, mit immer gleicher Ehrerbietung auf den

Rath ihren Eltern horcht; ihre Schwachheiten trägt, ihr Alter ehret — den Abend ihres Lebens dankbar und nach ihrem Vermögen versüßet — Die Jugend nenne ich rein, die die erlaubten Freuden dieser Jahrszeit des Lebens mit weiser Mäßigung genießt; sich nicht zu allen möglichen Lustbarkeiten drängt; um ihretwillen keine Pflicht versäumt; die nicht überall gesehen, und bewundert seyn will; sondern zufrieden ist, von ihren nächsten Umgebungen geschätzt und ausgezeichnet zu werden — Die Jugend nenne ich endlich rein, die ihrem Abendmahl-Gelübde getreu, die Uebungen der Religion nie unterläßt; die gerne betet; die sichs zur Ehre rechnet, mit dem Herrn der Welt wie ein Kind mit dem Vater vertraulich reden zu dürfen, und so ihres Verhältnisses mit Gott nie vergißt; — Die eingedenk ihres Schöpfers in den Tagen ihrer Jugend, bey allen ihren Freuden das Bewußtseyn der Rechenschaft nie verliert, die sie einst auch hierüber werde ablegen müssen.

2. Daß nun eine solche Jugend die wohlthätigsten Folgen auf alle folgenden Alter des Lebens haben müsse, ist wohl ausser allem Zweifel. Laßt diesen jungen Menschen, der sich so ohne Verlurst seiner Unschuld und Reinheit durch die gefährlichsten Jahre durchgeschlagen, und mit unverletzter Unschuld seines Herzens, mit seiner ganzen Religiosität, ins reifere Alter hinüber gegangen ist — laßt diesen zum Manne gewordenen Jüngling nun Ehegatte und Vater — oder die reine, tugendsame Jungfrau Weib und Mutter werden; in jede Lage, in jedes neue Verhältniß wird ihnen ihre Gottesfurcht, ihre Pflichtliebe noch folgen. Die jetzt vielen so schwer, ja fast unmöglich vorkommende eheliche Treue wird ihnen als eine leichte, angenehme Pflicht, und das Gegentheil als fast unglaub-

lich und abscheulich vorkommen. An Unterdrückung jedes unlautern Gedankens, jeder verbotenen Lust gewöhnt — nie widerstrebend, wo Pflicht gebietet — Herr seiner Begierden und Leidenschaften, wird er, im Ehestand oder außer demselben, mit Kindern gesegnet oder Kinderlos, den Willen seines Gottes und jedes Verhältniß ehren, in das Er ihn gesetzt hat. Den Eltern seines Ehegatten wird er glauben Achtung und Dankbarkeit schuldig zu seyn, und sein Betragen gegen sie wird nicht weit hinter dem eines guten Sohns, einer guten Tochter zurück bleiben. Das Vermögen seiner Frau wird er nie als ganz sein eigenes, sondern als ihr und seinen Kindern angehörend, ansehen, und gewissenhaft verwalten. Als Bürger, als Hausvater, als Beamteter, als Vormund wird er sich unter seinen Mitbürgern durch Fleiß, Häuslichkeit, Ordnung und Redlichkeit auszeichnen. Das alles wird ihm nicht schwer seyn, theils: weil er in der Jugend jede unordentliche Begierde unterdrücken und beherrschen gelernt hat; theils: weil er sich in derselben die Kenntniße erworben hat, ohne welche bey dem besten Willen jene Tugenden nicht möglich wären. Hier wird ihm also der Segen seiner wohlzugebrachten Jugend erst recht fühlbar. Ueberall folgen die Achtung und das Zutrauen seiner Mitbürger ihm nach. Sein Haus blühet im Segen. Umringet von guten Kindern und Enkeln, erndtet er jetzt die Vergeltung dessen, was er als Sohn, oder als Tochter, an seinen Eltern gethan hat. Ruhig sieht er die Vorbereitungen an, die die, seine Kräfte aufreibende, Natur zu seiner Zerstörung macht. Seine schlaflosen Nächte werden ihm durch keine Gewissensbisse verbittert. Mit seinem Gott ausgesöhnt — mit seinem Gewissen im Reinen — mit allen Menschen zufrieden, schaut er heiter ins offene Grab; sich freuend, daß nun bald aus-

gekämpfet sey, des Lebens schwerer Kampf — gerettet der Glaube — vollendet der Lauf; und daß er nun nahe sey der Krone der Gerechtigkeit, die Er, der Herr, geben wird jedem dem Er und seine Erscheinung lieb ist. Dies, liebe Jünglinge! ist der Segen, der auf reine, untadelhaft verlebte Jugend wartet.

B. Aber ach! wie ganz anders sind die Folgen einer unreinen, in sündlichen Lüsten zugebrachten Jugend!

1. Unrein nennen wir die Jugend, die sich Gedanken — Wünsche — Gespräche — Lekturen — Handlungen erlaubt, vor der die Unschuld erröthet, die Ehrbarkeit sich schämet — Die, unfähig sich eine Begierde zu versagen, die göttlichen Gesetze mit Füßen tritt — sich alles erlaubt, was sich bezahlen, mit Geld abmachen, oder vertäuschen läßt. Die, alle Bande der Religion von sich werfend, ohne Gott, ohne Gebet, ohne Gottesdienst, ohne Rücksicht auf Verantwortung und Vergeltung dahin lebt; die Warnungen, die Bitten, die Thränen der Eltern verachtet; jede Lust büßet, jedem Verführer, jeder Verführerin sich hingiebt — und das alles unter dem Schilde des Sprichworts: Jugend hat nicht Tugend — es ist einem wohl etwas mehr erlaubt, wenn man jung ist. Man muß doch einmal seines Lebens geniessen — das alles wird schon von selber aufhören, wenn ich verheirathet, und älter seyn werde. Und was dieser elenden Entschuldigungen noch mehr sind.

2. Ach! L. Z., was muß aus solcher Saat für eine Erndte werden? Was anders als Vergiftung des Leibs und der Seele. Des Leibs, der in den edelsten Quellen des Lebens vergiftet, der Raub unheilbarer und eckelhafter

Krankheiten — Vergiftung der Seele, die eine Behausung wilder Phantasien und schändlicher Leidenschaften wird? Was anders als Trägheit, Verdrossenheit zu aller Arbeit — Müßigung — Eckel an aller ernsthaften Beschäftigung? Hieraus Zerrüttung des Hauswesens — Betäubung durch Trunkenheit — Versuche, sich durch Spiel — durch Betrug, durch Diebstahl, oder durch Schuldenmachen und gewagte Spekulationen zu helfen — Unmöglichkeit oder Abneigung sich zu verheirathen — oder eine Unglücksweissagende Heirath mit einer Person, die nichts empfehlendes hat, als Körperreitze oder Geld. Nun meinet ihr vielleicht, jetzt werde der lasterhafte Jüngling sich ändern. Er habe ausgetobet; er werde nun ein ganz anderer, viel besserer Mensch werden? Aber ihr vergesset, daß er seine ganze verdorbene, lasterhafte Denkungsart, seinen Hang zur Veränderung, seine Unfähigkeit irgend einem Gelust zu widerstehen; seine Leibes- und Seelengebrechen alle mit sich in seinen Ehestand hinüber bringt; und daß also leicht vorauszusehen ist, er werde bald seiner Gattin satt und untreu werden; werde ihr Gesundheit zerstören; werde den Keim der Krankheit und des frühen Todes auf seine Kinder übertragen. Kein Gesetz als seine Lüste kennend; keine Pflicht ehrend, als die er ohne Schande, ohne Verlurst seines Amtes nicht umgehen kann, wird er überall, wo er es ungestraft thun kann, nachläßig oder Gewissenlos handeln — So, von niemanden geschätzt — im Herzen von allen verachtet — nur von den Schlechten gesucht — von ihnen in böse Händel verflochten — nimmt er seine Zuflucht zum Spiel und zum Trunk — und wird entweder schon in seinen besten Jahren ein Opfer des Todes, oder er lebt einem schmerzhaften, verachteten, verlassenen Alter entgegen, das, je näher es dem Tod und der Ewigkeit rücket, immer mür-

rischer, ihm und andern unerträglicher wird. So immer kämpfend gegen sich selbst und gegen die sich ihm aufdringenden schändlichen Rückerinnerungen — ohne Friede mit Gott, ohne Friede mit sich selbst — sich nur mit großer Mühe in einer Art von Betäubung über sein nahendes Schicksal erhaltend, in das er sich mit fest geschlossenen Augen auf Gnad und Ungnad hinabstürzt, schleicht der alte Sünder dem Grabe zu; und stirbt unbeweint und unbetrauert in eine andere Welt über, wo ihn erwartet die Erndte dieser Saat. Dies, A. Z., dies, liebe Jünglinge! ist der Einfluß einer unreinen Jugend auf alle folgenden Alter des Lebens. Kein Wunder also, daß Paulus seinem jungen Schüler, Timotheus, so ernstlich zuschreibt: Fleuch die Lüste der Jugend. Aber was er ihm schreibt, das schreibt er auch allen, die seines Alters sind:

II. Fliehet die Lüste der Jugend. Laßt uns das jetzt noch ganz besonders betrachten.

A. Was Lüste der Jugend seyen, bedarf wohl keiner besondern Beschreibung. Sie sind im Vorhergehenden kenntlich genug gezeichnet worden. Aber nennen nur muß ich doch die vornehmsten derselben: Es ist die verbotene unkeusche Liebe — es ist der Hang zu schlechter Gesellschaft — der Umgang mit schwachen oder schon verdorbenen Personen des andern Geschlechts — es ist die unwiderstehliche Neigung für Putz und Tanz — es ist die Spielsucht, von deren traurigen Folgen ich euch nächstens reden werde, wenn Ihr mich hören wollet — es ist der Hang zu berauschenden Getränken — der Hang zum Müßiggang, zu Vergeudung von Zeit und Geld — und endlich die Begierde nach Freyheit und Unabhängigkeit.

B. Fürchtet ja nicht, daß ich mich auf alles dies einlassen werde. Aber darauf muß ich euch doch besonders aufmerksam machen, daß Paulus seinem Schüler schreibt: Fliehe. Er sagt ihm nicht: Widerstehe den Lüsten der Jugend. Das verstund sich von selbst; sondern er saat ihm mehr: Fliehe sie. O! Paulus wußte recht gut, was er schrieb. Wußte wohl, daß Flucht die beste Art des Widerstands gegen die Lüste der Jugend sey. Wußte wohl, daß wer sich mit denselben ohne Noth in Kampf einläßt, sich in eine Gefahr begebe, in welcher seine Unschuld sehr leicht könnte zu Grunde gehen; und daß, wer sich läßt dünken, daß er fest stehe, wohl zusehen müsse, daß er nicht falle. O! wenn der weise, von Gott erleuchtete Apostel seinem, im Guten so weit geförderten Timotheus, dem er doch das Zeugniß giebt: daß er von Jugend an die heilige Schrift wisse; wenn er dem rathet: Fliehe — Was können wir denn bessers thun, lieben Jünglinge! als auch euch zurufen: Fliehet die Lüste der Jugend. Scherzet nicht mit ihnen — waget euch nicht in ihre Nähe. Laßt euch durch Neugier oder schon verdorbene Freunde nicht in eines der zahlreich geduldeten Oerter der Unzucht — in jene Mördergruben so mancher männlichen und weiblichen Unschuld, einführen — Denket nicht: nur so weit will ich gehen, und nicht weiter. Scherzet nicht mit der Sünde — Laßt euch ja nicht mit ihr in einen gefährlichen Kampf ein. Verschliesset lieber euere Ohren und euere Augen vor ihr. Fliehet jeden Ort, wo ihr sie sehen, wo ihr näher mit ihr bekannt werden — jedes Buch, jeden Menschen, durch das und durch den über die Sünde Licht und Feuer in euer Herz geworfen werden könnte. Ach, liebe Jünglinge, ihr Hauch ist vergiftend wie die Pest — ihre Berührung ist ansteckend, und wen sie einmal ergriffen

hat, den hält sie so fest, daß der arme, an allen seinen moralischen Kräften gelähmte, Gefangene oft lebenslang nicht mehr frey, oder doch die Wirkungen ihres Giftes an Leib und Seele nie mehr ganz los wird. Darum, o meine lieben jungen Brüder: Fliehet. Meidet, so lieb euch eure Seele ist, jeden Anblick, jedes Gespräch, jede Vertraulichkeit, die euer Blut in Wallung setzt; und wollt ihr wanken, so helfe euch der schnell zu Hülfe gerufene Gedanke an die Gegenwart Gottes, vor dem kein Mensch allein — und vor dem selbst die finsterste Nacht hell ist, wie der Tag. Vergesset nie die schöne Stelle in jenem euch allen bekannten Liede:

Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie uns fürs ganze Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück. (Gellert).

C. Hütet euch aber ganz besonders vor zween Fehlern, denen die Jugend vorzüglich ausgesetzt ist: Vor böser Gesellschaft — und vor der Sucht nach Freyheit und Unabhängigkeit.

1. Es ist unbegreiflich mit welcher Unvorsichtigkeit sich junge Leute dem ersten besten hingeben, der sich mit ihnen abgeben will. Vielleicht weil sie noch keinen Maasstab haben, mittelst dessen sie gute und schlechte Gesellschafter von einander unterscheiden könnten. So wisset denn, liebe Jünglinge! jede Gesellschaft ist für euch böse und gefährlich, wo über etwas gesprochen wird, darüber die Unschuld erröthet; wo etwas gethan wird, darüber sich das Gewissen empört: dessen ihr euch bey euerm nächsten Gebet schämet; und das den Gedanken an den Gott, der es ge-

hört und gesehen hat, nicht verträgt — Jedes Buch ist böse, das ihr verbergen müsset; jedes Gespräch, bey dem ihr euch umsehet müsset, ob es auch jemand höre, an dessen Achtung euch etwas liegt. O! glaubet ja nicht, ihr jungen Leute! daß ihr stark genug seyet, dem Einflusse böser Gesellschafter zu widerstehen. Ach schauet doch nur um euch her, und ihr werdet unter euern Bekannten der Beyspiele die Menge finden, von solchen die einst auch so gut waren, wie ihr jetzt noch seyd; aber dann durch schlechte Freunde und Freundinnen vergiftet, ihren Eltern den Gehorsam aufkündeten — sie im Alter verliessen — den Weg des Lasters einschlugen, und ihre grauen Haare mit Herzenleid zur Grube beförderten. Oder doch solche, die, nachdem sie den Lüsten der Jugend Ehre und Gesundheit aufgeopfert, jetzt ein sieches, armseliges, verachtetes Leben dahin schleppen — oder, verhärtet im Bösen, alle edlern Gefühle verlohren, in roher Sinnlichkeit dahinleben, unbekümmert für jene, einzig für diese Welt. Ach diese alle sind mehr oder weniger Opfer böser Gesellschaften, und rufen euch die traurige Wahrheit zu: Siehe, wie böse Gesellschaften die besten Sitten verderben — wie wahr es ist: Wer der Bösen Geselle ist, wird Unglück haben — und wie wohl ihr thut, wenn ihr wie David sprechet: Weichet von mir, ihr Boshaftigen! denn ich will halten die Gebote meines Gottes.

2. Fliehet endlich noch eine jugendliche Lust, fast die gefährlichste von allen: die Lust zur Unabhängigkeit. Wie ihrs nennet: die Lust zur Freyheit; wie wir es nennen: die Lust zu einem ungebundenen Leben. Ihr meinet, und besonders ihr, Jünglinge vom Lande! meinet, daß nun, da euere Unterweisung vollendet, und

euch der Zutritt zum heil. Abendmahl erlaubt worden ist, ihr nun, von euern Eltern unabhängig, ihrem Willen, ihren Befehlen und Verboten nicht mehr unterworfen, ohne Achtung für ihren Rath, thun könnet, was euch gelüstet, und euern Herzen wohlgefällt. Ihr erfahret heute das Gegentheil. Durch neue Bande, durch einen feyerlichen Eid, werdet ihr heute an Vaterland, ans Gesetz, an Unterthanenpflicht gebunden; werdet aufgefordert, Gott, mit aufgehobener Hand und lauter Stimme, zum Zeugen anzurufen: daß ihr dem Vaterland, den Gesetzen, der Obrigkeit und ihren Befehlen Treu und Gehorsam leisten; zu des Vaterlands innerer und äusserer Ruhe und Vertheidigung all euere Kräfte verwenden; alles was dem Vaterlande gefährlich werden könnte, vermeiden, anzeigen und abwehren, und euer Möglichstes zur Ruhe desselben beytragen wollet. Aber was kann das Vaterland von einem Jüngling Gutes erwarten, der der heiligsten aller Pflichten, der Pflicht gegen Vater und Mutter, ungetreu, sich nun von ihnen unabhängig, und von allem Gehorsam gegen sie entbunden glaubt? So wie euch euer Eid an Vaterland und Obrigkeit bindet, so bindet er euch zugleich an euere erste, natürliche, von Gott euch gegebene Obrigkeit, an Vater und Mutter, mit neuen Banden stärker als jemals. Seyd und bleibet ihr gute Söhne, so werdet ihr auch gewiß gute Bürger werden. Zerreisset ihr aber jene heiligen Bande, so werdet ihr auch diese zerreissen. Aber dann wird euch auch das Urtheil verfolgen, das schon bereits über alle solche ungerathene Kinder ausgesprochen ist: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch ist des Kinds Verderben. Das Auge das den Vater verspottet, und verachtet der Mutter zu gehorchen, das werden

die Raben am Bach aushacken, und die jungen Adler fressen. So wie das Urtheil: Alle Obrigkeit ist von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung, die aber widerstreben, die werden ihrem Urtheil nicht entgehen.

Gott! Alles sehender, allenthalben, und also auch hier, gegenwärtiger Gott! Empfange nun das feyerliche, unter Deiner Gewährleistung abgelegte, heilige Gelübde dieser Jünglinge: dem Vaterland und der Obrigkeit treu und gewärtig zu seyn; ihren Nutzen zu fördern und ihren Schaden zu wenden; so wahr ihnen Gott helfe. Daß sie ihres Eides und der ihnen dadurch zu Theil gewordenen Würde, nie vergessen, die Lüste der Jugend fliehen, die des Menschen Verderben sind. Daß sie Unschuld und Treue bewahren, bis auch ihre Stunde gekommen seyn wird; bis Du auch sie reif findest, ins bessere Vaterland, das droben ist, versetzet zu werden. Amen.

Dritte Predigt.

Ueber die Spielsucht.

Text:

1 Tim. V. v. 8. Wer die Seinigen, das ist: seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Heide.

Wir sind heute hieher gekommen, um mit euch über eine Materie zu reden, die der Kanzel fremde zu seyn scheint. Darum sie sich auch nur schüchtern aufzutreten wagt. Es ist auch leicht vorher zu sehen, daß mannigfaltiger Tadel sie treffen werde, theils von Seite derer, welche der Fehler, von welchem wir reden wollen, gar nicht beschlägt; theils selbst von denen, die ganz eigentlich dadurch sollen gewarnet werden. Und doch ist es so dringend, daß dieser Gegenstand einmal öffentlich zur Sprache komme. Nicht nur weil das Spiel, von dessen Moralität oder Immoralität wir heute reden wollen, eine bey Vielen fast täglich wiederkehrende Handlung ist, die einen großen Theil ihrer Lebenszeit wegnimmt, und also unmöglich ohne allen Einfluß, sowohl auf ihren inneren als äusseren Zustand bleiben kann — Sondern vorzüglich darum, weil, wenn es in Sucht, in Krankheit der Seele ausartet, es

nothwendig die fürchterlichsten Folgen für beyde Zustände, für unsern ganzen Wohlstand, nach sich ziehen muß.

Freylich findet man die bereits von dieser Krankheit Angesteckten gewöhnlich nicht in der Kirche. Indeß, wer weiß? Doch gesetzt: So sind doch solche hier, die es zwar noch nicht sind, aber es vielleicht in Kurzem werden können. Und wenn nur in einem von diesen das Andenken an diese Predigt lebendig, und der Abscheu vor der Spielsucht unaustilgbar bleibt; dann ist ja diese Stunde nichts weniger als verlohren. Also mit all der Besonnenheit, aber auch mit all dem Ernst und mit all der Freymüthigkeit, mit der die Religion, wo es nöthig ist, ihre Diener umkleidet, soll jetzt die Untersuchung über die Schädlichkeit der Spielsucht vorgenommen werden.

Und Gottes Segen sey mit dieser Stunde! Sie wirke, es sey zur Beschämung, oder zur Warnung, oder zur Erschütterung derer, die sich nicht rein wissen. Sie wirke nach jedes Lage und Bedürfniß, was vor Dir gefällig ist. Amen!

Um ja nicht mißverstanden zu werden, will ich zuerst einige Bemerkungen und Regeln vorausschicken, unter denen dasjenige gesellschaftliche Vergnügen, das wir Spielen heissen, allerdings auch den frömmsten Christen erlaubt und an sich unschuldig ist. Desto klarer wird es dann im zweyten Theile ins Auge fallen, wann und wodurch dieses Vergnügen anfängt strafbar zu werden, und wie zerstörend seine Wirkungen seyen, wenn es in die Leidenschaft ausartet, die wir Spielsucht nennen.

I. Welches sind also die Bedinge und Re-

geln, unter denen das Spiel unschuldig bleibt? Sie lassen sich alle in die Worte unsers Textes zusammenfassen: So lange es mich nicht hindert, die Meinigen zu versorgen; so lange es der Erfüllung weder der Pflichten gegen die Meinigen, noch der Erfüllung irgend einer andern Pflicht im Wege steht.

1. Das Spiel ist unschuldig, so lange es Spiel, das ist: eine Sache bleibt, auf die wir keinen Werth, kein Gewicht setzen; so lange der Zweck desselben nicht Geldgewinn, sondern unschädliche Geistesbeschäftigung, geselliges Beysammenseyn — gegebenes und genommenes Vergnügen, und abspannende Erholung bleibt.

2. Es ist unschuldig, so lange es ohne Leidenschaft bleibt; folglich ohne Unwille über Verlurst, ohne Schadenfreude bey Gewinn; und so lange wir nach Beendigung desselben seinen glücklichen oder unglücklichen Ausgang sogleich kalt und rein wieder vergessen können.

3. Es ist unschuldig, so lange es uns nicht zum Bedürfniß wird; wenn wir es, wo es Anständigkeit und höhere Pflicht erfordert, ohne Verdruß und für lange entbehren können.

4. Wenn das Spiel unschuldig seyn soll, so muß es auf eine für uns und für andre angenehme, und ja nicht auf eine verdrüßliche oder zänkische Weise geführt werden.

5. Es hört gänzlich auf unschuldig zu seyn, so bald dabey die geringste Neigung zu Unredlichkeit oder Betrug geweckt wird.

6. Es hört auf unschuldig zu seyn, so bald es uns von unsern Berufspflichten abzieht — uns die dazu gewiedmete Zeit raubet, oder uns zu unseren Andachtsübungen, zum Gebet — zur religiösen Lektur — zum Gottesdienst untüchtig macht.

7. Es hört auf unschuldig zu seyn, so bald es die Gränzen unsers Vermögens zu überschreiten, und der Verlurst uns empfindlich zu werden anfängt. Dann haben wir für unser Vermögen schon zu hoch gespielt. Der Arbeiter, der sich in den Fall setzt, seinen Wochenlohn zu verlieren, hat so hoch gespielt, als der Reiche, der den Werth dieser sechs Taglöhne hundertfach verliert.

8. Es hört auf unschuldig zu seyn, so bald es uns, es sey am Körper oder am Gemüth, schädlich zu werden, oder auf die Ruhe eines uns anvertrauten Menschenlebens nachtheilig zu wirken anfängt — Und hier sehen wir uns bereits an der Gränze unsers zweyten Theiles, der der Untersuchung dieser Wirkungen gewidmet ist, die nur zu oft die Folge eines leidenschaftliches Hanges zu diesem, unter obigen Einschränkungen an sich sehr unschuldigen gesellschaftlichen Vergnügens sind.

II. Diese unglücklichen Folgen des leidenschaftlichen Hangs zum Spielen, oder der Spielsucht, mit aller einem Lehrer der Wahrheit gebührenden Freymüthigkeit euch vorzuführen, ist die Aufgabe unsers zweyten Theils.

A. Wir müssen aber den Grundsatz voraussenden, den unser Text enthält, und wider den hoffentlich keiner etwas einzuwenden haben wird, nämlich: Jeder, in

irgend einer gesellschaftlichen Verbindung Lebende ist schuldig, die Seinigen zu versorgen.

1. Wer diese Seinigen seyen, das erklärt der Apostel selber durch den Ausdruck: Seine Hausgenossen. Also alle Glieder seines Hauses; seyen es Eltern, oder Ehegatten, oder Kinder, oder Verwandte — oder wer immer mit ihm in enger häuslicher Verbindung steht.

2. Für die soll er sorgen. Also nicht für sich allein, sondern für Sie soll er denken, sorgen, arbeiten, ihr zeitliches und ihr ewiges Glück begründen; sie versorgen, das heißt, sie so viel an ihm ist, aller Sorgen, alles Kummers für ihren Lebensunterhalt, und für ihr Fortkommen entheben.

3. Wer das nicht thut, der, spricht der Apostel, der ist ärger denn ein Heide. Er ist des Namens eines Christen unwürdig; hat durch die Uebertretung dieser Pflicht: für die Seinigen zu sorgen, seinen Glauben verläugnet; alle Ansprüche auf Christenthum aufgegeben, hat sich tief unter die Heiden, die doch im Allgemeinen diese Pflicht noch anerkennen, herabgewürdigt; und sich dadurch ein Schicksal in der Ewigkeit bereitet, das ärger als das der Heiden seyn wird.

B. Nach diesen, durch den Apostel aufgestellten, Grundsätzen prüfe man nun das Betragen des Spielers; und wenn man findet, daß er anstatt die Seinigen zu versorgen, zuerst sich selbst und dann auch sie zu Grunde richtet, so ist es doch klar genug, daß ein solches Vergnügen unmöglich mehr unschuldig, noch mit dem Stand eines Christen vereinbar seyn könne; sondern daß es auch von ihm, und

zwar

zwar vorzüglich von ihm wahr sey: Er habe den Glauben verläugnet, und sey ärger, dann ein Heide.

1. Ich sage: Er richte zuerst sich selber, sowohl seinen Körper als seinen Geist zu Grunde, so wie er das Spiel leidenschaftlich, und um des Gewinns willen treibt. Betrachten wir zuerst den Zustand seines Innern, seines Gemüths. In was für einer traurigen Zerrüttung finden wir es! Von unordentlichen, heftigen, schnell wechselnden Leidenschaften umhergetrieben — Bald von Begierde — bald von Furcht — von Hoffnung — von Verdruß und Zorn — bis nahe an Verzweiflung gefoltert — Seiner selbst nie froh — immer fürchtend sich zu verrathen — wenigstens während des Spielens in immerwährender ängstlicher Spannung — erbittert bald gegen sich selbst, bald gegen das Glück, bald gegen einen der Mitspieler, entflammen sich die niedrigsten, die menschenfeindlichsten Wünsche und Begierden in seinem Busen. Da ist ihm niemand so lieb, den sein Zorn verschone, wenn er durch Mißglück in Hitze gebracht, oder durch beträchtlichen Verlurst in Schaden gesetzt ist. Man muß ihn sorgfältig schonen, und wie einen Kranken behandeln, wenn er sich nicht in dieser Gemüthsverstimmung selbst mit seinem ältesten und besten Freunde entzweyen soll — So sieht es im Innern des Spielers aus. Sein Körper theilt denn auch getreulich mit ihm diese beständigen Erschütterungen seiner Seele. Aber gewiß nicht zu seinem Vortheil. Gewaltsam angestrengt, mehr als durch keine nützliche Arbeit entkräftet, gerathen alle Säfte desselben in Gährung, und arbeiten sich auf die widernatürlichste Art durch ihre Kanäle hindurch. Mit der Zufriedenheit und Ruhe seines Geistes ist auch alle erquickende, stärkende Ruhe des Körpers verlohren. Weg

ist der Schlaf. Wenn der Spieler endlich tief in der Nacht nach Hause kommt, so kommt er mit Fieberhitze, mit kochendem wallenden Blute — zornig über sein Mißgeschick — ergrimmt über seine oder seiner Mitspieler begangene Fehler — Auf Mittel sinnend, der verlohrnen Summe wieder habhaft zu werden, wälzt er sich auf seinem Lager herum, und nur die Hoffnung heute glücklicher zu spielen, gewährt ihm endlich einen leichten Schlummer. Aber wo ist ein menschlicher Körper der solche Erschütterungen in die Länge aushalten könnte? Wer begreift nicht, daß ein so entzündetes, so vergiftetes Blut eine leichte Beute der ersten ihn befallenden bedeutenden Krankheit werden müsse? So richtet der Spieler sich selber zu Grunde. Aber nicht nur sich selber, sondern

2. Auch alle die Seinen, die er als Christ zu versorgen bestimmt war. Als Sohn soll er seine Eltern versorgen — ihnen möglichst alle ihre Sorgen abnehmen, sie ausser Sorgen setzen, ihnen ihr Alter versüssen, und wenn es nöthig ist, sie mit Rath und That unterstützen. Von diesem allem wird gar nichts geschehen, sobald der Sohn ein Spieler ist. Dann muß der alte Vater, die alte Mutter, den ungerathenen Sohn einmal über das andere loskaufen, muß seine Ehrenschulden bezahlen, damit er bey Ehren bleibe — muß sich selber ausziehen — immer mehr einschränken — sich selbst das Allernöthigste versagen, bis ihm endlich der Kummer das Herz bricht. Heißt das die Seinigen versorgen?

Ist der Spieler verheirathet, so hat er ja öffentlich mit Anrufung Gottes, als Zeugen seines Versprechens, die Pflicht übernommen, sein Weib zu versorgen — zu dem

von ihr eingekehrten Vermögen Sorge zu tragen, und mit demselben ihr gemeinschaftliches Glück zu begründen. Hält er ihr nun sein Wort, wenn er mit ihrem Vermögen seine Spielschulden bezahlt — wenn er sie in sein Verderben verwickelt — wenn er sich in den Fall setzt nach seinem Tod eine arme, durch seine Schuld verarmte Wittwe zurückzulassen — wenn er sie zwingt, den Tag zu verwünschen, der ihr Schicksal an das Seinige knüpfte; der sie mit diesem unredlichen, wortbrüchigen, gewissenlosen Manne verband; der sie aus den Armen des Wohlstandes, aus den Armen liebender Eltern riß, um sie in Armuth zu stürzen? Heißt das als Christ die Seinigen versorgen?

Ist nun der Spieler vollends Vater — in was für eine Farbe tauche ich meinen Pinsel, um euch diesen verbrecherischen Vater in seiner ganzen Häßlichkeit darzustellen, der, um eine elende Leidenschaft zu befriedigen, das ganze Lebensschicksal seiner Kinder auf's Spiel setzt — sich selbst aller Mittel zu ihrer guten und standesmäßigen Erziehung — sie aller der Lebensvortheile beraubet, die sie von ihm, ihrem Vater und natürlichsten Versorger erwarten konnten — Wenn sie einst bey jedem kummervollen Tage, bey jeder schweren Lebensstunde denken müssen: das ist das Werk meines Vaters — wenn er alle Schriften vernichten muß, aus denen sie einst sehen könnten, wie viel er von ihrem Vermögen verschwendet habe — wenn er sie nie ansehen, nie küssen kann, ohne den stechenden Vorwurf zu fühlen: Ach, ihr armen Kleinen! Ich — ich habe euch unglücklich gemacht.

Ist der Spieler Vormund von Wittwen und Waysen: was wird ihn hindern, sich an ihrem Vermögen zu vergreifen, wenn eine sogenannte Ehrenschuld ihn drängt, oder

wenn er ihres Geldes zu bedürfen glaubt, um sein verlohrnes wieder zu gewinnen? Ist er Richter, was wird ihn abhalten, sich bestechen, sich seine Stimme theuer genug bezahlen zu lassen, um sich aus einer grossen Verlegenheit zu retten? Ist er Freund, was wird ihn hindern, seine Freunde mit falschen Versprechungen zu bethören, sie treulos in seinen Untergang zu verwickeln, oder sich auf ihre Unkosten zu retten? Ist er Hausherr, wird er wohl seine Dienstboten, seine Arbeiter richtig bezahlen, wenn er das dazu nöthige Geld verspielt hat, oder es dazu nöthiger zu haben glaubt? Ueberall, in welcher Lage ich mir den Spieler denke, erscheint er als ein schlechter, gewissenloser Mensch, der alles, was er berühret, zu Grunde richtet, und der anstatt die Seinigen zu versorgen, sie mit sich in sein Verderben verwickelt.

C. So wird es denn wohl auch von ihm wahr seyn: Er hat den Glauben verläugnet, hat alle Religion aufgegeben, und ist ärger dann ein Heide. Es klingt etwas hart: Der leidenschaftliche Spieler hat aufgehört ein Christ zu seyn; und doch ist es so. Beobachtet ihn nur etwas schärfer: Begleitet ihn in die dem Christen heiligsten Momente; wie werdet ihr ihn da finden? Sehet, wie er sich am Ende eines unglücklich verspielten Abends unmuthig auf sein Lager nieder wirft, und anstatt zu beten, sein Mißgeschick verwünscht. Sehet wie in seinem stürmisch aufgewühlten Gemüthe kein Gedanke an Gott aufkommen kann. Und hat er gewonnen: darf er dessen vor Gott erwähnen; darf er das Segen nennen, den ihm Gott bescheeret; darf er Ihm dafür danken? — Und könntet ihr ihn sehen, wenn er erwachet. Auch da kein Gedanke an Gott. Verdrüßliche Erinnerung an den gestrigen Verlurst — Stau=

nen, wie er die beträchtliche Lücke ausfüllen, wie er das Verlohrne wieder einholen wolle. Kein Gebet, keine Sammlung seiner Gedanken, kein Blick auf die Gefahren und Pflichten des Tages. Mürrisches Wesen, und träges Abthun dessen, was nothwendig gethan werden muß; zerstreutes Arbeiten, schnelles Unterbrechen und Aufschieben der nöthigsten Geschäfte, nur üm desto früher, mit anscheinender Heiterkeit, das Herz voll Raubbegierde, sich seiner Lieblings-Beschäftigung überlassen zu können; von der er dann entweder mit hämischer Schadenfreude, oder mit kaum unterdrückbarem Zorn über neuen Verlurst, nach Hause kehrt. Dieß ist die Lebensgeschichte des Spielers. Und wie soll bey dieser religiöser Sinn aufkommen oder lange bestehen können? Wird nicht, bey aller anscheinenden Rechtlichkeit, sein Herz bey dieser Vernachläßigung alles Göttlichen, unter diesen fast täglichen menschenfeindlichen Stürmen, alles feinere und höhere Gefühl verlieren, und innerlich verwildern müssen?

D. Folget endlich dem Spieler bis übers Grab hin. Gesetzt auch, was wir doch nicht mit Gewißheit versichern dürfen, daß seine Leidenschaft hier zurückbleibe; daß die, ihn hier verfolgende, Langeweile ihn dort nicht mehr quäle — so ist ihm das Urtheil, das der Apostel über ihn ausspricht, doch nichts weniger als günstig. Denn wer in den Augen des Richtenden ärger ist dann ein Heide, muß also nicht nur von der Seligkeit der Christen, sondern selbst von der guter Heiden ausgeschlossen seyn. Und da ihm die ganze Erinnerung an sein Erdeleben geblieben ist, wie muß ihm wohl dasselbe jetzt vorkommen, da es vorüber ist; jetzt da er Rechenschaft geben soll, von allem, was ihm anvertraut war? Wie, die vielen tausend zweck- und nutzlos verspielten Stun-

den? Wie, die ihm von den durch ihn Beraubten nachgesendeten Verwünschungen? Wie, der Ruin seines Hauses? Wie, das Jammern seines verarmten, oder doch um seine gerechtesten Hoffnungen betrogenen Weibes? Wie, das durch ihn verspielte Glück seiner Kinder? Wie, der Nachklang der durch ihn Verführten? Wie, die von dem ihn überlebenden bösen Beyspiel zu erwartenden Früchte? — Kann das Andenken an dieß alles ihm Seligkeit geben? Kann wohl Gott die so elend zerrüttete Seele in seinen Himmel aufnehmen? Und wär' ihr da wohl? — Ihr, die so ganz und gar keine Anlage zu dem Himmel mitgebracht hat, in welchem nur Gerechtigkeit, Friede und religiöse, auf Gott sich beziehende, Freude wohnt? Wer sich nicht hier schon an diese Lebensart gewöhnt; wem vielmehr das Gegentheil zur Natur geworden; was soll der in diesem Himmel? Und einen andern, einen Himmel für den Spieler, hat die Ewigkeit nicht. Wohin denn mit dieser leeren, allem religiösen Guten abgestorbenen — versinnlichten — zerrütteten Seele? Wir wollen sie nicht richten. Dort oben ist, der sie richten wird nach seinem Wort — Aber beten wollen wir doch: daß wir nicht ihres Todes sterben, und daß unser Ende nicht sey, wie ihr Ende.

Wirke nun diese Predigt, o Herr! was sie wirken mag. Immerhin ist dadurch dein Wille geschehen. Sie sind gewarnet worden in deinem Namen. Möge es doch keiner der Gewarnten darauf ankommen lassen, ob es denn auch wahr sey, daß der Knecht, der des Herrn Wille weiß, und doch nicht thut, werde doppelte Streiche leiden! Amen.

Vierte Predigt.

Text:

Hebr. I. v. 8. Aber von dem Sohne spricht er: Gott! dein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das Scepter deines Reiches ist ein richtiges Scepter.

Ich wage mich heute an einen Gegenstand, der mich durch seine Majestät und Größe selbst jetzt noch zurückschreckt, jetzt da ich mich mit euch darüber unterhalten will — Vom Sohne will ich zu euch reden, in so fern er von Ewigkeit zu Ewigkeit ist — Von seinem Stuhle, d. h. von seiner Regierung über die Menschenwelt — Von seinen Kämpfen gegen die Feinde seiner Anstalten und Zwecke — Also von der Geschichte der Anstalten, durch welche das Menschengeschlecht zu der Größe und zu der Seligkeit gelangen soll, zu der es sein König bestimmt hat. Von diesem Gegenstand also, der alle andern an Größe übertrifft — der einen unbegränzten Zeitraum in sich faßt — der von Ewigkeit zu Ewigkeit reicht, soll ich diesmal zu euch sprechen. Aber warum wage ich mich denn an ihn, wenn er mich durch seine Größe zurückschreckt? Doch, ist es nicht noch besser, wenigstens etwas davon zu kennen, als gar nichts? Ist es nicht dringend, unserm ganz ins Irdische versinkenden, sich im Staube wälzenden, allen Sinn fürs

Große und Ewige verlierenden, Zeitalter einmal etwas Grosses vorzulegen; seinen Blick auf etwas, ihm ganz Ungewohntes zu richten, und ihm zu zeigen, daß ausser dieser Sinnenwelt noch etwas ist, das seiner Aufmerksamkeit werth sey? Ist es nicht Zeit, auf die wunderbare Regierung des Sohns über die Menschenwelt einen forschenden Blick zu werfen, und aus dem, was geschehen ist, Schlüsse zu ziehen auf das, was noch in der Folge geschehen wird? Mag wohl seyn, daß diese Predigt Vielen, die nicht sonderlich in der Bibel und in den darin erzählten Führungen Gottes mit dem Menschengeschlechte, bewandert sind, daß diese Predigt ihnen zu hoch scheinen mag. Sie sollen aber ein ander Mal dafür entschädiget werden. Ganz kann auch für sie diese Stunde nicht verlohren seyn, wenn sie ihre ganze Aufmerksamkeit den beyden Betrachtungen schenken wollen, deren die erste sich, so viel möglich ist, mit den Worten unsers Textes beschäftigen wird: Gott! dein Stuhl, deine Regierung, währet von Ewigkeit zu Ewigkeit — Die zweyte dann, der geoffenbarten Geschichte dieser Regierung folgend, die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit derselben zeigen soll.

Gott! Wenn ein armer Sterblicher, ein Geschöpf das gestern noch nicht da war, und morgen nicht mehr seyn wird, sich an den unübersehbaren Gedanken der Ewigkeit wagt — es wagt, die Geschichte deiner Regierung, in einem großen Gemälde darzustellen — so vergieb ihm; sintemal du weißest, daß es nicht aus Anmaßlichkeit, sondern aus Verlangen geschieht, unsern Blick auf das Höchste und Größte zu richten, dessen unser Geist fähig ist; aus Verlangen, deine Regierung zu rechtfertigen; unser Herz vor dir zu stillen, und es mit Ahndungen einer bessern Zukunft zu füllen. Amen.

I. Ich will es also versuchen, so weit es dem Sohne des Staubes möglich ist, uns den Begriff der Ewigkeit so klar als möglich zu machen.

A. Ewigkeit! du großer, furchtbarer Gedanke! Unermeßliches, Uferloses Meer — ohne Anfang und Ende! Und wenn wir tausend Jahre dich anstaunten — Millionen Jahre nur dich dächten, so wären wir am Ende, wo wir am Anfange waren, und um keinen Schritt weiter gerückt. Und doch bist du — und doch mußt du seyn! Vor dem heutigen Tage war ja der gestrige — vor dem jetzigen Jahrtausend war ja ein ander Jahrtausend — vor diesem wieder ein anders. Und wenn ich dann so von Jahrtausend zu Jahrtausend emporgestiegen, auf Gebirgen von Jahr-Millionen emporgestiegen bin — so muß ich doch endlich entkräftet stille stehen und bekennen: So kanns nicht in alle Ewigkeiten fortgehen. Einst muß ein Anfang von dieser unabsehbaren Kette von Jahren, ein erstes Jahr, ein erster Tag — ein Anfang der Welt und der Schöpfung angenommen werden — vor welchem von dem allen was jetzt ist, noch nichts war; keine Sonne — kein Stern — keine Erde — kein Himmel — kein Engel — wo im ganzen unermeßlichen Raume nichts war, als Gott. Einsam, und doch der Höchstselige — sich allein Genügende; dessen Seligkeit ewig sich nur in sich selber ergoß; aus sich selbst ewig wieder in sich selber zurückströmte. Wer vermags zu fassen, welcher Sohn des Staubes vermags auszusprechen, dein Denken und Thun, ehe du im unendlichen Raume den Schauplatz deiner Offenbarungen erschufst, was du warst: Jehovah — du unbegreiflicher Einsamer! der du Gott warst, wie jetzt, als noch keine Sonne war, und kein Mond — kein Engel und kein Mensch — der du

Gott warst, ehe die Berge worden, ehe die Erde und die Welt gegründet war — Gott warst von Ewigkeit zu Ewigkeit!

B. Da trat endlich der Ewige aus seiner Einsamkeit Lichtnacht; denkend den Gottesgedanken voll Liebe: Ich will mich verklären an Tausendmal Tausenden, und Tausendmal Tausende sollen es fühlen, daß ich die Liebe bin. Und nun falle vor ihm nieder, meine Seele! unter diesen Tausendmal Tausenden dacht er auch dich — Nun floß aus ihm, dem Urquell des Lebens, Leben in alle Bezirke des unendlichen Raumes — Leben, gekleidet in Millionen Gestalten, vom Sonnenkörper herab bis zur Milbe — Jedes Leben ein Ausfluß von Ihm — jedes, ein Tropfe seines Lebens — jedes, ein Gedanke seiner Kraft.

C. Aber schon damals, vor allem Anfang der Zeiten, war mit Ihm der Sohn, der, von welchem unser Text spricht: Gott! dein Stuhl währet von Ewigkeit. Denn im Anfang schon, schreibt Johannes, war das Wort, und das Wort war bey Gott; und das Wort war Gott; durch welches er auch die Welt gemacht hat, und ohne welches nichts geschaffen ist, von allem was da ist. Also vor dem Anfang aller Schöpfung war der Sohn. Das Wesen, das den Weisen dieser Welt ein Stein des Anstoßes, ein Aergerniß und eine Thorheit ist; das in kein menschliches System paßt — und das doch nach der Schrift der eingebohrne Sohn vom Vater ist, voll Gnade und Wahrheit; das Ebenbild des unsichtbaren Gottes — der Abglanz seiner Herrlichkeit — das alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort — von dem geschrieben steht,

daß von Ihm und durch Ihn und zu Ihm alle Dinge seyen — daß Ihm Ehre in Ewigkeit gebühre — daß er sey Gott, hoch zu loben in Ewigkeit. Dieses Wesen, das als Unterscheidungszeichen den Namen trägt: Sohn — Wort — Oberster Reichsverweser, durch welches der Vater sich offenbaret — spricht und handelt — Dieses, in seiner Verbindung mit dem Vater uns unbegreifliche Wesen, war schon im Anfang, also vor aller Schöpfung, bey Gott. Durch dasselbe schuf er die Welt — Eins mit dem Vater — Gleicher Natur und gleiches Willens. So hat die Schrift Ihn gezeichnet — und so muß der Ihn annehmen, der an den Sohn glaubt.

Der sprach nun in den öden unendlichen Raum sein göttliches: Werde. Und siehe, aus der alten ewigen Urnacht riß sich das Licht — allen Naturforschern ein undurchdringliches Geheimniß. Sonnenmassen wälzten sich unzählbar im Raume, und durch die alte Einsamkeit wehte zum ersten Male der Odem der schaffenden Allmacht. Da standen nun Sonnen und Monde und Erden, aber wüst und leer — Immer noch wehte der Odem des Lebens; und die Sonnen und Monde und Erden bevölkerten sich mit Bäumen und Kräutern und Thieren, die in Lüften, auf dem Trocknen und im Wasser lebend, ihres Daseyns sich freuten.

Aber noch war für die Erde kein König geschaffen. Miriaden Geister hatte schon der Schaffende aus Licht und Aether gehoben; aber der Erde war noch kein König gegeben mit Erde umkleidet. Und Jehova sprach: Lasset uns Menschen machen. Ein Bild, das uns gleich sey. Und siehe, da stand Er in seiner himmlischen Unschuld, der Jüngling — der Schöpfung jüngster Sohn, und

mit der seligen Wonne des ersten Bewußtseyns erscholl seinem Herzen das große Gebot: Vergiß nie deines Schöpfers, o Seele! Vergiß nicht, was er dir gethan; und damit du es nicht vergessest, heilige ihm ganz besonders jeden siebenten Tag. Jetzt war die Schöpfung vollendet. Der Odem des Schaffenden wehet nicht mehr durch den jetzt mit Geschöpfen aller Art erfüllten Raum. Ueberall wo Leben seyn konnte, war Leben. Und der Schaffende ruhete und sahe alles an, was er gemacht hatte, und siehe es war sehr gut. Die Ewigkeit kleidete sich nun in Jahre und Zeit, und mit ihr beginnt auch der zweyte Abschnitt unsers Textes:

II. Dein Scepter ist ein richtiges Scepter — d. i. deine Regierung über deine Welt ist eine gerechte und weise Regierung; deren Uebersicht, so wie sie uns vorliegt in der Schrift, uns jetzt beschäftigen wird.

1. Gleich auf den erstern Blättern derselben tritt ein Verführer auf, in eine Schlange gekleidet, der erst in der Folge kenntlicher wird. Einer der Fürsten des Himmels, der sträubte sich seinen Nacken zu beugen unter die Befehle des Sohns. Geblendet von seiner eigenen Größe, im Vollgefühl seiner Kraft — sich zum Gehorchen zu groß dünkend — nach Unabhängigkeit strebend — hatte er seine ihm angewiesene Behausung verlassen, war vor dem Zürnen der Gottheit in eine noch unbewohnte Gegend des unendlichen Raumes geflohen — da ein Reich zu stiften für sich, und Miriaden durch ihn verführter Geister mit ihm. Satan, bey dessen Name der Unglaube spöttisch lächelt, und der des ungeacht in der Regierungsgeschichte des Sohns über die Menschenwelt eine so große Rolle spielt, daß, wenn ihr ihn daraus wegwerfet,

die ganze Geschichte ihre Haltung und ihre Wahrheit verliert — Satan, die Kinder der Unschuld in Eden beneidend, handelnd ganz im Charakter der Bosheit, wie ihr sie handeln sehet bis auf diesen Tag — Satan faßte den Plan, diese, ihm zu glücklichen Kinder der Unschuld zu stürzen, und sie, mitten unter ihnen aufrichtend sein Reich, zu Mitgenossen seiner Empörung zu machen. Und ach! ihm gelangs, unter den Augen der Gottheit. Warum sie es nicht hinderte, wird erst die Ewigkeit lehren. Ihm gelangs. Er hatte den Zunder der Sünde in ihre Seele geworfen, und sie elend gemacht. Vertrieben aus ihrer paradiesischen Wohnung — ihrer Unschuld beraubt — verurtheilt im Schweiß ihres Angesichts zu essen ihr Brod — bereuten sie zu spät ihre Thorheit. Satan lachte, und freuete sich seines Triumphs.

2. Fürchterlich wirkte nun das Gift der Sünde in den Adern der Menschheit. Bald lag der Bruder erschlagen vom Bruder am Opferaltare. Der fliehende Mörder zeugte seiner ähnliche Kinder, die, sich vermählend mit den Kindern des bessern Stammes, in kurzer Zeit das Gift der Sünde durch den ganzen Körper der Menschheit verbreiteten. Bald war Jehova vergessen, und die ganze Menschen-Familie unheilbar verdorben. Vergebens daß von den wenigen ihm treu Gebliebenen ein Henoch, ein Noah warnten. Diese Unglücklichen hatten alle Furcht vor einer strafenden Gottheit verloren. Die alles überströmende Fluth vertilgte das ganze Geschlecht. Nur Noah und seine Kinder wurden würdig gefunden, die Stammväter eines neuen Geschlechtes zu seyn.

3. Aber nicht lange so zeigte sich das Gift der Sünde schon wieder. Gott mißtrauend bauen sie einen Zufluchts-

ort gegen eine zukünftige zweyte Fluth, einen Vereinigungspunkt gegen gemeinschaftliche Gefahr. Menschen in gedrängten Massen verderben sich leichter. Jehova vereitelt ihren Plan, und trennt ihren Verein. Nur langsamer, aber immer sichtbar genug, wirkte der Sünde Gift. Die neuen Bewohner der Erde vergaßen wie jene Jehovah — und machten sich von Holz, Stein und Metall tragbare Götter. Da beschloß der Vater der Menschen sich auszuwählen aus allen Stämmen der Menschen ein Volk, das da bewahre seinen Namen und seines Dienstes Weise. Aber keines der bereits vorhandenen Völker. Einen einzelnen Mann wählte er aus — Abraham ist sein Name — den er auf alle mögliche Weise prüfte und nach seinem Sinne erzog — dem er erst, nachdem er ihm die größten Opfer abgefordert — von der Verlassung seiner Heimath bis zur Aufopferung seines einzigen Sohnes — nachdem er ihn durchaus bewährt gefunden, mit einem Eide verhieß, daß durch einen von seinen Nachkommen gesegnet werden sollten alle Geschlechter der Erde.

4. Allein auch unter diesen Auserwählten blieb die Verschlimmerung nicht aus. In Egypten zum großen Volke geworden, aber ohne Haupt, ohne Führer, ohne Lehrer — vergaß es unter dem Druck der Pharaonen seiner Väter Gott. Aber mit allmächtigem Arme entriß Jehova sie aus des Egypters Druck. Gab ihnen Mosen zum Haupt, zum Führer und Lehrer; und setzte sein Gesetz und seinen Dienst als einen mächtigen Damm dem eindringenden Verderben entgegen. Die Kinder der Sklaverey, unzähmbar und roh, ließ er aussterben in Arabiens Wüsten — und erst das da gebohrne, durch Mosen erzogene, Geschlecht führt er in Canaan ein. So war nun Abraham, der einzelne Mann,

nach Gottes Verheissung zum großen Werke geworden, das seinen unsichtbaren König erst im tragbaren Tempel, dann im stehenden Königspallaste verehrte.

5. So ward das moralische Verderben zwar aufgehalten, aber nicht ausgerottet. Mit steigender Macht und zunehmendem Wohlstande vergaßen sie ihren Jehovah — und nahmen fremde Götter in seinen Tempel auf. Durch gute Könige und durch Gottes Propheten vergebens gewarnt, ward endlich dies Volk in die Hände der Heiden gegeben, ins Elend geführt, und der entweihte Tempel zerstört. Hier im Elende suchte und fand es seinen Jehovah wieder. Er erbarmte sich seiner, und führt' es in das Land seiner Väter zurück. So ward Satans Plan, dies Volk von Gott abzureissen, vereitelt. Vom Greuel der Abgötterey auf immer geheilet, fiel es aber allmählig in einen andern Fehler und setzte den Dienst seines Jehova blos in die strenge Beobachtung äusserlicher Gebräuche; beugte zwar seine Knie vor ihm, aber sein Herz war fern von Ihm. Das Herz seines Volks hatte Jehovah verlohren; das Herz seines Volks wollte, mußte Jehovah wieder gewinnen, und dazu war ihm kein Opfer zu schwer.

6. So waren nun schon vier Jahrtausende vorübergegangen, in welchen der Sohn der Gottheit im Namen seines ewigen Vaters, still und unmerklich, nur selten durch übernatürliche Wirkungen sich äussernd, das Menschengeschlecht überhaupt, und dieses Volk insbesonders bis zu diesem Ziele geführt hatte. Beyde waren nun zu einem Alter heran gewachsen, wo sie eine Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit ohne Tempeldienst und Opfer vertragen konnten. Die große Stunde war gekommen, wo

die Menschen ihren König ganz als die ewige Liebe kennen, wo sie es lernen sollten, ihm ohn' alle Furcht aus bloßer Liebe zu gehorchen. Sie sollten es nun erfahren, wie sehr Er sie liebe. Eine Stimme vom Himmel mußte es ihnen kund thun, daß der Gesendete kein geringerer sey, als der Sohn des Himmels, Gottes Eingeliebter, auf dem sein ganzes Wohlgefallen ruhe. Und eine andere Stimme sollte es ihnen verkündigen: Also hat Gott die Welt geliebet, daß Er seinen eingebohrnen Sohn für Sie dahingab. Durch ihn sollte Satans Reich zerstört, das sie an ihm festhaltende Blendwerk der Sünde vernichtet, und die Menschheit in eine einzige, sich liebende, ihrem gemeinschaftlichen Vater aus Liebe gehorchende, Familie von Gotteskindern umgeschaffen werden. Satan, getäuscht durch die Menschengestalt des Erlösers, suchte auch ihn erst zu verführen — dann aber, als dies nicht gelang, ihn zu tödten; aber so ihn zu tödten, daß auch alle seine Bemühungen, die Menschen ihm zu entreissen, mit ihm getödtet würden. Aber siehe, aus seinem Tode entwickelte sich das wahre Leben der Welt. Der Mensch Jesus, mit dem sich der Sohn, der von Anfang war, durch den die Welt geschaffen ward — auf uns unbegreifliche Weise zu einer Person vereinigt hatte — der alle Proben des Gehorsams, selbst die des Kreuzestodes ohne Sünde ausgehalten hatte, zerbricht die Ketten des Todes, setzt sich zur Rechten des Vaters auf den Thron aller Gewalt über Himmel und Erde, und stiftet ein Reich, dessen Wurzel zwar die Erde ist, aber dessen Zweige durch alle Himmel reichen. Dieß ist das verheissene Reich Davids, das kein Ende nehmen soll — das, von dem unser Text spricht: Gott! dein Stuhl, dein Reich währet von Ewigkeit zu Ewigkeit; dein Scepter ist ein

richtiges Scepter. Deine Regierung ist eine weise, gerechte Regierung.

7. Und dem sollte der Fürst der Finsterniß so ruhig zugesehen haben? Seine Gewalt war erschüttert, aber noch nicht zerstört. Doch vergebens strebten die Pforten der Hölle empor, Jesu sein Reich zu entreissen — vergebens reitzten sie die Mächtigen der Erde gegen das Christenthum auf — vergebens ward Christenblut in Strömen vergossen — dennoch breitete sich Jesu Reich in alle Gegenden der Erde aus. Aber was Verfolgung nicht vermochte, das vermochte Verführung. Der Dienst im Geist und in der Wahrheit ward verdrängt durch Ceremonien-Dienst. Das Licht verlosch bis auf wenige Funken; und zum zweyten Male deckte Finsterniß die Erde und Dunkel die Völker; unter deren Schutz Satan sein Reich wieder so hoch empor brachte, daß man sich Vergebung aller, selbst der erst noch zu begehenden, Sünden um Geld erkaufen konnte. Zum zweyten Male schien Satan sein Reich wieder erobert zu haben. Aber der auf dem Stuhl rufte nun Männer zum Daseyn herauf, die ausgerüstet mit Kraft, und ihres Lebens nicht achtend, das Reich der Finsterniß und der Laster mit gewaltigem Arme erschütterten, und eine Reformation zu Stande brachten, die neues moralisches Leben in die sterbende Christenheit goß. Aber als die Knechte entschliefen, säete der wachsame Feind schon wieder des Unkrauts die Menge auf den Acker den Christenheit aus. Nicht zwar den Saamen des Aberglaubens, der konnte unter der jetzt groß gewachsenen Christenfamilie nicht mehr gedeihen — aber den Saamen des Unglaubens, der alles Göttliche der armen Vernunft unterwirft; alles Unsichtbare mit dem kurzen Maasstabe der Sichtbarkeit misset — und alles was er nicht mit

Augen sehen, mit Händen betasten kann, als ungereimt und unmöglich verwirft — Der der Gottheit das Recht Wunder zu thun, wenn sie will, abläugnet, weil er noch kein Wunder gesehen — Der den göttlichen Sohn zum bloßen Menschen erniedrigt — weil er etwas Höheres nicht begreifen kann. Den Unglauben, der sich selbst genügsam, alle höhere Belehrung als unnöthig verwirft — der in seiner Zerstörungswuth immer vorwärts schreitend, sich endlich selbst an den letzten Grundsäulen aller Sittlichkeit, alles Trostes im Leben und im Tode, am Glaube ans Daseyn eines Gottes, am Glaube an Vorsehung und Fortdauer vergreifend — alle Verbindung der Menschheit mit der Gottheit zerreißt, um nun ganz frey, und durch nichts gehindert, seinen Lüsten zu dienen.

8. Auf diesem Punkt sind wir jetzt. In diesen Zeitpunkt ist unser armes Daseyn gefallen. Aber sollten wir darum alle Hoffnung aufgeben? Sollten wir es vergessen, daß sein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit — und daß sein Reich auf einen Felsen gegründet ist, den selbst die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden? Laßt es seyn, daß die Wuth ihrer Wellen den Felsen erschüttert — Es wird doch einst heissen: Bis hieher sollst du kommen, und nicht weiter. Hier soll sich legen der Stolz deiner Wellen. — Wir besitzen in den heiligen Urkunden ein Buch, das Buch der Offenbarung genannt. Jetzt noch ein versiegeltes Buch — vielen eine Aergerniß und eine Thorheit — das die Regierung des Sohns, seine Kriegsgeschichte mit dem Fürsten der Finsterniß in geheimnißvollen Bildern bis in die Ewigkeit durchführt. — Aber die Siegel werden einst erbrochen, der heilige Schleyer gelüftet

werden, wenn der, der auf dem Stuhl sitzet, hervortreten wird aus seinem heiligen Dunkel, und seine Feinde zerschmeissen wird, wie der Töpfer die Scherbe zerschmeisset. Zufolg diesem Buche wird, wenn das Gold hinlänglich durchs Feuer geläutert seyn wird, nach einem Zeitraum voll Jammer und Elend, der Fürst der Finsterniß, gänzlich besiegt, zurück gestürzt in seine ewige Nacht — dem Sohn den Sieg überlassen. Dann wird der Sieger dem Grabe rufen, daß es wiedergebe all seine Todten — Dann hat der Erde letzte, große Stunde geschlagen — das Gericht ist vorüber — jeder Gerichtete hingegangen an seinen Ort — der Sohn hat das Reich dem Vater übergeben, auf daß Gott alles in Allem sey.

Dieß ist die Uebersicht der Thaten Gottes unter den Menschen; der Regierung des Vaters durch den Sohn von ihrem Beginn bis zu ihrer Vollendung — die Geschichte des langen Kampfes, der im Paradiese begann, und fortgekämpfet wird bis an das Ende der Tage. Sie löst sich auf in Erstaunen — sie wird enden mit Anbetung; mit dem Triumpf aller Erlösten: Preis, und Dank, und Anbetung sey dem der auf dem Stuhle sitzet — dem Lamme, das für uns erwürget war, aber nun lebet und herrschet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Fünfte Predigt.

Text:

Jeremias XXIII. v. 23. 24. Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist? spricht der Herr! Und nicht ein Gott, der ferne ist? Meinest du, daß sich jemand so heimlich vor mir verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? spricht der Herr! Bin ichs nicht, der Himmel und Erde erfüllet? spricht der Herr!

Diese Stelle ist eine von denen, deren bloßes Anhören schon die größten und erhabensten Gedanken erweckt. Sie zeigt uns Gott so nahe, daß wir uns nirgends vor ihm verbergen können, und doch zugleich als den, der Himmel und Erde erfüllet. Freylich mag dieß vielen, an solche erhabene Vorstellungen nicht Gewöhnten, nicht leicht zu fassen seyn. Aber wer diesen Gedanken einmal zu fassen vermag, der wird ihn in fast alle Zweige der Religion eingreifend, und in den meisten Fällen des Lebens brauchbar finden; vorzüglich aber zur Befestigung unserer Ueberzeugung von einer auch das Kleinste umfassenden Vorsehung. Ist Gott überall zugegen, ist er immer da, wo ich bin, so wird es mir anschaulich, wie Er auch von mir alles wissen, wie er alles sehen, hören und besorgen kann; und wie der geringste Vogel nicht ungesehen vom Dache, das Haar nicht von mei-

nem Haupte fallen kann. Ich werde mich also, selbst auf die Gefahr hin, einem Theil meiner Zuhörer zu hoch und zu trocken zu scheinen, mit dieser Stelle, mit Hinsicht auf die Lehre von einer sich über Alles erstreckenden Vorsehung, beschäftigen. Zufrieden, hie und da einen forschenden Denker befriediget, einen redlichen Zweifler beruhiget, und in Einigen die Ueberzeugung von einer alles umfassenden Vorsehung noch mehr befestigt zu haben.

Gott! wenn jetzt hier ein armer Sterblicher sich erkühnet, von Deiner, Himmel und Erde erfüllenden, Gegengenwart zu stammeln, so vergieb ihm auch dies. Vergieb es ihm, um der Absicht willen, in welcher ers thut: Sich und seine Zuhörer mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß wir uns nirgends vor dir verbergen können — aber auch, daß kein Umstand, keine Kleinigkeit vor Dir verborgen seye, und daß es uns um so viel begreiflicher werde, wie alles von dem regiert werden könne, der Himmel und Erde erfüllet. Amen.

I. Die biblische Lehre von der, Alles (Himmel und Erde) erfüllenden, Gegenwart Gottes, und der Einfluß derselben auf den Glauben an eine, unsere Freyheit mit nichten beschränkende, Vorsehung, sind die beyden Gegenstände, die uns diesmal beschäftigen werden.

1. Fragen wir die Schrift: Wo ist Gott? so schallet uns aus hundert Stellen die Antwort entgegen: Er ist überall — Es ist kein Ort in der Schöpfung, wo Gott nicht wäre — Er ist dir so nahe, wie dem der an der äussersten Gränze des Weltalls wohnet. Er ists, der Himmel und Erde erfüllet. Voll dieses Gedankens

wiederholt sich Salomon bey seiner Tempelweihe, was Gott einst zu seinem Vater gesproch'n hatte: Meinst du daß Gott auf Erde, allein auf Erde, wohne? Dieser Frage antwortet Salomo: Nein. Siehe der Himmel, und aller Himmel Himmel mögen dich nicht fassen. Wie sollte es denn dies Haus thun, das ich dir gebauet habe! 1 Kön. 8. Diese Ueberzeugung von Gottes Allgegenwart war auch die Grundlage von Davids Anhangen an Gott; von seinem unerschütterlichen Zutrauen in seinen Schutz. Seine Ueberzeugungen hierüber finden sich niedergelegt in seinem 139. Psalm, wo er unter Anderm spricht: Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir ins Grab, so bist du da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und flöge an des Meeres äusserste Gränze, so würde deine Hand mich daselbst finden, und deine Rechte mich halten. Spräche ich zur Finsterniß: decke mich! so muß auch die Nacht Licht um mich seyn. Denn die Nacht ist vor dir wie der Tag, Finsterniß wie das Licht. So Amos im 6. Capitel: Er hat seinen Saal im Himmel gebauet, seine Wohnung auf Erden. So stellt auch Paulus den Atheniensern die Gegenwart Gottes vor, wenn er spricht: In Ihm leben wir, in Ihm bewegen wir uns, in Ihm sind wir. Alle diese Stellen drücken nicht nur Allwissenheit aus. Sie handeln nicht blos von der Frage: Weiß Gott alles? sondern sie handeln wirklich von der Frage: Wo ist Gott? wo soll ich ihn suchen mit meinen Gedanken? Und sie antworten deutlich: Er ist allenthalben. Es giebt im Himmel und auf Erde keinen Ort, wo er nicht wäre. Er

ists, der Himmel und Erde erfüllet. — Noch deutlicher erhellet das, wenn ihr mit jenen Stellen auch diejenigen in Verbindung setzet, die von einem Naheseyn der Gottheit reden, wie z. B. Psalm 34: Der Herr ist nahe denen, die zerbrochenen Herzen sind. Im 119. Psalm: Herr, du bist nahe, und deine Gebote sind lauter Wahrheit. Und im 145. Psalm: Der Herr ist nahe denen, die ihn anrufen, denen, die ihn mit Ernst anrufen. Er höret ihr Schreyen, und hilft ihnen. — Verbindet nun auch mit diesen Stellen die Geschichten der Bibel, so ergiebt sich auch aus diesen ein Naheseyn der Gottheit, das keine Gränzen kennt, und das von keinem Ort ausgeschlossen ist. War Gott nicht nahe bey Adam, da er sündigte — bey Cain, da er seinen Bruder erschlug — bey Abraham auf Moria — bey Jakob im Traume — bey Joseph im Kerker — bey Mose im Busche — bey Samuel, den er beym Namen rief — bey David, den er sündigen sah? Die alle kannte Gott — sah sie — war ihnen nahe — Unser Text steht also nicht alleine da, sondern die ganze Schrift bezeuget es: Er ist ein Gott der nahe ist, und ein Gott der ferne ist — vor dem sich niemand so heimlich verbergen kann, daß er ihn nicht sehe. Er ist ein Gott, der Himmel und Erde erfüllet.

2. Was uns aber diese Vostellung von der allenthalben gegenwärtigen Gottheit, vorzüglich zu erschweren scheint, ist die Furcht, dabey in einen andern Fehler zu fallen: Gott mit der Natur — eine allenthalben verbreitete Kraft mit der Gottheit selbst zu verwechseln — und den reinen Begriff: Gott ist ein Geist, durch Beymischung von Allverbreitung zu verunreinigen. Auch vielleicht noch die

Furcht: gegen die biblische Vorstellung anzustoßen, die den Sitz der Gottheit ausdrücklich in den Himmel verlegt, von wo aus sie allsehend Himmel und Erde, d. h. das ganze Weltall, regiere. Diese Schwierigkeit ist aber in der innersten Natur unsers Denkens, im innersten Wesen unserer Vorstellungsweise gegründet. Wir könnens nicht anders, wir müssen jedem Wesen, das wir uns denken, einen Ort anweisen, wo wir es uns denken. Zu dieser Schwachheit sich herablassend, lenket die Bibel den, die Gottheit Suchenden, zum Himmel hin, den sie ihm als den Ort anweiset, wo er sich die Gottheit als gleichsam da wohnend, als da ihre Gegenwart vorzüglich offenbarend, denken müsse, ohne dieselbe darum von der Erde ausschliessen, ohne nur im Geringsten den Gedanken von Wegseyn — von Nichthierseyn — von Nichtnaheseyn in uns erwecken zu wollen, wogegen sich ja Gott selbst in unserm Texte so bestimmt erklärt, wenn er spricht: Bin ich nicht ein Gott der nahe ist, und ein Gott der ferne ist? Meinest du, daß sich jemand so heimlich vor mir verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? Bin ichs nicht, der Himmel und Erde erfüllet? spricht der Herr.

3. Ohne also im mindesten über die Frage verlegen zu seyn: Wo ist Gott? antwortet die Schrift: Er ist beydes im Himmel und auf Erde — Er erfüllet alles mit seiner Gegenwart. Wo ein Geschöpf ist, da ist auch der Schöpfer. Wo ich bin, da ist auch Er. Er ist mir immer nahe — so nahe als der mir ist, der mich hält an seiner rechten Hand — Seine Gegenwart umgiebt mich Tag und Nacht — vom ersten Augenblick bis zum letzten meines Lebens. Nie kann ich mich aus seinen Augen verlieren. Ich stehe mit Gott in eben dem Verhältniß, wie mit jedem,

der mir nahe ist, und der eben darum es siehet, es sehen muß, wenn ich mich nur von der Stelle bewege; der jedes Wort höret, das ich rede — der in meiner Seele liest, was ich denke — der seiner Nähe wegen jede Veränderung bemerkt, die in und mit mir vorgeht, oder die von mir ausgeht. So wills die Schrift, daß ich mir Gott denke. Nicht weit von mir — dort oben im Himmel. Sondern beydes innigst verbunden. Er, hier und dort, nahe und fern. Nur so entspreche ich dem vollen Begriff von Allgegenwart, der in jenen Stellen, und besonders in der unsers Textes enthalten ist: Bin ichs nicht, der Himmel und Erde erfüllete?

Aber, sprechet ihr: Was liegt denn endlich daran, ob wir uns Gott als überall gegenwärtig, als uns immer nahe, denken, in so fern wir nur annehmen, daß er alles wisse, sehe, und höre, was in und mit uns vorgeht, und glauben, daß ihm auch das Allerkleinste nicht entgehe? Was hieran liege, wird sich nun aus unserm zweyten Theil ergeben, in welchem wir uns bemühen werden

II. den Einfluß eines solchen Glaubens an eine solche allgegenwärtige Vorsehung zu zeigen, die ohne Beeinträchtigung unsrer Willens-Freyheit alles regiert.

1. Man verstehe mich nicht unrecht. Ich erfreche mich nicht, zeigen zu wollen, wie Gott alles regiere. Welcher Sterbliche, ohne zum Tollhause reif zu seyn, wird sich unterstehen dürfen, die Art und Weise anzugeben, wie Gott die Welt regiert! Nur wie wir uns, mit Hülfe der Lehre von Gottes Allgegenwart, den Glauben an eine solche alles regierende Vorsehung erleichtern und verdeutlichen können, nur das will ich zeigen. Aber da

das mit menschlichen Worten geschehen muß, so wird es immer nur unvollkommen geschehen können. Das fühlt indessen doch jeder, daß die Vorstellung von Entfernung, von Nichtdaseyn, von Nichtgegenwart, unsere Vorstellung von der Beobachtungs- und Wirkungskraft eines Wesens, das wir uns als weit von uns entfernt denken, gewaltig schwächen müsse. An den Gedanken: Gott ist droben im Himmel, gränzt der Gedanke so nahe: Und ich bin hier unten auf Erden; und aus diesen beyden springt so leicht bey jedem rohen Menschen (und jeder von irgend einer Leidenschaft Beherrschte ist ein roher Mensch) der Gedanke hervor: Gott ist also weit von mir — Gott ist also weit von mir, tönt's tief und hohl in der Seele des Unglücklichen wieder! Wie kann er mir denn helfen? Ich werde mir also selber und einzig helfen müssen — Gott ist weit von mir, denkt der Sünder. Er sieht dich nicht; der Gott Israels kennet dich nicht — Gott ist weit von hier, denkt der Zweifler — darum geht es so wild in der Welt zu; darum hat oft der Gerechte ein Loos als wäre er gottlos, und der Gottlose als wäre er gerecht. Gott ist weit von mir, denkt der Schwachgläubige. Was will ich lang beten? Er hört mich doch nicht. — Alle diese Verirrungen des Geistes und des Herzens nehmen ihren Ursprung oder ihre Nahrung aus der Vorstellung von Entfernung, in der sie sich die Gottheit denken.

2. Wie so ganz anders muß hingegen der Gedanke auf mich wirken: Gott ist da — er ist mir ganz nahe — seine unsichtbare Gegenwart umschwebt mich immerdar. Wie wird das mich heben in der Stunde der Versuchung: Er sieht mich kämpfen; er kennt die Stärke meines Feindes; er wird in meiner Schwachheit mächtig

seyn. — Wie wird mich das stärken in Gefahr: Gott ist bey mir. Ihn kostets ein Wort, und ich bin gerettet. — Wie wird mich das aufrichten im Leiden: Mein Gott ist bey mir. Wo keine Menschenhülfe mehr möglich ist, da ist doch seine Hand und verkürzt. — Wie muß das dem armen Kranken seine langen schlaflosen Nächte verkürzen: Alles um mich schläft und schlummert, aber mein Vater wacht bey mir; seine Gegenwart umschwebt mein Schmerzenslager; ich bin nicht verlassen. — Wie ruhig sieht der dem alleszerstörenden, unter seinem zermalmenden Gange Völker wie schwache Reiser zerbrechenden Sturme zu, ders weiß und glaubt: In diesem Sturme ist Gott; er weiß es, er siehts; und wird dem ein Ende machen, wenn es Zeit ist! — Wie getrost werde ich mein persönliches Schicksal und das meiner Lieben seiner Leitung überlassen, wie gläubig werde ich zu ihm beten, wenn mich der Gedanke durchdringet: Er ist da; er kennt mich und alle meine Kinder beym Namen; er wohnt in unserer Mitte; hört jedes Wort, sieht jeden Gedanken, der in unsrer Seele entsteht. — Wie so gar nicht mehr gefährlich wird mir der (täglich Tausenden zum Fall gereichende) Gedanke werden: Ich bin ja alleine; es ist ja Nacht; kein Zeuge um mich, der mich verrathen könnte! — Wie leicht wird mir nun jedes Opfer werden, das ich der Pflicht, das ich der Tugend bringen soll! Da wird mich der Gedanke nicht mehr zurückhalten: Wer siehts; wer lohnt mich dafür? — O! M. L., welch eine so ganz andere Stimmung wird das all meinem Denken und Handeln einflößen, wenn mich der Gedanke belebt: Gott ist da — ich denke und handle unter seinen Augen! Was die Gegenwart des Herrn dem Diener — die Gegenwart des Vaters dem Kinde — die des Fürsten dem Unterthan ist — das muß

der Gedanke auf uns wirken: Gott ist da — Gott ist mir nahe. Und so lange der in mir fest bleibt, kann ich weder böse noch muthlos werden.

3. Aber etwas bleibt uns doch noch zu berühren übrig, das diesem Gedanken seine Kraft entziehen könnte, wenn es nicht noch bey Zeiten beseitiget würde, nämlich das: Was wird bey dieser allgegenwärtigen Einwirkung Gottes auf unser Schicksal aus unsrer Freyheit? Sinkt der Mensch auf diese Weise nicht zur bloßen Maschine herab? Fällt auf diese Weise nicht die Schuld alles Bösen auf Gott, der da ist; der dabey ist, wenns begangen wird — der es so leicht verhindern könnte, und es doch nicht verhindert? Aber, L. Z., warum sollte denn das Daseyn, das Zugegenseyn der Gottheit meine Freyheit beeinträchtigen? Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Unsichtbaren muß das wirken. Aber Zwang, das Gegentheil von Freyheit, fühlt doch gewiß keiner, der sich Gott als gegenwärtig denkt. Da ist kein Zwang, kein unwiderstehlicher Trieb, weder zum Gutes = noch zum Bösesthun merkbar, sondern immer noch freyes Entschliessen, wie er auch handle, gut oder böse. Beydes sieht Gott. Sieht das Böse — könnte es Kraft seiner Allmacht hindern; aber dann wäre auch des Menschen edelstes Kleinod: seine Freyheit, seine Menschheit, seine Belohnbarkeit, wie seine Strafbarkeit, dahin. Das will Gott nicht. Das kann er nicht wollen. Doch setzt er dem werdenden Verbrechen Hindernisse, oft in Menge, entgegen; innerliche und äusserliche. Aber wenn der Mensch nicht drauf merken, wenn er seinen bösen Willen dennoch durchsetzen will — so läßt Gott es zu, und leitet es so, daß es in der Folge eine Quelle wird von überwiegendem Guten. Darum hinderte er Josephs

Brüder nicht, ihn als Sklav zu verkaufen — darum ließ er Absaloms Verrath gegen seinen Vater zu — darum gab er Jesum in die Hände seiner Feinde — darum läßt er noch jetzt dem Verbrechen seinen Lauf — weil Er, Gott, und Er allein, das Gute sieht und weiß, das, vielleicht nach Jahrhunderten erst, aus all diesem Bösen hervorgehen soll.

4. Aber wie Gott, ohne Benachtheiligung unsrer Freyheit in den natürlichen Gang der Ursachen und Wirkungen eingreife — wie Er Gedanken und Entschliessungen wecke in den Herzen der Menschen — wie Er sie leite wie die Wasserbäche: Wer will das erforschen; wer wird sich erfrechen, das bestimmen zu wollen? Um sagen zu können, wie Gott wirke — wie er auf den menschlichen Geist wirke, müßte man selber ein Gott seyn. Aber Lieber! der du durchaus hierüber ein Mehreres wissen willst — hast du denn nie einen Vater gesehen, der durch seine tiefe Menschenkenntniß das Herz seines Kindes ohne Zwang lenkte nach seinem Willen? Der die Kunst verstand, das was er wollte, von weitem her einzuleiten, so daß das Kind, ohne den mindesten Zwang zu fühlen, aus freyem Willen doch that, was er wollte? Oder liefert dir weder die alte noch die neueste Geschichte kein Beyspiel irgend eines überlegenen Geistes, der durch seine Geisteskraft ohne Zwang auf Tausende wirkt, und ihren freyen Willen nach seinem Willen zu leiten versteht? Können schon Menschen auf Menschen so wirken — was muß denn ein Gott können? Damit begnüge dich, Lieber! und hüte dich, wenn dir je deine Ruhe lieb ist, daß du dich ja nicht in jene Geheimnisse der göttlichen Regierungsweise versteigest, deren Schleyer kein Sterblicher lüftet. Ach! wie mancher Unglückliche hat schon sein verwegenes Grübeln in diesen Ab-

gründen und Tiefen der Gottheit mit dem Verlurste seines Verstandes — oder seines Glaubens, oder seiner Ruhe bezahlt, und sich in Zweifel verstricket, aus denen er Lebenslang keinen Ausweg mehr fand! An diesem Geheimniß steht ein Cherub mit dem flammenden Schwerde. Wer weise ist, bleibt inner seinen Schranken zurücke; sich mit kindlichem Zutrauen an der väterlichen Versicherung festhaltend: Die dir immer überall nahe, überall dir gegenwärtige Gottheit leitet, ohne deinen freyen Willen weder zum Guten noch zum Bösen zu zwingen, dein ganzes Schicksal zu ihren weisen und erhabenen Zwecken. Sie hindert ohne unser Wissen unendlich viel Böses. Und was sie geschehen läßt, daraus wird und muß in der Folge so viel Gutes entstehen, daß dadurch das Böse mehr als hinlänglich vergütet werden wird.

Zufrieden nun mit dieser Belehrung, die uns nie, und in keinem Falle an der väterlichen Vorsehung Gottes irre werden läßt, kehre nun jeder von uns in den Kreis seines bürgerlichen Lebens zurück. Von nun an sey ihm Gott immer nahe. Der Gedanke: Gott ist da — Er umgiebt mich, durchschaut mich, dringe bis ins Innerste seines Herzens, daß er ihn unzertrennlich begleite auf allen seinen Wegen — sich einmische in jedes Geschäft, in jeden Entschluß, in jede Verhandlung. Es sey der erste Gedanke seines Erwachens: Gott ist da — Es sey der letzte Gedanke des Tages: Gott ist da. Nie, in keiner Lage seines Lebens müsse er der Worte vergessen: Bin ich nicht ein Gott der nahe ist? spricht der Herr! Meinst du, daß sich jemand so heimlich vor mir verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? Bin ichs nicht, der Himmel und Erde erfüllet? spricht der Herr.

Sechste Predigt.

Text:

Lucas XXII. v. 6. 7. **Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwey Pfenninge? noch ist vor Gott derselben nicht einer vergessen. Auch sind die Haare auf euerm Haupte alle gezählet. Darum fürchtet euch nicht. Denn ihr seyd besser, denn viel Sperlinge.**

Da die gegenwärtige Predigt mit den beyden letzthin gehaltenen *) in nahem Zusammenhang stehet, so werde ich euch vor allem aus mit Wenigem an dieselben erinnern müssen. Sie handelten nämlich von den stillen Leitungen der Vorsehung. Wir zeigten euch die unverkennbaren Spuren derselben an dem, was sie zu eurer Erleuchtung — zur Rettung aus geistlichen und leiblichen Gefahren — zu eurer Besserung — und zu eurer ganzen jetzigen Wohlfahrt, ohne euer eigen Zuthun, ganz von dem Ihrigen, beygetragen hat, und... in einer folgenden Predigt, wie aus dieser Ueberzeugung: G o t t h ä l t m i c h a n s e i n e r r e c h t e n H a n d, u n d l e i t e t m i c h n a c h s e i n e m R a t h, wahre Frömmigkeit und frohe Hoffnungen für die Zukunft entspringen müssen. Gegen diese Lehre nun erheben sich im Herzen des Menschen Einwendungen und Fragen mancher Art, die, wie das Unkraut

*) Diese beyden Predigten finden sich nicht in dieser Sammlung.

aus dem Acker, beseitiget und weggeschafft werden müssen, wenn dieser gute Saame gedeihen, wenn diese Lehre im Herzen Frucht bringen soll. Wir glauben euch also einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir mit dieser Materie nicht eilen, sondern mehr als nur eine Stunde dazu anwenden, dieselbe gründlich zu behandeln; dieweil keine so tief in alle Verhältnisse des Herzens und des Lebens eingreift, wie diese. Wenn ich aber von Einwendungen rede, die gegen die Lehre von einer, selbst die geringsten Kleinigkeiten umfassenden und leitenden, Vorsehung erhoben werden können, so ist dabey gar nicht mein Zweck, euch mit den Streitigkeiten und Fragen der Gelehrten hierüber bekannt zu machen, die ihr gar nicht zu kennen begehret; sondern nur von solchen Einwendungen will ich reden, die im Herzen fast jedes Menschen von selbst entstehen, die obschon sie unser Herz nicht allemal deutlich in Worten ausspricht, dennoch leise gedacht werden, da sind, und wirken — die, mehr als man glaubt, unter dem Volke im Umlauf sind — die ganz im Stillen verderben, und die Kraft des Glaubens an eine alles umfassende Vorsehung in ihren Wirkungen hindern. Von dieser Art Einwendungen wird uns heute nur die beschäftigen: Gott sey zu groß, als daß er sich um jede Kleinigkeit bekümmere. Die zu untersuchen und zu beantworten — und zweytens, auf einen Umstand anzuwenden, der für das Ganze von Wichtigkeit ist, ist der doppelte Zweck dieser Predigt.

Gott, dem keine, auf Wahrheit zur Gottseligkeit abzielende, Absicht gleichgültig ist, segne auch diese Stunde, daß unser Glaube an seine, auch die geringsten Veränderungen umfassende, Vorsehung gestärket, sich zu jener Höhe erhebe, auf der wir es fühlen, daß es wahr ist: In Ihm leben

wir — in Ihm bewegen wir uns — in Ihm sind wir. Er ists, der Himmel und Erde erfüllet. Amen.

I. Gott sey zu groß, als daß er sich um jede (in eines Menschen Leben vorfallende) Kleinigkeit bekümmere. Dieser Einwurf ist nicht blos die Ausgeburt des Unglaubens, und des bösen Willens gegen biblische Religion, sondern es fällt selbst oft dem wahren Christen schwer, sich eine, alles beachtende, den fallenden Vogel — den betenden Seraph, und den sterbenden Wurm mit einem Blick umfassende, Vorsehung zu denken. Ja das geben sie wohl zu, daß die Gottheit das Ganze und Große ihrer Aufmerksamkeit würdige — daß sie wichtige und große Begebenheiten: z. E. Krieg und Friede — gewonnene und verlohrene Schlachten — Geburt und Tod der Könige — fruchtbare oder unfruchtbare Jahre — herrschende Krankheiten, und was so auf Tausende Einfluß habe — daß die Gottheit auf solche Dinge merke — das, glauben sie, lasse sich noch mit ihrer Größe vereinigen. Aufs Allerhöchste lassen sie sich noch das gefallen, daß die Gottheit auch den Einzelnen kenne, und die wichtigsten Ereignisse seines Lebens, wie seine Geburt — seine Heirath — seinen Tod, seiner Leitung würdige — Aber daß sie sich um unbedeutende Kleinigkeiten bekümmere, z. E. ob ich ausgehe, oder zu Hause bleibe — ob ich eine Stunde früher oder später — hiehin oder dahin — zur Kirche oder ins Trinkhaus, gehe — mit diesem Menschen Bekanntschaft mache — dies oder jenes Buch lese ... Daß sich die Gottheit um solche Dinge bekümmere — sich in solche Dinge einmische — sie leite — sie nicht dem Zufall überlasse, das können sie fast gar nicht glauben. Sie meinen, solche Dinge seyen doch zu klein —

und es heisse die Gottheit verkleinern und entehren, wenn man behaupte, daß sie sich selbst mit der Leitung solcher unbedeutenden Kleinigkeiten befasse. Dies ist die Einwendung, mit deren Untersuchung wir uns nun durch den größten Theil dieser Stunde beschäftigen wollen, und die wir genau und umständlich untersuchen müssen, wenn wir unsere Ueberzeugung von einer über Alles waltenden Vorsehung auf einen festen und unerschütterlichen Grund bauen wollen.

1. Wenn wir vorerst die Worte unsers Textes nur mit einiger Aufmerksamkeit ansehen, so werden wir sogleich gewahr werden, daß unser Herr durch dieselben gerade diesen Einwurf widerlegt. Er redet nicht von der Geburt eines Königs – sondern vom verachtetsten Vogel, deren man zwey um die kleinste Münze kauft — nicht von einer Schlacht, in welcher Tausende fallen, sondern vom fallenden Hauptthaare, deren wir Tausende, ohne es zu bemerken, verlieren können. Kleinere, elendere Kleinigkeiten kennen wir nicht, als diese. Klarer, bestimmter, stärker kann also die Wahrheit nicht ausgesprochen werden: Vor Gott ist nichts Kleinigkeit — Er sieht und weiß ohne Ausnahme Alles; und nichts ist so klein, daß es seiner Aufmerksamkeit entgehe. Auch die übrige Bibel kennt das nicht, was wir Kleinigkeit nennen. Alle ihre, auch die merkwürdigsten, Geschichten sind mit solchen von Gott geleiteten sogenannten Kleinigkeiten durchwebt an welchen die größten und bedeutendsten Erfolge hängen: Daß Rebecca sich eben bey dem Brunnen befand, bey welchem Isaak stille hielt — daß Moses Mutter eben in der Stunde ihren Sohn dem Strom anvertraute — daß Pharaos Tochter eben in dem Augenblicke ihren Blick auf die Gegend richten mußte, von der das Kästchen daher schwamm: Welche Kleinigkeit! Welcher Zufall! Und doch

wie viel hieng davon ab? — Daß David sich in den müssigen Stunden seines Hirtenlebens im Schleudern übte — welch eine Kleinigkeit! Und doch hieng sein ganzes Glück — die Rettung seines Volks — und der Glanz seines Reichs einzig von diesem Umstand ab. Aus solchen Kleinigkeiten finden sich die größten Begebenheiten zusammengesetzt, die ja Gott muß vorher gesehen, und seiner Aufmerksamkeit muß gewürdiget haben, dieweil sie Jahrhunderte vorher voraus geweissaget worden sind; wie: das Theilen der Kleider Jesu — das Looswerfen um seinen Rock — das Verschonen mit dem Beinbrechen — das Stechen in seine Seite. Lauter anscheinende, von einem plötzlichen Einfall herrührende, Kleinigkeiten — ganz ohne alle vorhergehende Ueberlegung oder Berathung — so ganz von Ungefähr. Und wie kam doch das, daß dieser Einfall eben in dem Augenblick entstand, da er kommen sollte? Beweisen diese Thatsachen nicht deutlich, daß vor Gott nichts zu klein sey, das er nicht wisse — vorhersehe — und leite?

2. Aber was sprechen wir doch immer von Kleinigkeiten? Hängen nicht die größten Dinge von den kleinsten ab? Und ist nicht die Weltgeschichte voll solcher sogenannten Kleinigkeiten, von denen das Schicksal ganzer Königreiche, ganzer Welttheile abhieng? Daß jener König sein Reich durch seine Fahrläßigkeit und seine Verschwendung zu Grund richtete, hieng vielleicht von der Wahl seines Erziehers, und diese vielleicht von einer einzigen unbedeutenden Empfehlung — oder von einer zufälligen Bekanntschaft mit einem Menschen ab, der dem Charakter des jungen Fürsten diese verderbliche Richtung gab. Das Leben oder der Tod eines Nebucadnezars — eines Augusts — eines Nero — für ihre Mitwelt und Nachwelt wahrlich keine Kleinigkeit, hieng viel-

leicht in ihrer zartesten Kindheit von der Wahl ihrer Kinderwärterin — von ihrer Schläfrigkeit oder Wachsamkeit — von der Wahl ihres Arztes — von dem Augenblick ab, an dem er sich zu der Verordnung dieses oder jenes Arzneymittels bestimmte. An diesem Augenblick also hieng das Schicksal einer Welt. Muß also Gott, wenn er das Große und Größte leiten will, nicht auch das Kleine und Kleinste umfassen, von welchem jenes abhängt? — Und wer unter uns hat das nicht zum öftern selbst erfahren? Denket euch die größten und folgereichsten Ereignisse eures Lebens: die Wahl eures Berufs — eure Heirath — die eurer Kinder — die Rettungen aus Lebensgefahren — die Vermehrung eures Vermögens — Von welch unbedeutenden, höchst zufällig scheinenden, Umständen hieng das alles ab! Vielleicht von einem Posttag früher oder später — von einem Ausgehen oder zu Hause bleiben — von einem zufälligen Einfall, von dem ihr nicht einmal recht wußtet, wie er in euch entstanden war! Und von solchen Umständen hängen die meisten, vielleicht Tausende von Menschenleben umfassende, Ereignisse ab. Der Sprung einer Gemse, das Absitzen eines Adlers auf diesem Felsen erregt vielleicht die erste Erschütterung, giebt dem Schneegebirge den ersten Stoß — das, sich unaufhaltsam hinabstürzend, die sicheren Bewohner des Thales verschüttet, und tausend Leben unter seinen Ruinen begräbt. Bedächten wir dies, sicherlich würden wir nicht so kühn in den Tag hinein das für klein und unbedeutend erklären, was in den Augen dessen, der den Zusammenhang des Kleinen mit dem Großen kennt, gewiß keine, seiner Aufmerksamkeit unwürdige, Kleinigkeit ist.

3. Zu dem, wer von dem Grundsatz ausgeht: Gott bekümmert sich nicht um solche Kleinigkeiten — wo will der

enden? Wo die Gränzlinie ziehen, wo etwas aufhört, vor Gott klein zu seyn, und wo es seiner Aufmerksamkeit würdig wird? Sind Klein und Groß nicht bloße Verhältniß-Begriffe? Das Haus ist groß gegen den Mann, aber klein gegen den Thurm — und dieser wird wiederum klein gegen dem Berge, auf dem er steht. Der Mann ist groß gegen das unbedeutende Kind, aber verglichen mit der Gesamtheit der Bewohner seiner Stadt wird er selber unbedeutend — die wiederum verglichen mit dem ganzen Reiche, zu dem sie gehört, ihre Wichtigkeit verliert. Ob ein Kind in demselben mehr oder weniger lebe, scheint Kleinigkeit zu seyn. Und doch kann vom Leben oder vom Tode desselben das Heil oder der Untergang des Landes abhängen — des Landes! Aber wie klein wird das, dem Welttheil gegenüber zu dem es gehört? Und der, was ist er gegen die ganze Erde? Und die sinkt wieder zum unbedeutenden Punkte herab gegen das ganze Sonnensystem, gegen jene ganze Abtheilung von Planeten und Monden und Irrsternen, deren gemeinschaftlicher Regent unsere Sonne ist. Aber auch diese Sammlung von Welten wird unbedeutend gegen das ungeheure, unzählbare Heer von Sonnen und Planeten und Irrsternen, die wahrscheinlich alle bewohnt, den unermeßlichen Raum der Unendlichkeit ausfüllen. Aber bey all dieser, alle Vorstellung übertreffenden, Größe ist das ganze Weltall nur Kleinigkeit gegen die Allmacht, die es mit einem Wink ihres Willens zernichten, und aus dem Nichts ein Neues hervorrufen kann. Wo ist also die Scheidelinie des Kleinen und des Großen? Alles ist klein gegen den großen Unendlichen — und alles ist wiederum groß vor Ihm, weil Er es gemacht hat, weil es ein Gedanke ist, der von Ihm ausgegangen ist. Der Wurm, wie der Seraph, der Vogel, der vom Dache, das Haar, das vom Haupte fällt,

ist groß, ist bedeutend vor Ihm, weil es ein Gedanke von Ihm, eine Wirkung seiner Kraft — ein Kind seines schöpferischen Willens ist.

4. Also auch du, Einzelner! kaum deinen nächsten Umgebungen Bekannter! du, für das Ganze so ganz unbedeutender Mensch! dessen Kommen ausser deinen Eltern kaum einer bemerkt hat — dessen Gehen kaum einer merken wird — Auch du, Kind! das in diesem Augenblicke gebohren wird in der Hütte der Armuth — auch du bist etwas, auch du bist wichtig in den Augen dessen, der durch sein allmächtiges: Werde! dich aus dem Abgrund des Nichtseyns zum Daseyn emporhob. Auch du gehörst in die große Kette der Wesen. Dein Daseyn war nothwendig, sonst hätte Er dich nicht ins Daseyn gerufen. Dein Daseyn wirkt auf andere — diese wirken wieder auf andere — und so in alle Unendlichkeit fort. Kein Rad in dem ganzen unermeßlichen Uhrwerk ist unnütz. Jedes wirkt, was es wirken soll. Und nur der, vor dessen Auge die ganze Kette der Wesen — und jedes Glied dieser Kette — und jedes Rad dieses unermeßlichen Ganzen mit all seinen Beziehungen und Wirkungen, offen da liegt — der mit einem Blicke das ungeheure Ganze des Weltalls in all seinen Theilen umfaßt, weiß was, vielleicht nach Jahrtausenden erst, aus jedem seiner Theile hervorgehen soll. Sein Auge allein sieht und leitet den Vogel, der in diesem Augenblick über ein ödes Eiland fliegend, das einzelne Saamkorn fallen läßt, das nach Jahrhunderten zum Walde geworden, ein durch Sturm verschlagenes Schiffvolk aufnehmen, und vom Untergange retten soll. — So ist also in den Augen der, den Zusammenhang des Kleinen und Großen umfassenden, Gottheit nichts klein, so sehr es auch dem kleinen, kurz-

sichtigen Tadler Kleinigkeit scheint. Du, Lieber! streiche du aus deinem Wörterverzeichniß das Wort: Kleinigkeit, aus — Alles sey dir wichtig. Denn alles kann dir oder andern wichtig werden. Streiche auch die Wörter: Ungefähr — Zufall — Glück, aus — Sie sind nichts — Alles ist gesehen, und vorhergesehen — von dem, ohne dessen Wissen und Willen kein Vogel vom Dache, kein Haar von unserm Haupte fällt.

Dies nun als hinlänglich erwiesen vorausgesetzt, nämlich, daß es vor Gott keine Kleinigkeit gebe, und daß alles, so klein es uns dünken mag, seiner Aufmerksamkeit würdig sey, bleibt uns nur noch das übrig, diese Wahrheit auf eine Naturbegebenheit anzuwenden, die uns alle sehr nahe angeht, weil sie in unsern irdischen Zustand so gewaltig eingreift, nämlich:

II. die Witterung — und insonderheit die Witterung dieses Jahres (1808). O! wenn kein unbedeutender Vogel vom Dache, kein Haar ungesehen von unserm Haupte fällt — wenn kein Zufall ist — wenn alles von Gott gesehen und vorgesehen wird — wenn vor ihm nichts Kleinigkeit ist, so ist auch die Witterung, von der so vieles abhängt, keine Wirkung des Zufalls, sondern sie hänget von einer höhern Leitung ab.

1. Und wie könnte doch das anders seyn? Eine Einrichtung von welcher das Leben, die Erhaltung von so vielen tausend Menschen abhängt, sollte die in den Augen dessen der ihnen das Leben gegeben, eine Kleinigkeit seyn, wenn das Leben eines Vogels ihm keine ist? Oder welchen Namen würdet ihr einem Vater geben, der für den Unterhalt

seiner Familie gar keine Vorsorge trüge — der im Herbst seinen Acker nicht besäete — kein Holz zu ihrer Erwärmung herbeyschaffte — keinen Wintervorrath einsammelte — der im Frühjahr sein Feld nicht anpflanzte — sondern alles dem Ungefähr überliesse? Dem es Kleinigkeit wäre, ob seine Kinder Speise hätten, oder ob sie verhungerten? Welchen Namen würdet ihr diesem Vater geben? Und das sollte der Vater im Himmel thun? Sollte die große Haushaltung, von deren Führung Leben und Wohlfahrt von Millionen abhängt, einem Unding, das Ungefähr heisset, überlassen? — Aber, fraget ihr: Wer wäre denn so unvernünftig, das zu glauben? Wahrlich mit tiefer Beschämung bekennen wirs: wir, wir sind die unverständigen Kinder, die sich das so vorstellen. Das beweist unser ewiges Tadeln, wenn es nicht nach unserer Meinung zu rechter Zeit, das heißt: wenn wir es gerne hätten, regnet, oder Sonnenschein macht. Gegen Gott wird doch unser Tadel nicht gerichtet seyn sollen? Nur gegen ein Ungefähr darf man sich solche Ausbrüche von Unmuth erlauben. Unser gewöhnliches Betragen bey jeder, unsern Wünschen oder Launen nicht entsprechenden, Witterung ist ein unzweydeutiges Zeichen unsers Unglaubens an die weise und zweckmäßige Aufsicht des grossen Hausvaters auf diesen so äusserst wichtigen Zweig seiner großen Haushaltung.

2. Ich sage: Unser gewöhnliches Betragen, wenn er uns etwa durch Regen eine Lustbarkeit verdirbt — oder die Bestellung einer nöthigen Arbeit verhindert — oder unsere Spekulation vereitelt — oder unserer Gesundheit nicht allervorderst Rechnung trägt. Dann erlauben wir uns ähnliche Ausbrüche von Unmuth, wie das Kind, das den Stein schlägt, an dem es sich gestoßen hat. Doch wenn das Uebel

lange währt — wenn es ins Große geht — wenn es das Ansehn eines Strafgerichts annimmt — wenn der Himmel lange seinen Regen verweigert — wenn alle Gewächse vor Dürre verschmachten — Oder wenn, wie dieß Jahr, ein Monate lang mit kurzen Unterbrechungen daurender Regen das Zeitigen und Einsammeln der nöthigsten Lebensmittel, oder das Bestellen des Ackers auf den Winter verhindert — wenn die Gewächse im Boden vor Nässe verfaulen — oder ein früher Schnee sie gefangen hält — dann stutzet endlich auch der Leichtsinnigste, staunet traurig zum unerbittlich umwölkten Himmel auf — und ihm ahndets, daß doch vielleicht an dieser Unerbittlichkeit kein blindes Ungefähr, sondern ein allmächtiger Wille schuld seyn könnte, der aus guten Gründen dort seinen Regen, hier seine Sonne zurückhält. Und endlich dämmert doch der Gedanke in seiner Seele auf: Wer weiß, ob es nicht Gottes ausdrücklicher Wille ist, daß es so sey?

3. Aber warum? Wer wird sich auf diese Frage in seinem Namen eine bestimmte Antwort zu geben erfrechen? Wer ist sein Rathgeber gewesen? Wer weiß, was die Witterung dieses Herbsts auf das Große der jetzt im Werden begriffenen Weltbegebenheiten, auf den Marsch der Heere — auf Krieg und Frieden — auf das Gewinnen oder Verlieren von Schlachten — auf die ganze Gestalt der Welt — auf das Schicksal — auf Leben und Tod vieler Tausende — für nahen oder entfernten Einfluß haben kann? Doch ohne den Grund zu dieser kläglichen Verfügung in der Ferne zu suchen, nehmet nur an, was sich ohnehin nicht läugnen läßt, daß es Gott gesehen habe, wie viele über die Wohlfeilheit des Korns und den Ueberfluß an Baum- und Erdfrüchten so sauer gesehen — Wenn er es gehört hat: Man

könne um diesen Spottpreis das Korn nicht mehr pflanzen, den Acker nicht mehr bauen — der Ackermann müsse dabey zu Grunde gehen — Wenn er es gesehen hat, daß der unsern Weinbergen verliehene Segen nur die Zahl der Ausschweifungen und Laster aller Art — daß die Zunahme des Wohlstandes nur unsern Undank und unsern Leichtsinn vermehre — Konnte die Ansicht solcher Verirrungen den grossen Hausvater nicht dahin bestimmen: Siehe, ich will meinen Segen vor ihren Augen verderben — will meine Sonne hinter unerbittlichem Gewölke verbergen, meine Winde sollen nie schweigende Regen über sie herbeyführen — unter frühem Schnee will ich ihr Gras und ihre Feldfrüchte begraben — Nässe soll ihnen das Besäen ihrer Aecker unmöglich machen — auf daß sie ihre Ohnmacht erkennend, gedemüthigt zu mir aufblicken, und es fühlen, daß Ich der Herr bin.

4. Und was ist an dieser Vorstellung Unwahrscheinliches oder Unbiblisches? Wer öffnete zu Noahs Zeit die Schleussen des Abgrunds und die Fenster des Himmels, daß es regnete vierzig Tage und vierzig Nächte? War es Gott, oder ein blindes Ungefähr? Wer sandte das Donnerwetter über Sodom? Woher die lange Trockenheit unter Ahab, 1 Kön. 18.? Wem schreibt die Schrift die Sorge für den Unterhalt aller Lebendigen zu? Wen bitten wir ums tägliche Brod? Was ist also Unwahrscheinliches oder Unbiblisches daran, wenn wir behaupten: Auch die ungewöhnliche Witterung dieses Herbsts, deren Gleichen sich auch der älteste Greis nicht zu erinnern weiß, sey eine Verfügung des grossen Hausvaters; ein Beweis seines Unwillens über unsern undankbaren Leichtsinn, und ja nicht, wie man so gerne glaubt, blos eine Wirkung blind wehender Winde, und un-

ordentlich einander entgegenstrebender Kräfte einer regellos wirkenden Natur. Wahrlich, wem der Vogel, der vom Dache fällt, nicht gleichgültig ist, dem kann es auch nicht gleichgültig seyn, ob der sein Futter finde, oder vor Hunger verschmachte. Nun sind wir ja viel besser denn sie. Ist er doch der große Vater, der sich aller seiner Werke erbarmt — der seine milde Hand aufthut, und sättiget alles was da lebet mit Wohlgefallen? Sollte der, der sich selbst der jungen Raben erbarmt, die zu ihm schreyen, sich nicht so vieler Armen — so vieler unschuldigen Kinder erbarmen, die mit leiden müssen unter der allgemeinen Noth? Sollte der den Unschuldigen mit den Schuldigen verderben wollen? Nein, das wird er nicht. Er wird die Züchtigung so einrichten, daß wir sie können ertragen, sobald die Strafe ihren Zweck erreicht hat, und das Volk der Sünde es fühlt, wie verwegen und gefährlich es sey, dem zu trotzen, in dessen Händen die ganze Natur ist, und der auf so vielfache Weise es uns kann empfinden lassen, daß er der Herr sey.

Ach, das erkennen wir jetzt. Wir erfahren es ja, daß wir einzig von Dir abhangen, und daß ohne Deinen Segen all unsere Sorge und Arbeit umsonst ist. Ach gebiete doch der Natur, daß sie ablasse von ihrer Strenge. Gedenke der Unschuldigen, die mit den Schuldigen leiden, und hilf uns. Ein Wort von Dir — ein Wink deines Willens, so ist der Plage gewehret — so ist die kummervolle Zeit vorüber, und deinen armen Kindern ist wieder geholfen. Amen.

Siebente Predigt.

Text:

Luc. X. v. 30. 37. Der barmherzige Samariter.

Es war einer von jenen schlauen Schriftgelehrten, die Jesu auf allen Schritten und Tritten nachfolgten, um ihn bey irgend einem Worte zu fassen, der ihm ganz unerwartet die verfängliche Frage vorlegte: Was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Hier war es Jesu fast unmöglich so zu antworten, daß er sich nicht in einen, der Wahrheit nie vortheilhaften, Wortwechsel verwickelte. Darum läßt ihn unser Herr sich selbst antworten, indem er ihn fragt: Was steht hierüber im Gesetz? Auf diese Frage durfte ein Schriftgelehrter die Antwort nicht schuldig bleiben. Auch erwiedert er ohne Anstand: Du sollst Gott lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und allen Kräften, und deinen Nächsten als dich selbst. Worauf ihn Jesus mit den Worten abfertiget, denen man seine Ueberlegenheit deutlich anhört: Du hast recht geantwortet: Thue das, so wirst du leben. — Um sein Ansehen bey den Umstehenden doch einigermaßen wieder herzustellen, dringt der beschämte schlaue Mann noch einmal auf Jesum ein, mit der höchst verfänglichen Frage: Ich soll meinen Nächsten lieben: Aber wer ist denn mein Nächster?

Hier mochte Jesus antworten, wie er wollte, so mußte er es entweder mit der Parthey der strengern oder mit der Parthey der tolerantern Juden verderben. Ohne im geringsten darauf vorbereitet zu seyn, zog Jesus mit göttlicher Weisheit die ihm gelegte Schlinge über das Haupt des Fragenden selber, indem er zugleich die an ihn gethane Frage dazu benutzt, allen Anwesenden, und zugleich der Nachwelt, eine seiner schönsten Lehren in einer Erzählung anschaulich zu machen, in der jedes Wort so treffend ist, als wenn er Jahre lang darauf studiert hätte; nämlich: Seine Lehre von der Natur und dem Umfang der christlichen Menschen- und Nächstenliebe. Um auch euch diese Lehre anschaulich und praktisch darzustellen, wähle ich den Standpunkt, daß ich euch, genau nach der Anleitung dieser Erzählung, sogleich den Unterschied bemerkbar mache, der zwischen unsrer Nächstenliebe und derjenigen obwaltet, die unser Herr von seinen Bekennern fordert. Unsere Nächstenliebe hat gewöhnlich folgende vier große Fehler: 1. Sie ist zu eingeschränkt und zu einseitig. 2. Sie ist zu gemächlich und zu Mühescheu. 3. Sie ist zu eigennützig und selbstsüchtig; und 4. sie ist zu wenig anhaltend, und ermüdet zu bald.

Er, der durch seine, die ganze Menschheit umfassende, bis zum Tode ausharrende, Menschenliebe uns ein Beyspiel gegeben hat, dem wir nachfolgen sollen — Er sey auch in dieser Stunde mit uns, und erfülle uns mit der Menschenliebe, die, so wenig sie unserm verdorbenen Zeitalter behaget, doch die einzige ist, die vor ihm Gnade findet. Amen.

I. Unsere Menschenliebe hat den Fehler, daß sie zu eingeschränkt und zu einseitig ist.

A. So tief ist doch selten einer gesunken, daß er im Ernst glaube, er habe keine Pflichten gegen Andere; es sey gleich schön, gleich recht: lieben oder hassen, übel oder wohl thun. Jeder hält es doch für Pflicht: seine Eltern, Kinder, Geschwister, seine Blutsverwandten zu lieben, und ihnen nach Vermögen wohl zu thun. Aber da bleiben sie dann auch stehen, und ziehen einen scharfen Kreis um diese alle her. Wer ausser demselben liegt, ist ihnen ein Fremder — geht sie nichts an — hat keinen Anspruch auf ihre Hülfe — gegen den glauben sie zu nichts verbunden zu seyn. Oder wenns wohl geht, so schliessen sie in diesen Kreis noch diejenigen Menschen ein, mit denen sie durch ihr Amt oder Beruf — durch Bürgerrecht oder Landsmannschaft in einiger Verbindung stehen. Und hier glauben sie dann den Wirkungskreis ihrer Menschenliebe geschlossen zu seyn.

B. Man tadelt mit Recht diese Engherzigkeit am jüdischen Volke, das alle Heiden und Samariter von seiner Menschenliebe ausschloß. Eine Unart die Jesus eben in dieser Erzählung so empfindlich rügt. Aber warum tadelt man sie nur an ihnen, da man sie doch auch bey uns auf allen Schritten und Tritten wieder findet? Daß man seine Verwandten vorzüglich liebe; daß man denen vorzüglich helfe, mit denen man durch die heiligen Bande des Bluts, des Amts, des Bürgerrechts, des Vaterlands verbunden ist; wer wird das tadeln? Aber das tadelt Jesus durch diese Erzählung, daß man hier den Kreis seiner Menschenpflichten geschlossen glaubt. Warum giengen der Priester und der Levit bey diesem Verwundeten vorüber? Ohne Zweifel weil sie dachten: Wer mag der seyn? Ich kenne ihn nicht — Er ist nicht von meinen Leuten — Ich habe keinen Beruf mich bey ihm aufzuhalten. Hätte auch der Samariter so

engherzig gedacht, so wäre der in seinem Blute da Liegende ohne Zweifel an seinen Wunden gestorben. Jeder siehet, was unser Herr damit will — wie er diese Engherzigkeit verurtheilt — und wie er uns dagegen diese Lehre einschärft: Niemand, selbst der Unbekannte, der Niedrigste, der Andersgesinnte — Niemand sey von unserer Liebe, von unserer Hülfe ausgeschlossen. Nicht nur nach einer Seite hin, sondern nach allen müsse sich unsere Liebe erstrecken, und jedes menschliche Wesen umfassen. Und dies nicht nur in Absicht der Personen, sondern auch in Absicht der Dienstleistungen, die ihnen zu erweisen in unserer Macht steht.

C. Nicht nur scheint die Person des Verwundeten, sondern auch die Art von Hülfe die hier nöthig war, dem Samariter fremde gewesen zu seyn. Priester und Levit mögen gedacht haben: Da ist ein Wundarzt nöthig — das bin ich nicht — da kann ich also nichts helfen; und giengen vorüber. Dies scheint der Samariter auch nicht gewesen zu seyn — Aber glaubt er darum, weil er nicht alles thun könne, so wolle er lieber gar nichts thun? O! nein. Er geht zu ihm, verbindet ihn so gut ers versteht — gießt Oehl und Wein in seine Wunden — hebt ihn auf sein Thier — führt ihn so in die, vielleicht weit entlegene, Herberge — bezahlt im voraus so viel als er jetzt entmangeln konnte — und verspricht, das Uebrige zu bezahlen, wenn er wieder komme. Sehet da die vielseitige Geschäftigkeit der wahren Menschenliebe. Nicht nur mit dem was sie gelernt, was ihres eigentlichen Amts und Berufes ist, dienet sie andern. Sie ist zu allem bereit, was sie an Rath oder That nur immer leisten kann. Sie erquickt den Körper des Hülfsbedürftigen — sie schützt sein Vermögen — sie handhabt seine Rechte — sie belehrt seinen Geist, sie bessert sein Herz. So

dienet sie andern mit jeder Gabe, die sie von Gott empfangen hat; dies ist denn wahre, christliche Menschen = und Nächstenliebe. Der erste Fehler der unsrigen ist, daß sie zu eingeschränkt und zu einseitig ist; der zweyte

II. daß sie zu gemächlich und zu Mühe scheuend ist.

1. Nicht vergebens geht der Herr bey der Beschreibung dessen, was der Samariter that, so sehr ins Kleine und Umständliche. Was er that, war nicht blos beschwerlich, unangenehm und kostspielig. Es war auch im hohen Grade gefährlich. Oder wer verweilt gerne an einem Orte, wo er die Mörder noch in der Nähe vermuthen kann? wo sein Leben jeden Augenblick, den er länger sich säumt, der größten Gefahr ausgesetzt scheint? Gar manches konnten der Priester und Levit — und auch der Samariter, wenn es ihm seine Menschenliebe zugelassen hätte — zu ihrer Entschuldigung anführen. Für einen Menschen der vielleicht nicht mehr zu retten war, so viel, sogar ihr eigenes Leben, zu wagen — schien ihnen doch weit, weit ausser den Gränzen der Pflicht zu seyn. Wäre es nur um einen kleinen Dienst, um eine Gabe an Geld zu thun gewesen, sie hätten sich wohl noch dazu verstanden. Als sie aber auf den ersten Blick wahrnahmen, was da alles zu thun und zu wagen sey, so thaten sie lieber gar nichts, und giengen vorüber.

2. Wer erkennt nicht hier auf den ersten Blick, den zweyten Fehler, an dem unsere Menschenliebe krank liegt: Ihre Gemächlichkeit und Mühescheu? Fern sey es zwar von mir, diese Krankheit für ganz allgemein anzugeben. Die seit etlichen Jahren unter uns bestehende Armenanstalt ist

ein stehender Beweis, daß sie es nicht ist; daß es noch unter uns Männer und Frauen giebt, die aus den reinsten Absichten, blos um ihre Mitbürger von den Quälereyen der Bettler zu befreyen, und das Elend wahrer Armuth zu lindern, ohne alle Entschädigung sich den unangenehmsten, eckelhaftesten Geschäften unterziehen, und die im wahren Sinn Christi, würdige Nachahmer des barmherzigen Samariters genannt zu werden verdienen. Neben ihnen, von niemanden, als von dem der ins Verborgene siehet, gekannt, handelt, hilft, wirkt noch mancher gute, wohlthätige Mensch aus den reinsten Absichten, was immer seine Kräfte gestatten. Aber das kann uns doch nicht hindern, unsre Menschenliebe im Ganzen des Fehlers der Gemächlichkeit und der Müheschen zu beschuldigen. Wer kennt die Sprache nicht: Das ist gar unangenehm. Ich mag einmal das nicht — ich könnte dabey selbst krank werden — ich muß für meine Kinder, oder für die alten und kranken Tage hausen — muß meinen Kredit für die Meinigen sparen — ich könnte mir damit Feinde machen; das geht mich nichts an — Mach's, wer will — meine Pflicht ist es nicht. Man muß sich nicht in fremde Dinge mischen, die einen nichts angehen .... Ist das nicht die Sprache der heutigen Menschenliebe? Bittet sie um Geld — sie wird euch geben, denn sie ist nicht hartherzig. Nur fordert von ihr keine Mühe, keine Anstrengung, keinen Aufwand von Zeit und Kraft. Fordert nie, daß sie für Andere etwas wagen solle — daß sie nur einen Theil ihres Lebens, geschweige denn, wie es doch der Herr von seinen Bekennern fordert, das Leben selbst für ihre Brüder aufopfere — daß sie sich ohne baare Bezahlung in einen Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten für Andere einlasse. Das kennt unsere Menschenliebe nicht. Dazu ist sie zu klein, zu gemäch-

lich — aber eben darum auch weit von der des barmherzigen Samariters entfernt.

III. Sie hat drittens den Fehler: daß sie eigennützig und selbstsüchtig ist.

1. So war die Seinige nicht. Was konnte er von dem verwundeten — sterbenden — ausgeplünderten Mann für Belohnung erwarten? Dies sahen Priester und Levit im Augenblick ein, daß da weder Ehre, noch Ruhm, noch Gewinn — vielleicht nicht einmal Dank zu gewinnen sey — und ließen ihn liegen. Des Samariters Herz rechnet nicht — folgt dem schönen Triebe der Barmherzigkeit, und hilft mit einem, für einen Reisenden sehr beträchtlichen, Aufwande von Zeit und Geld, ohne lange zu fragen: Was wird mir dann dafür?

2. Und wie Himmelweit ist meistens unsere Menschenliebe von dieser verschieden! Dies ist so allgemein anerkannt, und wir sinds so gewohnt, hinter jeder Handlung der Menschenliebe irgend ein verstecktes Interesse zu suchen, daß das fast allemal unser erster Gedanke ist: Was steckt dahinter? Und wirklich steckt nur zu oft im Hintergrunde des Herzens irgend ein unlauterer Beweggrund, dessen man sich selber nicht einmal klar bewußt ist. Entweder ists Lob bey Menschen, oder es ist auf allfällige zukünftige Dienstleistungen abgesehen — oder sie sollen eine Art von Genugthuung und Lösegeld für begangene — oder eine Art von Vergütung für noch immer herrschende, Sünden seyn, deren ungestrafte Beybehaltung und Fortsetzung man sich dadurch erkaufen will. Fern sey es von mir, daß ich alle Handlungen der Menschenliebe dieses Fehlers bezüchtige. Aber sehr oft fin-

den wir ihn doch bey genauer Nachforschung da, wo wir ihn am wenigsten gesucht hätten: In unsern eignen Herzen.

IV. Es bleibt uns noch ein vierter Fehler an unserer Menschenliebe zu rügen übrig, nämlich: Ihre schnelle Ermüdung. So hitzig wir anfangen, so schnell erleidet es uns. So bald eine Handlung des Wohlthuns zu lange währt, so läßt man sie aus Ermüdung liegen. Sehen wir ihr nicht bald ein Ende ab — wird der Erfolg nicht sogleich sichtbar, können wir nicht bald nach der Saat erndten, so haben wir nicht Geduld genug, abzuwarten, bis unsere Saat zur Reife gediehen ist; besitzen nicht Vertrauen genug zu Gott, daß er unsere Bemühung segnen, und unsere guten Absichten werde gelingen lassen; ziehen vor der Zeit die Hand vom Pfluge, und sprechen: Ich habe nun meine Sache gethan. Thue ein anderer auch so viel. So dachte der Samariter nicht. Seine Geschäfte erforderten die Fortsetzung seiner Reise. Ein Anderer als er hätte hier gedacht: Ich habe nun meine Pflicht gethan — habe diesen Unglücklichen in einer sichern Herberge untergebracht — habe bis hieher für ihn bezahlt — Mag nun ein Anderer kommen, und für ihn auch so sorgen, wie ich für ihn gesorget habe. Aber er nicht also. Er verspricht wieder zu kommen, und für ihn zu bezahlen. Er will sein gutes Werk nicht halb thun, will das einmal Angefangene nicht unvollendet lassen. So denkt dieser edle Mann; und so denkt jeder Menschenfreund, der sich in der Schule Jesu gebildet hat. Seine Menschenliebe ist frey von den Fehlern, an welchen die unsrige krank liegt — sie ist nicht auf eine einzige Classe von Menschen, oder von Dienstleistungen eingeschränkt — nicht träge, nicht Menschenscheu, nicht eigennützig, nicht

selbstsüchtig; sie ist nicht so leicht ermüdet, sondern sie vollendet, was sie einmal angefangen hat.

Aus diesen herrschenden Fehlern unserer Menschenliebe lassen sich nun verschiedene unserm Zeitalter eigene Erscheinungen sehr leicht erklären: Wie sollte, z. B. unter Menschen von diesem Schlage reine Bewunderung und Anbetung der Person festen Fuß gewinnen können, die aus reiner, uneigennütziger Menschenliebe ihren Thron verließ — aus jener Welt zu uns hinüber kam — Knechtsgestalt an sich nahm — sich allen Mühseligkeiten des Erdenlebens willig unterwarf — sich freywillig allen von ihr deutlich vorhergesehenen Mißhandlungen, Martern und dem Tod am Kreuz unterzog? Je selbstsüchtiger und eigennütziger ein Zeitalter ist, desto weniger vermag es sich zu dieser unbegreiflichen Menschenliebe hinaufzuschwingen. Es staunt die Geschichte an — denkt wohl gar: Wer weiß, ob das wahr ist — schüttelt den Kopf, und geht vorüber.

Eben so wenig können sie sich in jene Männer finden, die lieber ihr ganzes Leben hindurch in Todesgefahr schweben, als schweigen — oder durch Verrath an der Wahrheit sich gute Tage erkaufen wollten. Die mit Aufopferung aller Ruhe, aller Bequemlichkeiten des Lebens unter den mühevollesten Arbeiten, unter beständiger Lebensgefahr, sich selbst so ganz vergaßen, und in diesem Werke aus bloßer Liebe zu Jesu und zu ihren Mitmenschen ausdauerten, bis der Märtyrer-Tod ihre Laufbahn beschloß. Man staunt sie an, diese Männer, wie Menschen aus einer andern Welt — sucht, und sucht — und dreht — und erklärt — bis es endlich gelingt, ihnen einen andern Beweggrund unterzuschieben — Man kann nicht begreifen, wie man, wie

ein Paulus — Petrus — Johannes — Luther — und andere ihnen ähnliche Männer, so thörricht seyn konnten, sich für andere aufopfern — schüttelt den Kopf, und geht vorüber.

Was Wunders denn, daß man auch seine Zeitgenossen nicht besser behandelt. Es hält so schwer, einen uns wohl bekannten Menschen für besser zu halten, als wir selber sind! Es thut der Eigenliebe so wehe, dies zu gestehen; daß sie sich lieber eine, ihr kleinscheinende, Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, als gestehen will: Der ist weit über mir — Ich wäre nicht im Stande zu thun, was er thut. Um sich diesem Bekenntnisse zu entziehen, sucht man denn seine wahren, oder auch erdichteten, Fehler sorgfältig auf — Verringert, bestreitet seine Verdienste, und das nicht allemal mit den edelsten Waffen — Verwirrt die öffentliche Meynung über ihn — Zählt ihn, wenn nicht gar unter die Narren, doch unter die Schwärmer — unter die, deren Verstand doch etwas verrückt sey — bis man ihn von seiner Höhe, auf die seine seltene Menschenliebe ihn stellt, zu sich herab, oder wohl gar noch unter sich gebracht hat. So erwahret sich denn auch das Sprichwort: Daß kein Prophet, kein vorzüglicher Mensch, etwas in seinem Vaterland gilt. Erst dann, wenn das undankbare Vaterland ihn verlohren hat — wenn er aus der Reihe der Lebendigen weggegangen ist — und also keinem mehr im Lichte steht, läßt es ihm Gerechtigkeit wiederfahren, stellt sein Bildniß im Tempel der Ehre auf, und hält Lobreden zu seinem Gedächtniß.

Niemand, der den eingeschrumpften Geist unsers selbstsüchtigen Zeitalters und überhaupt den tief eingewurzelten Egoismus des menschlichen Herzens kennt, wird sich über

diese und ähnliche Erscheinungen verwundern, die er in allen Classen von Menschen in allerley Gestalten immer wieder findet. Wenn z. B. unter zehn Knechten sich einer beygehen ließe, mehr zu leisten, als die andern, so würde er zuverläßig von denselben verfolget und bald möglichst ausgetrieben werden. Dies ist in der Regel. Keiner kanns leiden, daß der Andere mehr sey, und mehr leiste, als er — es sey denn, daß ihm dadurch etwas abgenommen würde. Hätten der Priester und der Levit den Samariter zu beurtheilen bekommen, kaum würden sie es ihm verziehen haben, daß er that, was sie nicht gethan hatten. So, wenn sich einmal ein seltener Mensch findet, der, das Wohl seiner Mitbrüder in seinem edeln Herzen tragend — seinem verwundeten, in seiner Ohnmacht hülflos da liegenden Vaterlande aufhelfen will, so wird er zuverläßig unbarmherzig von all denen gerichtet werden, denen ihr Gewissen zwar sagt: Gehe hin, und thue desgleichen — die aber hiefür zu träge, zu gemächlich, zu furchtsam, den Kopf schüttelnd, und vorüber gehend, sich mit den Gedanken entschuldigen: Was will ich lange? da ist doch nicht mehr zu helfen. Der ist ein Thor, der seines eigenen Vortheils vergessend, sich für Andre aufopfert — Gut daß der Samariter, und alle die ihm ähnlich sind, einen gerechtern Richter fand — auf den wir auch alle diejenigen verweisen, die von ihrem Zeitalter mißkannt — bey den edelsten Absichten mit tausend Hindernissen und Schwierigkeiten kämpfen — und wenns wohl geht, nur für Thoren gehalten werden, die sich selbst für Andere aufopfern, anstatt, wie wir, die Welt gehen zu lassen wie sie geht, und indessen seinen eigenen Vortheil zu bauen. O! wenn nur Der, der mehr als keiner verkannt, verfolget, gelästert ward; der sich ganz für sein Vaterland, für sein Volk — für die Menschheit aufgeopfert hat — Wenn

nur der mit Wohlgefallen auf euch hernieder sieht — wenn nur der in euch seine Denkungsart wieder findet — wenn der euch für Brüder seines Herzens anerkennt — wenn euer Name dort oben in jenem Tempel der Ehre angeschrieben steht — Was kümmert euch dann die Ungerechtigkeit euers Zeitalters? Ist euere Sache aus Gott, so wird sie gelingen. Mißlingt sie aber, so war die von der Vorsehung dazu bestimmte Stunde des Gelingens noch nicht da — so soll erst einer nach euch kommen, der erndte, was ihr gesäet, der vollende, was ihr angefangen habt — Aber das Verdienst, das Gute gewollt, ernstlich und ausdauernd gewollt zu haben, bleibt dennoch angezeichnet auf den großen Tag der Vergeltung.

Wirket also immerhin, ihr guten Samariter, einzeln oder vereint, so lange der Herr will. Werdet euerm Zeitalter — euerm Vaterland — euerer Vaterstadt — euerer Familie das im Kleinen, was Er der Welt im Großen war. Dann werdet ihr auch wie er, mit dem Gedanken: Es ist vollbracht, so weit ich es vollbringen sollte — im Friede scheiden, so bald er euch ruft, um zu ihm in den Wirkungskreis einer bessern Welt überzugehen. Amen.

Achte Predigt.

Text:

Offenb. III. v. 1. Du hast den Namen, daß du lebest, und du bist tod.

Frühpredigt am Bettage 1808.

So ist es also an uns, L. Z., das heutige Fest zu eröffnen. Wir sind die ersten, die heute in diesem Heiligthume erscheinen, uns vor der unsichtbaren Majestät dessen zu demüthigen, der Himmel und Erde, und auch diesen Tempel erfüllt. Wir geben es gerne zu, und freuen uns des Gedankens, daß wer in dieser frühen Morgenstunde, nicht ohne Ueberwindung, hieher gekommen ist, nicht zur schlechtern Menschenklasse gehöre, und daß wir also wirklich eine Auswahl der Bessern und Besten hier vor uns sehen. Indessen darf doch der Prediger das nie aus den Augen verlieren, daß auch die nicht ganz sind, was sie seyn sollten und seyn könnten; und daß es also seine Pflicht sey, auch diesen Bessern ohne Schonen zu sagen, was und wo es ihnen noch fehle. Und wenn sollten sie geneigter seyn, dies anzuhören als heute, wo doch jeder, mehr oder weniger ein Gefühl seiner Sündhaftigkeit, einen Drang mit sich

bringt, mit jenem Zöllner zu sprechen: Ach Gott sey mir Sünder gnädig?

So laßt uns denn, L. Z. ohne längern Aufschub diese Verfassung dazu benutzen, nicht blos den faulen Baum von einigen wilden und abgestorbenen Aesten zu reinigen, sondern seine Wurzel zu entblößen, und den Wurm aufzusuchen, der an seinem Leben nagt. Wir wollen durch all die glänzende Aussenseite so tief als möglich ins Innere unsrer Herzen eindringen, und schauen, wie es da aussieht, und ob wir vielleicht nicht eben das darinn finden, was der Herr an der Gemeinde zu Sardes tadelt: Du hast den Namen, daß du lebest, und du bist tod.

Warnung vor dem geistlichen, moralischen Tode, der wie Leben aussieht, ist also der summarische Inhalt dieser Predigt, die ganz natürlich in die zwey Theile zerfällt:

1. Du hast den Namen, daß du lebest — und

2. du bist dennoch tod. Du siehest gut aus — aber es ist doch kein wahres Leben in dir.

Herr! der du mit einem allüberschauenden Blicke alle Zeiten und Völker und alle Jahrtausende umfaßest, und untrüglich den Geist jeder Gemeinde kennest, die nach deinem Namen sich nennet! Leite du diese Prüfung, führe uns zur Wahrheit, so unangenehm sie uns auch vorkommen mag. Decke uns den Sitz unsrer Krankheit auf. Ob wir vielleicht so über die uns obschwebende Gefahr erwachen, und weise werden, alldieweil es noch Zeit ist. Amen.

I. Es giebt eine Art von sittlichem Zustand,

der wie Leben aussieht, obschon er im Grunde sittlicher Tod ist.

A. In diesem Zustande sah der Herr die Gemeinde zu Sardes, einer sehr berühmten, in einer paradiesischen Gegend Lydiens gelegenen Stadt, deren Herrlichkeit die alten Schriftsteller nicht genug erheben können. Die daselbst gesammelte Christengemeinde im ersten Jahrhundert, war reich und wohlthätig, sie ward für eine der besten gehalten, und hielt sich selber dafür, weil sie einige ausgezeichnet gute Eigenschaften besaß. Und doch war der Herr nicht mit ihr zufrieden, weil sie in andern Stücken zurück geblieben war, und auch ihr Gutes nicht aus reiner Quelle floß. Ohne Zweifel hat der Herr einen andern Maasstab als wir, nach welchem er den wahren Werth der Menschenseelen misset. Ein Maasstab der uns durchaus nicht gleichgültig seyn darf, weil von seinem Urtheil auch unser ganzes ewiges Schicksal abhängt. Wir müssen also ohne Aufschub der Frage unter die Augen treten:

B. Was mag der Herr auch von unserm sittlich-religiösen Zustande urtheilen? Hat er vielleicht Ursache, auch von uns zu urtheilen: Du hast den Namen, daß du lebest, (du scheinst eine christlich gute Gemeinde zu seyn), und bist es doch nicht? Um jenes zu scheinen, werden nur einige in die Augen fallende gute Eigenschaften erfordert, die zwar den blos oberflächlichen, aber nicht den tiefen, bis auf den Grund des Herzens eindringenden, allwissenden Beobachter blenden können. Dieser lobenswürdigen Eigenschaften finden sich unstreitig an uns mehrere, die uns gar leicht zu dem Urtheil verführen können, wir leben, wir seyen recht gute, Gott wohlgefällige

Menschen, obschon es uns vielleicht gerade an dem Wesentlichen fehlt, das unserm Guten erst seinen wahren Werth verleiht.

1. Den ersten Anschein, daß wir jetzt eine recht gute, christliche Gemeinde seyen, giebt unsere jetzige Gottesdienstlichkeit. Ich sage: unsere jetzige Gottesdienstlichkeit. Denn wir sind euch in der That das Zeugniß schuldig, daß ihr euch in diesem Stück um Vieles gebessert habt. Freylich findet sich noch eine Menge unter euch, denen der Tag des Herrn noch immer nicht Religionstag, sondern nur Ruhe-Erholungs- und Freudetag ist, und die, ausser hohen Festtagen, und Viele auch dann nicht, keine Kirche betreten. Aber ihre Zahl ist doch jetzt bey weitem nicht mehr so bemerkbar, als sie es ehemals gewesen ist. Eine beträchtliche Menge hat doch wieder den Weg zur Kirche gefunden, und scheint an unsern Gottesdiensten Gefallen zu finden. Es scheint also Leben, neues Leben in uns gekommen zu seyn.

2. Eine zweyte Eigenschaft, wodurch sich diese Gemeinde rühmlichst auszeichnet, ist: Ihre Wohlthätigkeit. Die Menge barmherziger Stiftungen — die Geneigtheit aller Wohlhabenden, nicht nur einheimischer sondern auch fremder Noth nach ihrem Vermögen abzuhelfen — Ein Hang zum Geben, der so groß und allgemein ist, daß kein Armer, der den Umfang unserer Wohlthätigkeit einmal erfahren hat, ohne Zwang diese wohlthätige Stadt verläßt. Dies giebt ein sehr günstiges Vorurtheil für das innere Leben, für die religiös-gute Beschaffenheit ihrer Bewohner.

3. Dieser Anschein verstärkt sich durch die Ansicht des neuen Eifers für die bessere Erziehung der Kin-

der beyderley Geschlechts. So vernachläßiget in mancher Rücksicht die weibliche Erziehung bis auf die neuesten Zeiten gewesen ist, so allgemein scheint man jetzt von der absoluten Nothwendigkeit überzeugt zu seyn, den Bildnerinnen künftiger Generationen auch eine bessere Bildung zu geben. Ein neuer Eifer scheint, von der Regierung an bis zum Taglöhner herunter, alle Stände ergriffen zu haben, das kommende Geschlecht über das jetzige emporzuheben, und durch Verbesserung der, bis dahin so äusserst vernachläßigten, Landschulen ein neues besseres Volk zu bilden. Dies scheint doch allerdings von einem neuen, regern moralischen Leben zu zeugen.

4. Setzet dem bey, was allerdings zur Ehre unsers Landes gesagt werden muß, daß man wohl nirgends billigere Gesetze, unpartheyischere Rechtspflege, unbestechlichere Richter — gerechtere Urtheilssprüche — strengere Rechtsgleichheit, dem Armen wie dem Reichen, dem Mächtigen wie dem Geringen, dem Fremden wie dem Einheimischen, finden wird, als unter uns.

5. Vergesset nicht die Emsigkeit, die Arbeitsamkeit in unserm Vaterland den Anschlag zu bringen, das von aussen von allen Seiten beenget und gedrückt, auf diesem undankbaren harten Boden, unter den ungünstigsten Umständen sich durch seinen Fleiß in wenig Jahren wiederum zu diesem Grade des Wohlstandes emporgeschwungen hat, und das einem Baume gleichet, unter dessen Zweigen Menschen aus allen Gegenden der Erde Verdienst, Brod, Schutz und Ruhe suchen; wo jeder, der nur arbeiten will und kann, sein ehrliches Auskommen findet.

6. Und bey all diesem Wohlstande doch der gewöhnlichen bösen Folgen des Wohlstandes so wenige: So wenige Beyspiele ehelicher Untreue unter den Ehefrauen, besonders der obern Stände — Ihre musterhafte eheliche Treue bey aller Untreue der Männer — so seltene Ehestreite — noch seltenere Ehescheidungen — Sollte dies nicht von einem unter uns vorhandenen hohen Grade religiöser Sittlichkeit zeugen?

7. Setzet zu all diesen rühmlichen Eigenschaften noch die Anständigkeit und Sittsamkeit des ganzen Betragens — die Humanität im häuslichen und gesellschaftlichen Umgange — so wenig Ausbrüche grober Leidenschaften, des Zorns, der Trunkenheit, des Schwörens — Im Ganzen so viele Freundlichkeit von Seite der Höhern gegen die Niedrigen — so viel Redlichkeit im Handel und Wandel — so viel Folgsamkeit gegen die Gesetze — Und schließet dann aus diesem allem, ob wir nicht ein gutes Volk zu seyn scheinen — ob denn so viel an uns zu tadeln sey, und ob wir nicht mit Recht den Namen haben, wir leben, wir seyen ein gutes christliches Volk?

Dies Gemälde, so ohne Schatten hingestellt, ist wirklich recht schön, sieht wie ächtes moralisches Leben aus, und scheint uns zu dem Urtheile zu berechtigen, daß wir wirklich eine recht gute, christliche Gemeinde seyen. Denn was will man doch mehr als Gottesdienstlichkeit — Wohlthätigkeit — gute Erziehungs-Anstalten — Gerechtigkeit — Arbeitsamkeit — Heiligkeit der Ehe — Humanität und Redlichkeit? Was will man mehr als dies? Aber, L. Z. fraget nicht: was will man mehr? sondern fraget: was will Er mehr? Die Verwechslung dieses einzigen Worts ändert auch die ganze Sache, und giebt unsrer

Untersuchung eine völlig andere Wendung. Da ist also keine dritte ungenannte Person, die etwas von uns fordert, sondern es ist der Herr. Daß seine Forderungen nicht klein seyen, daß sie sich nicht blos auf das äusserliche Betragen beziehen — daß er gleichsam den Kern, das Mark — das Innerste unsrer Seele von allem Bösen gereinigt wissen will — das weiß jeder Christ. Seine Forderung lautet: Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig — Ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist — Was nicht aus Glaube, aus religiöser Ueberzeugung, daß es gut und Gott gefällig sey, geschieht, das ist Sünde — Alles was ihr thut, das thut zu Gottes Ehre, d. h. Rücksicht auf Gott soll euere ganze Aufführung leiten. Werke, selbst die besten, sind nur Aussenseite — der Sinn aus welchem sie fliessen — der Zweck zu welchem sie geschehen — die Gründe, die unser Verhalten bestimmen — die religiöse Stimmung: das ist die Seele, das Leben unseres moralischen Menschen. Einzelne Bruchstücke können recht schön seyn, aber sie gleichen doch nur einzelnen Halmen auf einem Acker voll Unkraut. Es sind einzelne noch grünende Aeste auf einem größtentheils abgestorbenen Baume, in dem fast kein Leben mehr ist.

II. Ob nun dies auch unser Fall sey? ob bey all jener schönen Aussenseite doch dies wahre Leben uns fehle — ob es vielleicht auch an uns wahr sey: du hast den Namen daß du lebest, und du bist tod; dies sey nun der Gegenstand unsrer zweyten Untersuchung. Es wird hinlänglich seyn nur die vornehmsten der oben an uns gerühmten Punkte näher zu prüfen. Was wir da finden werden, wird dann wohl auch von den übrigen gelten.

1. Es ist wahr, unsere gottesdienstlichen Versammlungen werden seit einiger Zeit viel fleißiger besucht. Aber ob dieß die Wirkung zunehmender innerer Religiosität, ob es Drang sey, in den Sachen seines Heils näher unterrichtet zu werden — zu wachsen in der Erkenntniß und in der Furcht des Herrn; wer als Gott und euer eigen Gewissen kann das entscheiden? Indessen muß es doch möglich seyn, Licht in diese Frage zu bringen, dadurch, daß man die Früchte dieser lobenswürdigen Veränderung aufsucht. Und wo sind die? Wer glaubt unseren Predigten? Wo wird weder im öffentlichen noch im häuslichen Leben auf dieselben die geringste Rücksicht genommen? Wer hat noch an seinen Hausgenossen eine, durch eine Predigt bewirkte bedeutende Aenderung bemerkt? Was pflegt bey der redlichsten Anstrengung euerer Prediger anders heraus zu kommen, als höchstens das Urtheil: das war eine recht schöne Predigt? Aber dabey bleibts denn auch, und kein Mensch denkt weiter daran. Um der besten Predigt willen wird kein Haar an unserer Denkungsart, oder an unserm Betragen geändert. Ist das Anzeige von moralischem Leben, oder von moralischem Tode?

2. Mit Recht haben wir oben den neuen regen Trieb zur Verbesserung unserer öffentlichen und Privat-Erziehung gerühmt. Aber um auch vor dem Richterstuhle der Religion ruhmwürdig zu seyn, muß der letzte Zweck derselben nicht blos irdischer Wohlstand, nicht blos bessere Ausbildung des Verstandes für die Erwerbzweige und Berufsarten dieser Erde — sondern er muß auf den ganzen innern Menschen, muß auf die Ewigkeit berechnet seyn — muß zu seinem letzten Zweck haben, nicht nur geschickte, sondern auch gute Menschen, und wahre Christen zu bilden. Wo aber nur Glück dieser Welt der letzte Zweck der Erzie-

hung — wo der Grundsatz: Fürchte Gott und halte seine Gebote, nicht die Grundlage derselben ist — da ist wohl schöner Anschein von Leben, aber wahres moralisches Leben ist nicht in ihm.

3. Und unsere Wohlthätigkeit? An der wird doch wohl nichts auszusetzen seyn? Nein; L. Z., wenn ihr mir folgende Fragen gewissenhaft mit ja beantworten könnet: Dienet ein jeglicher seinem Nächsten, nicht nur mit Geld, das er vielleicht überflüßig hat, sondern mit jeglicher Gabe, die er von Gott empfangen hat? Thut man wohl, wo und womit man kann — mit Rath und That — mit Anwendung von Mühe und Kraft und Zeit? Thut man Gutes, nicht blos um des lästigen Bittens los zu werden, sondern weil der Bittende unser Bruder, unser vom Herrn uns zugesendeter, von Ihm uns empfohlener Bruder ist? Muß die Gelegenheit zum Wohlthun uns aufsuchen, oder suchen wir sie auf? Thun wir wohl, weil das Gott gefällt, nicht weil uns Menschen sehen? — Wo das nicht der Geist unsrer Wohlthätigkeit ist, da hats wohl den Namen, du lebest, aber dennoch bist du tod.

4. Man rühmt unsere öffentliche Sitten, die Treue der Weiber, die Reinheit der Töchter; und mit Recht, wenn Furcht vor Gott, vor dem Verlurst seiner Gnade — wenn Schätzung eines reinen Gewissens, wenn Rücksicht auf die Ewigkeit, der wahre Grund dieser Tugend ist. Aber wenn das wirklich so wäre, so ist es, wenigstens mir, schwer zu begreifen, wie sich denn dies unersättliche Jagen nach allen nur immer möglichen Freuden — die höchst unanständige, wer weiß worauf abzielende Kleidung, oder vielmehr Entkleidung des weiblichen Geschlechts, mit dieser angeblichen

Religio-

Religiosität und Sittlichkeit verträgt. Schwer zu begreifen, wie man einem notorischen Wüstling den Zutritt in die besten Gesellschaften gestatten, und ihm mit aller Achtung begegnen; wie eine tugendhafte Tochter einen tugendhaften Jüngling ausschlagen, und ihre Hand einem reichern Wollüstling um Geld verkaufen kann. — Wirft das keinen Schatten auf die vorgebliche religiöse Tugend des bessern Geschlechts? Und wie klein ist dieser Theil gegen das durchaus von der sittenlosesten Ausgelassenheit verdorbene Ganze? Kennet ihr eine Stadt, die im Verhältniß ihrer Kleinheit so viele feile Dirnen — so viele Kupplerinnen — so viele Schlupfwinkel der Wollust — so viel an Leib und Seele verdorbene Jünglinge — so viel liederliche Ehemänner — so viel uneheliche Kinder zählt, wie diese? Wahrlich auch hier gilt das Urtheil: Du scheinst das Laster zu scheuen, und Tugend zu schätzen — aber es ist nur Schein. Du hast den Namen, daß du lebest und du bist tod.

Wir wollen nicht weiter untersuchen, L. Z., die Wahrheit liegt leider am Tage — Tod ist unsere Religionserkenntniß. Sie ist nicht Grundtrieb unsers Handelns. Nicht sie, sondern Eigennutz — Selbstsucht — menschliche, blos diese Welt befassende, Rücksichten sind die wahre Grundlage unserer anscheinenden Sittlichkeit — tod sind unsere Herzen für alle Liebe zu Gott, unsern Vater und Wohlthäter — Tod ist unser Herz für allen Dank, für alle Anhänglichkeit, für alle Liebe zu Jesu unserm Retter — Erstorben ist in den Meisten aller Trieb nach Seligkeit jenes Lebens. Was kümmert sie das! das wird sich wohl machen. Aber daß ja kein Tag ohne sinnlichen Genuß, ohne Freude, ohne Spiel, ohne angenehme Zerstreuung, ungenossen vorüber gehe — daß das Leben recht angenehm verträumt

werde: Darin bestehet unsere Kunst zu leben, das ist die Seele, der Geist, der unsere ganze Handelnsweise belebt. Was noch Gutes daran ist, daran hat Religion den allerwenigsten Antheil; das thut man um sein selbst, um seiner Ehre, um seiner Ruhe willen. Gegen einen bey dem der Gedanke: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Grundtrieb seines Verhaltens ist — sind Tausende, die keinen andern kennen, als den: Was muß ich thun, daß ich reich — daß ich mächtig werde — daß ich so angenehm und ruhig als möglich meines Lebens genießen kann? Wo das der herrschende Gedanke ist, da kann zwar noch manches Schöne und Gute vorhanden seyn, aber religiös beurtheilt ist es doch nur moralischer Tod.

Und nun die ganz natürliche Folge dieser Denkungsart? Ach wer so den Strom seines Lebens gemächlich hinunter schiffet, ohne sich zu bekümmern, wo er landen werde, bey dem ist durchaus kein reges Streben nach Selbstbesserung denkbar. Zufrieden, eben nicht lasterhaft zu seyn, behält er seinen ganzen Leichtsinn — seine Fehler — seine Unheiligkeit bis zum Grabe. Aber bekennet uns doch: Seyd ihr denn auch bey dieser Verfassung so ganz ruhig? Ja, sprechet ihr, doch nur so lange wir nicht ernstlich an Tod und Ewigkeit erinnert werden. Aber ist denn ein Zustand, wo man daran nicht ernstlich denken darf, Ruhe zu nennen? Erst dann ist wahre Ruhe im Herzen, wenn man, wo nicht mit Sehnsucht und Verlangen, doch mit Heiterkeit dieser wichtigen Veränderung entgegen sehen kann. Aber wie solltet ihr das? Wie solltet ihr der ernsten Aufforderung: Gieb Rechnung von deiner Haushaltung, mit Gelassenheit erwarten dürfen? Denn wie müßte wohl diese Rechnung nach der Wahrheit lauten? Herr! ich

habe die Jahre meines Aufenthalts auf der Erde dazu angewendet meinen Leib zu mästen oder zu putzen — meine Sinne zu befriedigen — meine Zeit zu vertreiben — meine Tage so angenehm als möglich hinzubringen. Ich habe braf gearbeitet, um Geld zu verdienen — habe um meiner Ehre, um meiner Gesundheit, um meiner Ruhe willen mich vor Lastern gehütet — habe meine Pflichten gegen Andere in so weit erfüllt, in so weit ich sie ohne Gefahr von Verdruß oder Verlurst nicht unterlassen durfte. Um Gott und Jesum Christum — um Religion und Ewigkeit habe ich mich in der That nie mit einigem Ernst bekümmert — weil ich nicht wußte, wozu ich das eigentlich brauchen sollte. Dies, allwissender Richter! ist meine Lebensgeschichte.

Und mit dieser Lebensgeschichte glaubet ihr dem unter die Augen treten zu dürfen, der euch dieses Daseyn — diese Erziehung unter Christen, diesen Unterricht — diese Bibel — diesen Verstand — dies Gewissen zu ganz andern Zwecken: zu seiner Ehre — zu seinem Dienst — zur Vorbereitung auf die Ewigkeit gab? Kam Er denn darum auf die Erde — lehrte, litte, starb, blutete er darum sein Leben aus, um uns blos so ein wenig über die Thiere zu erheben — um dies artige, gesittete Heidenthum einzuführen? Kann er damit zufrieden seyn, daß Seiner — seines für uns ausgestandenen Todes, so ganz vergessen — daß auf ihn bey unserm ganzen Thun und Lassen keine Rücksicht genommen — daß er so ganz in der Stille bey Seite gesetzt — seiner Gesetze nicht geachtet, von seinen Verheissungen und Drohungen keine Notitz genommen werde? Und — dürfet ihr es wagen, ihm, der so ernstlich auf Heiligkeit — auf herzliche Religiosität — auf himmlischen Sinn — auf Leben für die Ewigkeit dringt; dürfet ihr es

wagen, obschon nicht eigentlich lasterhaft — so doch ganz das Gegentheil dieses Sinnes, dem unter die Augen zu treten, der euchs ja deutlich sagt, daß wenn euere Gerechtigkeit nichts besser sey, als die der Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen?

O! nein. Bey allem was euch noch heilig ist, bitten wir euch: Waget das nicht. Dies Wagestück kostet zu viel. Es kostet weniger nicht, als ..... euere ganze Ewigkeit. Nun, sprechet ihr: du machst uns Angst. Was sollen wir denn thun? O! Gottlob! wenn es euch doch endlich angst wird. Aber was ihr nun thun sollet? Es ist freylich späte — doch ist der Vorhang noch nicht gefallen, die Thüre der Gnade ist noch nicht verschlossen. Kommen — und abbitten, und Besserung verheissen und erzeigen: Das ists, was ihr nun zu thun habt. Den Gedanken: daß ein Gott sey, dem ihr nun bald Rechnung über die Anwendung eures ganzen Lebens abzulegen habt — daß eine Ewigkeit sey, auf die ihr euch auf eine ganz andere Weise als die bisherige vorbereiten müsset — Diesen, bis dahin müßig und unwirksam in euerm Gehirne gelegenen Gedanken müsset ihr nun in euere ganze Sinnes- und Denkungsart übertragen, so daß er gleichsam die Seele eueres ganzen Thuns und Lassens werde. Mit diesem Gedanken müsset ihr aufstehen, mit ihm müsset ihr euch niederlegen — Er muß euch in alle euere Verhältnisse begleiten — muß euer ganzes Wesen durchdringen. Dann ist Leben in euch. Wo das nicht ist, da ist der innere Mensch bey allem äussern sittlich-guten Anschein noch tod. Nur wenn dieser Gedanke durch alle Theile unsers Verhaltens herrschet, ist geistliches Leben.

Hier, M. L., verlasse ich euch. Meine Pflicht ist erfüllt. Zwingen kann ich euch nicht. Wers nicht glauben — wers wagen — wers selber erfahren will — der thue es auf seine Gefahr. Aber die Wenigen, sich von der Nothwendigkeit dieser Sinnesveränderung überzeugt Fühlenden, die möchte ich jetzt noch einige Augenblicke um mich her versammeln, um uns mit vereintem Gebet vor dem Thron der Vergebung niederzuwerfen:

Nicht weil es so der Gebrauch ist, sondern aus wahrem Drang unsers Herzens, nahen wir uns Dir, der Du Nieren und Herzen erforschest. Ja, Allwissender! Du weißt unsere Werke. Du weißest daß unter diesem schönen Schein doch nur moralischer Tod herrscht. Auch wir wissen es jetzt, wie weit wir noch entfernt sind, von dem Leben das aus Gott ist. Uns ist angst, o Herr Jesus! Wir fühlen uns der Ewigkeit nahe, und unsere Seligkeit in der größten Gefahr, und kommen nun, getrieben von Angst, und suchen dich auf — und flehen dich um deines Todes willen: Vergiß, vergieb uns unsere verschwendeten — der Sünde — der Welt — und ihren Freuden aufgeopferten — der Veredlung unsers Geistes und Herzens entwendeten — für die Ewigkeit verlohrenen Jahre! Ach Gott! was alles hätten wir in diesen Jahren werden, und wirken können, das jetzt auf ewig verlohren ist. Ja, auf ewig — und keine Reue bringt es zurück. O so müsse denn von heute an, was uns noch an Erdetagen übrig ist, mit sorgsamer Aengstlichkeit benutzet werden zur Vorbereitung auf die Ewigkeit, mit Wachen und Beten, mit heiligem Abscheu vor jeder, auch der verborgensten, innersten Sünde — mit regem Ergreifen jeder Gelegenheit, Gutes zu thun — mit sorgfältiger Erfüllung jeder, auch der kleinsten, Pflicht — mit geduldigem Ertragen jedes, ach!

nur zu wohl verdienten, Leidens. Ach! wir wissen es wohl, daß auch die redlichste Erfüllung dieses Vorsatzes das begangene Böse nicht gut machen, das versäumte Gute nicht ersetzen kann. Darum flehen wir von Neuem: Ach vergiß es — Vergieb es! Und gieße neues Licht — neues Leben in das verfinsterte, versinnlichte Herz. O laß den Strahl deines Lichts, der eben jetzt durch unsere Seele gefahren, nicht wieder verlöschen — Laß unser Herz nicht von neuem so verfinstert werden, daß der alte Tod das neue Leben nicht wieder verdränge — daß wir nicht wieder in den alten Todesschlummer zurücksinken, aus dem dein Geist uns jetzt aufgeschreckt hat. Ach Herr! erbarme dich unser! Laß uns jetzt nicht mehr von deiner Hand, bis du unsere Seele glücklich hinüber gerettet hast, dahin, wo kein Tod mehr ist — wohin kein Reitz der Sünde mehr dringt — wo ewig keine Gefahr des Verlurstes mehr ist. Amen.

Neunte Predigt.

Text:

Joh. XVI. v. 16. Und über ein Kleines so werdet ihr mich nicht (mehr) sehen. Und aber über ein Kleines so werdet ihr mich (wieder) sehen. Denn ich gehe zum Vater.

Im Anfang des Jahres 1808.

Wie nach einer mörderischen Schlacht der Heerführer seine Schaaren zählt, der Freund nach dem Freunde, der Bruder nach dem Bruder sich umsieht — wie sie, wenn sie sich wieder gefunden haben, einander in die Arme fallen — wie sich jeder freut, den Andern nicht verlohren zu haben — So wir am ersten Morgen des Jahres. Freylich ists heute nicht mehr der erste Morgen des Jahres; aber für viele doch der erste Gottesdienst dieses Jahres, und es wird wohl recht seyn, euch etwas, sich darauf Beziehendes, vorzutragen — Ich habe dazu jene Worte gewählt, in welchen Jesus seine Jünger auf ihre Trennung von ihm, aber auch auf ihr nahes Wiedersehen vorbereitet. Trost gegen bevorstehende oder schon erlittene Trennung ist also der Geist unsers Textes. Und ach! Wem von uns könnte das

uninteressant seyn? Kaum ist jemand unter uns, dessen ganzer Freundes- und Familienzirkel in diesem Jahre unangetastet sich gleich geblieben — in den der Tod keine Lücke gerissen — der keinen seiner Lieben verlohren hätte; weder durch Entfernung noch Tod — Und auch diesen kann diese Predigt nicht unwichtig seyn. Denn was ihnen in diesem Jahre nicht begegnet ist, das wird ihnen gewiß und unerbittlich in einem andern Jahre begegnen. Keines der Gesetze nach welchen Gott diesen Planeten regiert, steht so unveränderlich fest, als das Gesetz der Trennung. Auf dieser Erde ist durchaus kein langes, geschweige denn ein ewiges, Zusammenseyn möglich. In der moralischen, wie in der physischen Welt scheidet, trennet sich alles. Auch Jesus hat das erfahren. Wir alle habens schon, und werdens noch ferner erfahren. Für alle ist es also wichtig, den Gründen nachzudenken, warum dies Gesetz der Trennung in dieser Menschenwelt eingeführt sey? Ob es sich denn vielleicht ergeben wird, daß auch dies, so schmerzlich es auch seyn mag, dennoch gut sey? Finden wir das, so sey denn unser zweytes Geschäft, diejenigen damit zu trösten, deren Herz über ganz neue oder vorlängst erlittene Trennungen blutet.

Gott! dies Gesetz: Alles was auf dieser Erde sich liebt, muß früher oder später sich trennen, kommt von Dir. Hierüber ist kein Zweifel. Also ist auch das richtig: Alles was von Dir kommt ist gut. Laß uns das ganz mit inniger Ueberzeugung empfinden, wozu das uns gut sey! Daß die Wunde, die tiefe, weit offene Wunde, die du unsern Herzen geschlagen hast, sich nicht verblute. Daß es sich willig diesem Gesetz unterwerfe, das Du nur aus Liebe so unerbittlich an allen Kindern der Erde vollziehest. Amen.

I. Daß dies Gesetz zu unserm Besten gegeben sey, das ist das erste, das euch zu beweisen wir uns anheischig gemacht haben.

1. Sehr oft fällt dieser Zweck ganz deutlich in die Augen. Dadurch daß der Mensch zur Sittlichkeit gebohren und in diese Welt gesetzt ist, werden eben viele Trennungen nöthig. Wenn Gott siehet, daß ein Mensch bey längerm Beysammenseyn mit Andern nicht gut bleiben, oder im Gut- und Besserwerden keine Fortschritte machen könne, so muß er ja, wenn er unsere Sittlichkeit will, diese Verbindungen zerreissen. Menschen können sich innigst lieben, sie können durch Bande des Bluts oder der Ehe aufs engste mit einander verbunden seyn, und doch einer des andern Sittlichkeit verderben, ohne es weder zu wissen, noch zu wollen; und das um desto sicherer, je herzlicher sie sich lieben — Ist die Mutter eitel, so werden auch ihre Töchter eitel werden. Werden sie es doch, obschon die Mutter nichts weniger als dieses ist! Ist sie zanksüchtig, verläumderisch, karakterlos, sicher werdens die Kinder auch. Ist der Vater stolz, sinnlich, hart, sicher steckt er auch seine Kinder damit an. Ist der Mann lasterhaft — ungläubig — ein Feind der Religion, sicher geht etwas davon, wenigstens Lauigkeit und Gleichgültigkeit gegen diese, auf Gattin und Kinder über. Was soll denn in diesem Falle der große Vater aller zur Seligkeit erschaffenen Geister anders thun, als diese Menschen von einander entfernen — sie trennen, es sey durch Schicksale oder durch Tod?

2. Aber oft ist das nicht der Fall, sondern gerade das Gegentheil. Es giebt Menschen, die uns im Guten leiten, heben, stärken. Wir stützen uns auf sie, weil wir uns

schwach fühlen. Sie beleben uns wieder, wenn unser Eifer im Guten erkalten will. Sie scheinen uns zu unserer Sittlichkeit unentbehrlich zu seyn, und sind es wirklich. Und doch werden sie getrennt. Warum jetzt das? So fragen wir auch, wenn wir sehen, daß Jesus nach kaum drey Jahren des belehrendsten und bessernďsten Umgangs seine Jünger wieder verläßt — daß er sie selbst nach seiner Auferstehung so selten, und nur auf so kurze Zeiten besucht, und schon nach vierzig Tagen auf ihre ganze Lebenszeit von ihnen Abschied nimmt. Aber anstatt, wie wir glaubten, daß sie dadurch verlieren würden, sehen wir sie mit Erstaunen eben dadurch sichtbar an innerm Gehalte gewinnen — Sie hatten sich bis dahin ganz alleine auf ihn verlassen, so daß sie ohne ihn kein einziges Wunder verrichten konnten, weil sie zweifelten, ob sie es auch ohne ihn verrichten könnten. Nie hatten sie sich noch öffentlich für ihn erklären dürfen. Sie fürchteten sich, sobald er nicht an ihrer Seite stand. Aber kaum war die gefürchtete Trennung von ihrem Meister vorüber, so sehen wir, wie sie sich da ermannen — wie sie sein Werk, selbst mit Gefahr ihres Leben betreiben — wie sie sich nun eben so innig an den unsichtbaren Führer anschliessen, als sie sich zuvor an den sichtbaren angeschlossen hatten. Hier ist also Antwort auf unsere Frage. Oft werden gute, unsrer Sittlichkeit unentbehrlich scheinende, Menschen von uns getrennt, wie von dem Kinde das Leitband, an dem es gieng. Es muß einzig gehen lernen, gesetzt auch, daß es im Anfang falle. So muß der Mensch einmal allein und ohne Stütze handeln, und sich selbst regieren lernen. Darum nimmt ihm Gott seine bisherige Stütze weg. Nun lernt er sich an einen unsichtbaren Führer halten, an Gott und sein Wort. Er lernt seine eigene Vernunft brauchen, wenn die ihn bisher leitende

weggegangen ist. Ach, auch hier gilt das Wort Jesu: das Weitzenkorn trägt nicht Frucht, es sterbe dann. Hundert Mal können uns unsere Eltern etwas gesagt, uns über etwas gewarnt und bestraft haben, und immer vergebens. Erst wenn sie tod sind, trägt es Frucht; erst dann wird es lebendig. Ach der gute Vater, die gute Mutter, mußte erst sterben, eh' ihre Lehren kräftig werden konnten an dir. Dieser Mund mußte auf ewig verstummen, eh seine Worte dir etwas galten, oder ehe du deine eigene Kraft gebrauchen lerntest. Mancher thut nichts, meint er könne es nicht, bis er muß. Jetzt, da ihm jene stützende Hand fehlt, jetzt muß ers versuchen, und siehe: Es geht. So wird Trennung, die nur zerstören zu können scheint, Forthelfungs-Mittel zu sittlicher Bildung.

3. Doch oft ists auch dieser Grund nicht, warum liebende Menschen durch Schicksale oder Tod vor der Zeit von einander getrennt werden. Sehr oft nehmen, wie ihr wisset, gute Eltern und Erzieher ihren Zöglingen nicht nur ihr liebstes Spielzeug weg, wenn sie sehen, daß sie das Wichtigere darüber versäumen, sondern selbst das nützlichste Buch, sobald sie es inne werden, daß das Kind es nicht mehr schätzt. Und nun wird es ihm erst recht lieb, wenn es ihm wieder gegeben wird. Sollte der große Erzieher der Menschen nicht vielleicht auch diese Maxime bey seinen Trennungen befolgen? Ach! der unartige Mensch pflegt das gemeiniglich nie recht zu schätzen, was er besitzt. Erst wenn ers verlohren, weiß er was er dran hatte. Erst dann erwacht seine ganze Liebe zu dem Verlohrnen. Jede Trennung verdoppelt unsere Liebe zu dem Getrennten, und kettet uns nur fester an die uns Uebriggebliebenen an. Trennung bläst das erlöschende Feuer der Liebe, des einzigen

Elements in welchem der Mensch eigentlich lebt, stärker an, und vermehrt dadurch den einzigen wahren Reichthum seines Herzens.

4. Wem das zu fein ist, den werden hoffentlich folgende Betrachtungen besser befriedigen: Wo bliebe die unbeschreibliche Freude des Wiedersehens, des Wiederfindens, ohne Trennung? Und was ist dieser Schmerz gegen jene Freude? So genießt man nie, als im Augenblick des Wiederhabens dessen was verlohren schien — Doch hier sind Worte zu kalt. Man muß es empfunden haben, wie's uns wird, und was uns der wird, von dem wir lange getrennt waren.

5. Dies führt uns nun auf den letzten und fürnehmsten Zweck aller Trennungen, auf eine bessere Welt — die uns eben durch diese Trennungen zum dringendsten Bedürfniß wird. O! wer mit lachendem Munde dem Menschen Unsterblichkeit absprechen, und ihn mit seinem Pferde in die gleiche Classe werfen könnte, der wäre nicht nur ein Mensch ohne Religion, sondern ein Mensch ohne Liebe — eine Mißgeburt von einem Menschen; und verdiente wirklich nichts besseres, als mit seinem Thiere in eine Grube verscharret zu werden. Denn nur Liebe, reine, sich selbst für andere vergessende, für sie sich aufopfernde Liebe, macht den Menschen zum Menschen. Wie der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser, so lebt der wahre Mensch in der Liebe. Sie ist sein Element. Wird diese Herzensnahrung ihm entzogen — wird er getrennt vom Geliebten, so ist sein ganzes Wesen entzwey gerissen. Er starrt still und stumm in eine endlose Nacht hin, in der sein Blick vergebens nach dem abgerissenen Theil seines Wesens umhersucht. Wer ihm hier Wiedersehen abspricht, bringt ihn zur Verzweif-

lung. Nur Wiedersehen, Wiederfinden stillet das tödtliche Verbluten der geschlagenen Wunde. Wer sonst wenig und ungern an seinen Tod dachte, wird so mit ihm vertrauter. Denn er ist uns jetzt die einzige Pforte zu jenem Lande, wo unser Geliebter, wo der abgerissene Theil unsers Wesens, wohnt — So wird man dann durch Trennung hingezogen zu jenem Lande, wo es keine Trennung mehr giebt; zu jenem Leben, in dem man ewig liebt, und ewig geliebt wird. Diese Hoffnung, diese Aussicht ist dem Herzen so unentbehrlich, daß es ohne dieselbe auch bey den glücklichsten Umgebungen ewig unglücklich seyn würde. Was es liebt, will es immer lieben, will immer von ihm geliebt seyn. Jedes vorausgesehene Ende der Liebe ist ihr Tod. Dieser Genuß soll ihm bleiben, so lang sein unsterbliches Herz ihm bleibt. Aber eben das findet es hier nirgends. Hier ist das Land der Trennung. Tausendfach werden Liebende schon im Leben getrennt, und gewiß einst durch den Tod. Wo soll er nun hinblicken, der liebende Mensch? Wo hinauf soll es schmachten, das liebende, blutende Herz, als nach einem Leben, wo, wenn alles Andere auf ewig vergangen, verschwunden seyn wird, doch unser ganze hier gesammelte Vorrath von Glaube, von Hoffnung, von Liebe gerettet sich findet; wo es keinen Tod mehr giebt — und wo die Liebe ewig wie Gott ist?

6. Und so wird denn ganz natürlich durch Trennung von unsern Geliebten das Streben erregt, uns zu bilden für das Land, wo wir sie einst wieder finden sollen. Wem schon die Meisten seiner Lieben hinübergegangen sind, dem erleidet die Welt, in der ihn jetzt fast nichts mehr anzieht, an die ihn fast nichts mehr bindet; und sein Herz müßte ganz ausserordentlich vereitelt seyn, wenn er jetzt nicht un-

willkührlich angezogen würde von dem Lande, wo seine Lieben wohnen. Will man sie aber wiedersehen, wiederfinden, sie genießen eine ganze Ewigkeit durch, so muß man ja taugen für ihre Welt, taugen für das Klima, das nur für reine Liebe geschaffen ist. So wird denn oft die schmerzlichste Trennung, selbst bey Menschen auf die sonst nichts zu wirken vermochte, das Hauptmittel sie zurückzuführen zu ihrer Bestimmung. Schicksal und Tod müssen beschneiden am üppigen Weinstock des Herzens. Thränen müssen ihm nachfolgen, dem heilsamen Schnitt, wenn die Frucht sich ansetzen und reifen soll.

II. Und ach ja! Auch in diesem, nun verflossenen, Jahre sind der Thränen die Menge geflossen. Auch in diesem Jahre ist das schmerzlich wohlthätige Gesetz der Trennung an Vielen vollzogen worden. Viele hat das Schicksal getrennt. Väter von Kindern — Söhne von Eltern in ferne Lande der Sichel des Todes entgegen geführt. Doch diese haben noch Hoffnung sich diesseits wieder zu sehen. Aber Viele hat der unerbittliche Tod von einander gerissen. Für die ist also kein Wiedersehen als jenseits. Ach! ich reisse hier freylich manche Wunde auf, die, obschon vorlängst geschlagen, jetzt von neuem zu bluten anfängt. Diese alle bitte ich, die Worte nicht zu übersehen, mit denen Jesus seine Jünger über ihre bevorstehende Trennung tröstet: Ich gehe zum Vater. Zu meinem und zu euerm Vater.

1. O! wohl euch, M. L., wenn auch ihr bey den dies Jahr erlittenen Trennungen sprechen dürfet: mein Vater, meine Mutter, mein Gatte, mein Kind ist zum Vater gegangen. Zum Vater der Liebe; zu jenem ewigen

Quell, aus welchem sich Liebe, diese reine, heilige, allbeseligende Flamme des Lebens, von ihr durch alle die unbegränzten Räume der sittlichen Schöpfung ergießt — Gelagert an diesem Quell kann ihre Liebe zu euch nicht erkalten. Da können sie so wenig Eurer vergessen, die ihr hier laget an ihrem Herzen, als ihr sie jemals werdet vergessen können. Wie oft wird ihr Auge zum liebenden Vater aufblicken, für euch, wenn ihr fehlet — oder um Verschonen, wenn ein schweres Gewitter, euch unbewußt, gegen eure Häupter daher zieht — oder um Verkürzung der Tage der Trennung! Und wie oft werden sie im Auge des liebenden Vaters die Antwort lesen: Es ist noch um ein Kleines, so wirst du sie wiedersehen; und dein Herz wird sich freuen, und diese Freude wird dann nie mehr von dir genommen werden!

2. Sie sind zum Vater gegangen, euere Lieben. Sind sie aber da nicht besser aufgehoben, als bey euch? da ist kein Krieg mehr, und kein Getümmel von Schlachten, und kein Geschrey der Flüchtenden — Keine Versuchung zum Falle — kein Fallen und Wiederaufstehen — kein Schmerz der Reue — keine Sorge für Nahrung und Decke — kein Wimmern des Kranken — und kein Stöhnen der Leidenden mehr. Die Welt all dieser bittern Empfindungen ist vorüber gegangen. Ihnen leuchtet eine andere Sonne. Ihnen blinket ein anderer Himmel. Kein Tag, keine Nacht ist dort. Gott ist ihre Sonne. Sie sind zum Vater gegangen, der abgewischt hat all ihre Thränen. Vor dem kein Leid — kein Schmerz — keine Klage mehr ist. Dort erwarten sie euch.

3. Aber: Und wenn sie euch dort vergebens erwarte-

ten? Und wenn ihr den Weg wandeltet, der nicht zum Vater, sondern vom Vater abführt? Und wenn ihr zu denen gehörtet, von denen er einst sprechen wird: Weichet von mir? Und wenn sie einst an euerm Todestage auf der Tafel der Gerichteten es lesen sollten: dein Vater — deine Mutter — deine Gatte — dein Sohn — deine Tochter ist gewogen und zu leicht erfunden worden. Du wirst sie ewig nicht wieder sehen? Doch .... weg mit diesem Gedanken! Er ist zu schmerzlich, als daß wir ihn weiter verfolgen könnten. Also zurück zum lieblichern Gedanken: Sie sind zum Vater gegangen. Und dahin wollen auch wir. Dahin sollen all unsere Wünsche — unsere Bestrebungen — all unser Wirken gerichtet seyn: Daß auch wir einst dahin kommen möchten, wo sie sind. Was von unsern Bestrebungen unser Erdeberuf, die Besorgung unseres Hauswesens — die Versorgung unserer Kinder, kurz, was diese Welt noch mit Recht an uns zu fordern hat, das soll sie haben. Aber unser Herz soll sie nicht haben. Das gehört einer andern Welt; ist für eine andere Welt. Diese hier ist zu klein — füllt es nie ganz aus. Dort wo der Vater ist — wo unsere Lieben wohnen, da ist unsere Welt. Dahin geht der Zug unsers Herzens. Gut, daß mit jedem Jahre auch der Raum der Trennung kürzer wird, und die beyden Gränzen dieser und jener Welt sich immer näher berühren. Gott weiß, wem von uns sie in diesem Jahre ganz in einander fließen, was für Verbindungen auch dies verhängnißvolle Jahr schmerzlich zerreissen wird. Aber so wird es auch eben so viele Trennungen enden, und dort oben werden eben so viele Thränen des Wiedersehens, des Dankes, und der Freude rinnen, als es hier Thränen des Schmerzens erzeugen wird.

So

So vorbereitet erwarten wir, ewiger Vater! deinen Wink. Auch Trennung, wenn du sie über uns verhängst, auch Trennung ist gut. Der Quell ihrer Thränen versieget und löst doch einst in ewige Freuden sich auf. Amen.

Anhang

zu der den 10. Jenner 1808 beym Antritt meines Pfarrdienstes gehaltenen Predigt

über

Joh. IX. v. 4.

Dies, daß der Tag vorbey — daß der Abend da ist, und daß die Nacht kommt, fühlt gewiß in diesem Augenblick von euch allen niemand lebhafter als ich. So wie auch die daraus entstehende Verpflichtung, noch vor Anbruch der Nacht von dem Werke dessen, der auch mich gesendet hat, so viel zu vollenden als möglich — Dieses Werk hat nun eine von der bisherigen etwas verschiedene Richtung erhalten. Ich soll euch einen Arbeiter an dieser Kirche ersetzen *), der 41 Jahre lang als euer Lehrer im Dienste des Herrn gearbeitet hatte; der noch in jenen religiösen Zeiten seine hiesige Laufbahn begann, wo man noch nicht zu fragen gewohnt war: Wer predigt? — sondern wo man es für allgemeine Christenpflicht hielt, den Sonntag durch Besuchung der Kirche zu heiligen, und das Wort Gottes zu hören, gleichviel durch wessen Mund es auch gesprochen ward. Der erlebte aber auch die Zeiten, wo man den alten, aus vieljähriger Erfahrung sprechenden Mann nicht mehr hören mochte, und wo die jüngere, durch

*) Herrn Pfarrer Stapfer, an dessen Stelle ich trat.

modische Lektur verwöhnte Welt an seinem gründlichen Vortrage keinen Geschmack mehr fand. Die in seiner Jugend gedrängt volle Kirche sah er im Alter verlassen, und seinen Wirkungsraum fast auf Nichts herunter gesetzt. Und doch blieb er dem Grundsatze bis nahe an sein Ende getreu: Ich soll wirken das Werk dessen, der mich gesendet hat, so lange mein Tag währet.

Billig sollte mich das Beyspiel eines solchen Vorgängers schrecken. Auch hat eben es den Entschluß bey mir zur Reife gebracht: so bald ich es an einer sich gleich bleibenden beträchtlichen Verminderung meiner Zuhörer werde inne werden, daß ich meiner Gemeinde erleidet sey — und also die Möglichkeit auf sie zu wirken aufgehört habe — ich es als einen Befehl dessen ansehen werde, der mich zu euch gesendet hat, daß nun meine Nacht da sey, daß meine Wirkungspflicht aufhöre, daß ich mein Amt unter euch niederlegen, und es den jüngern, kraftvollern Schultern übergeben solle, die nun bald in euerer Mitte auftreten werden.

So anmaßlich es hier auch scheinen mag, M. Z.! so müßt ihr mir doch erlauben, von meiner heutigen, nie mehr wiederkommenden, Stellung den Gebrauch zu machen, daß ich euch aufmerksam machen dürfe auf etwas, das mir eben jetzt zu sagen von besonderer Dringlichkeit scheint: Wollt ihr nämlich, daß die neuen Lehrer, die der Herr durch die Hand ihrer Wähler an euch gesendet hat, und die ihr jetzt mit so gerechter Ungeduld erwartet*), wollt ihr, daß sie mit Segen auf euch wirken, so lange ihr Tag währet; so erfordert es schon die bloße Gerechtigkeit, daß ihr ihnen ihre Wirksamkeit nicht durch euern gewohnten

*) Herr Helfer Ebersold und Herr Helfer Stettler.

Unfleiß in Besuchung ihrer Gottesdienste erschweret oder gar unmöglich machet. Wir, euere ältern Prediger, sind es leider schon gewohnt, und müssen es uns wohl gefallen lassen, unsere Kirche zur größern Hälfte leer zu sehen. Wie wehe das uns thun, wie sehr das uns niedergeschlagen und muthlos machen, und welchen Einfluß es hinwiederum auf unsere Vorbereitungen haben müsse, ist wahrlich leicht zu berechnen. Aber euere neuen Lehrer sind sich dessen noch nicht gewohnt. Sie hoffen mit allem Recht, die Gemeinde, die sie berufen hat, und die sie mit so gerechtem Verlangen erwartet, bey ihren religiösen Vorträgen vollzählig zu finden. Sie kennen das noch nicht, daß man um der Essensstunde willen, die man wohl wegen eines Schauspiels, oder um einer Lustbarkeit, aber ja um der besten Predigt willen nicht versetzen mag, oder daß man um seine Mittagsruhe nicht zu stören, eine gute Predigt — vorsätzlich und um der elendesten Gründe willen — versäumen könne, das kennen sie noch nicht; das erwarten sie nicht, und sollen es nicht erwarten. So viel ist man ihnen doch schuldig, daß, wenn sie nach der sorgfältigsten Vorbereitung vor euch auftreten, ihr sie wenigstens anhört — daß, wenn sie auf euch wirken sollen die Werke dessen, der sie zu euch gesendet hat, ihr wenigstens durch euer Zugegenseyn mitwirket, weil jenes ohne dieses schlechterdings unmöglich wird. Was müßte euere Geringschätzung ihrer Anstrengungen, die wahrlich die wenigsten nach Verdienst zu würdigen verstehen, anders auf sie wirken, als Verdrossenheit, Unmuth — dann aber auch gewiß kältere, nachläßigere Vorbereitung, die natürliche Folge des, freylich so lange als möglich zu unterdrückenden, Gedankens: Was soll ich mir lang Mühe geben, es wird doch fast niemand da seyn — sie fragen doch nichts darnach. So würdet, so müßtet ihr auch die besten

Prediger vertreiben, oder verderben, die Gott an euch gesendet hat.

Gott lasse sie das nicht erfahren. Gott segne ihr Amt. Er segne auch die Fortsetzung des meinigen an euch, so lange mein Tag noch währet. Was mich bey der kleinen Veränderung desselben am meisten freuet, ist die nun zu hoffende Gegenwart solcher Zuhörer, die, aus jetzt nicht zu würdigenden Gründen, von allen Abendpredigten ausbleiben, aber doch noch bisweilen eine Morgenpredigt besuchen mögen. Diesen habe ich noch allerley zu sagen, das ich seit Jahren auf diese Veränderung meiner Lage aufgespart habe. Aber noch ist hier eine Classe von Zuhörern, deren Gegenwart mir besonders lieb ist, nämlich die Gegenwart dieser Knaben, die dem Nachmittagsprediger, aus mir unbekannten Gründen, gesetzlich entzogen sind *), und auf die ich nun so oft als möglich Rücksicht nehmen werde, um auch in diesem Stück zu wirken das Werk, dessen, der mich jetzt auch zu ihnen sendet, der mich zu euch allen gesendet, und mich nun 26 Jahre lang für euch beym Leben erhalten hat. So lange dieser mein Tag noch währet, und lange kann er nicht mehr währen, soll dieser Grundsatz nie aus meiner Seele weichen: Ich muß wirken, das Werk dessen, der auch mich gesendet hat, so lange mein Tag währet. Es kommt eine Nacht, wo niemand mehr wirken kann.

Herr meines Lebens! Sie komme, wenn du willst. Nur laß mich nicht mich selbst überleben. Nimm meine Kraft nicht von mir, bevor meine Nacht da ist. Erweise

---

*) Die größeren Classenschüler, die nur die Morgenpredigt zu besuchen verpflichtet sind.

mir die nämliche Gnade, die du meinem Vorgänger erwiesen hast: Laß mich mein Leben, die letzen Tropfen meiner Kraft, bis nahe an mein Ende in deinem Dienste verbrauchen. Und dann führe, wenn du willst, deinen ausgelebten Knecht, leicht und schnell, in seine Ruhe ein. Amen *).

*) War es Wirkung dieser Predigt, oder die einer andern Ursache, immerhin bin ich der Wahrheit und der Gemeinde, an die sie gerichtet war, das Zeugniß schuldig, daß der Unfleiß, über den sie sich beklagt, merklich abgenommen habe.

Zehnte Predigt.

Text:

1 Corinth. XV. v. 17. 18. Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seyd ihr noch in euern Sünden; so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verlohren.

Warum sind wir heute hier, und in so ungewöhnlicher Anzahl, versammelt, der Regent, die Priester, und das ganze Volk? Uns hat der Aufruf eines Festes hieher gebracht, das heute die ganze Christenheit, so sehr sie übrigens in ihren Meynungen getheilet seyn mag, vom starrenden Norden bis zum brennenden Süden hinunter brüderlich feyert: Das Fest der Auferstehung Jesu vom Tode. O! es ist ein großer, ein erquickender Gedanke: Heute ist, vom ungekanntesten Dorfe bis zur Hauptstadt der Welt kein Christentempel leer; heute stehet jeder, dems nur seine Kräfte möglich machten, jeder Jesum kennende, Jesum verehrende Christ, anbetend und feyernd vor dem Auferstandenen, freut sich seines Lebens, und labet sein Herz an all den seligen Hoffnungen, zu denen dies beyspiellose Ereigniß die Herzen der Glaubenden empor hebt. Es muß also viel, sehr viel an dieser Geschichte gelegen seyn; es muß viel, sehr viel an ihr hängen, weil sie so all-

gemein gefeyert wird; und das müssen, was sie auch für eine Larve vorschieben, sehr feindselige Menschen seyn, die uns diese Geschichte verdächtig machen, und uns bereden wollen, daß wir dabey nichts verlöhren; daß unser ganzer sittlicher Zustand der nämliche bleiben würde, wenn sie auch nicht wahr wäre, und daß wir also derselben zu unserer Rechtschaffenheit, zu unserer Ruhe, zu unserm Trost, vollkommen gut entmangeln könnten. Diesem Vorgeben nun wird in unserm Texte auf das Bestimmteste widersprochen. Alles wird anders, sobald diese Begebenheit aus der Reihe der Weltbegebenheiten herausgerissen, und als nicht wahr weggeworfen wird. Ist Christus nicht auferstanden, so ist 1) unser Glaube eitel, auf nichts gegründet, ohne Haltung und Festigkeit. So sind wir 2) noch in unsern Sünden. Wir haben keine Gewißheit, daß Gott Sünden vergiebt. So sind 3) die so in Christo entschlafen sind, verlohren. Die Frage: Wo sind sie? Leben sie noch? Werden wir sie je wieder sehen? ist ganz unbeantwortlich. Wir bedürfen nur wenig Zeit, jeden dieser Sätze euerm Verstand und euerm Herzen nahe zu bringen.

Auch wir machen, großer Ueberwinder! einen Theil der feyernden Christenheit aus, die jetzt, zerstreuet auf der ganzen Erde, anbetend vor deinem Angesicht stehet. Auch auf uns schaue dein Auge mit Wohlgefallen hernieder, und lege auf diese Stunde einen Segen, der dieses Tages würdig sey! Amen!

Es solle alles gleich bleiben, sagen jene weisen Männer, auch wenn der Glaube an die Auferstehung Jesu als unstatthaft aufgegeben würde? Dies Vorgeben muß nun mit einem Ernste geprüft werden, dessen die Wichtigkeit dieser Sache werth ist.

Daß diesem Vorgeben vom Apostel so geradezu widersprochen wird, ist indeß von nicht geringer Bedeutung. Denn es ist doch allerdings zu vermuthen, daß er recht wohl wußte, was er schrieb, und daß er nicht umsonst gerade diese drey wesentlichsten Punkte herausgehoben habe, von denen er behauptet, das sie nicht gleich bleiben, sondern durchaus wegfallen müssen, wenn Jesus nicht auferstanden sey. Aber warum eben diese? Ohne Zweifel, weil ohne Gewißheit über diese Punkte für jeden denkenden und fühlenden Menschen keine Beruhigung, kein Trost, keine Freudigkeit weder im Leben noch im Tode möglich ist. Was soll also nach diesem, von dem Apostel so bestimmt widersprochenen, Vorgeben dieser weisen Männer dennoch unverändert sich gleich bleiben, wenn schon der Glaube an die Auferstehung Jesu wegfiele?

I. Unser Glaube. An Was? Ohne Zweifel an das, woran jeder rechtliche, jeder sittliche, vernünftige Mensch so gerne glaubt: An das Daseyn eines Gottes, an eine sich über jeden Einzelnen erstreckende Fürsehung, an Fortdauer nach dem Tode; kurz: an die ganze sogenannte natürliche Religion. Die soll, bey aller Verwerfung der Auferstehung Jesu, dennoch unerschüttert bleiben; dazu aber spricht der Apostel bestimmt: nein. Denn ist Christus nicht auferstanden, so ist auch dieser Glaube eitel — auf bloßes Meynen, auf unbeweisbare Vermuthungen gegründet.

1. Ja doch, sprechen jene, unser Glaube an das unsichtbare Daseyn eines höchsten, von der Welt verschiedenen Wesens, eines Schöpfers Himmels und der Erde, bleibt darum nicht weniger unerschütterlich fest. Aber bey wem?

Vielleicht beym tiefen, jeden Begriff bis auf seine allerersten Bestandtheile zerspaltenden Denker? Vielleicht gerade bey ihm am wenigsten — Aber doch beym gemeinen unstudirten Manne? Wo nähme aber der seinen, auf sein innerstes Denken und Thun und Lassen, auf all sein Wirken und Verläugnen einwirkenden, Glauben an das Daseyn einer Gottheit her, als aus seiner Bibel; und was wird aus der, wenn die Auferstehung Jesu verworfen wird? Doch laßt das gut seyn. Wir geben es zu, daß auch aus dem bloßen Buche der Natur das Daseyn eines obersten Wesens anerkannt werden könne. Denn daß ein Gott sey, schreibt eben derselbe Apostel, ist ihnen, nämlich den Heiden, aus ihrem eigenen Gewissen erkennbar. Zudem erzählen ja die Himmel die Ehre Gottes, und die Erde, seiner Hände Werk. Ein Tag sagts dem andern, und eine Nacht ruft der andern zu: Groß sind die Werke des Herrn, und wer ihr achtet, der hat eitel Lust daran. Auch das soll uns nicht hindern, dies zuzugeben, daß es ungeacht dieser allverkündigenden Natur-Offenbarung unter allen Classen von Menschen Gottesläugner die Menge giebt. Aber ist dieser einfache Glaube an das Daseyn Gottes schon für sich allein zur Sittlichkeit hinlänglich? Bedarf die arme Menschheit zu ihrer gänzlichen Beruhigung und Veredlung weiter nichts als den Glauben: Es ist ein Gott?

2. Sieht mich dieser Gott? Kennt er mich? Ist ihm der Einzelne etwas? Macht er einen Unterschied zwischen den Gerechten und Ungerechten? Handelt er? Ordnet er das Schicksal jedes Einzelnen? Erhört er Gebete? Schützt, belohnt, bestraft er mit Gerechtigkeit? O! wie unendlich ist die Zahl der Fragen, die hierüber aufgeworfen werden

können! Und wo soll der Unstudierte die Antworten auf dieselben hernehmen als aus seiner Bibel? Und was wird aus der, wenn der Schlußstein ihres ganzes Baues herausgerissen wird, nämlich: Die Geschichte der Auferstehung Jesu? Nehmet die weg, so ist unser ganze Glaube an eine Vorsehung eitel, und auf Sand gebaut. Denn wenn der, der selbst nach dem Zeugniß eines allbekannten Christenthum-Feindes lebte und starb wie ein Gott, wenn der für ein Leben, wie vor und nach ihm keines gelebt ward, den entsetzlichsten aller Tode, den Tod am Kreuz, zur Vergeltung davon trug; wenn sich die Gottheit Seiner nicht sichtbar angenommen hat; wenn hier seine Geschichte abbricht — Welche Vernunft wird denn noch den Gegenbeweis wagen: daß doch eine Vorsehung sey, daß doch die Gottheit den Tugendhaften sehe, liebe, belohne? Wer wird auf so einseitig, von andern mit Spott widersprochene, Schlüße hin etwas Großes aufopfern; wer den günstigen Augenblick ungenutzt vorüber gehen lassen, mit Beyseitsetzung der Tugend, seine eigene Vorsehung zu seyn?

3. Aber, höre ich mir einwenden, und die Ewigkeit? da ward Jesus belohnt; da wird jeder belohnt, der sein Leben der Pflicht und der Tugend wiedmet! Aber wer sagt euch das, und wie beweiset ihr das ohne Bibel, so daß es selbst der Ungelehrte begreife? Wem ist die höhnische Antwort unbekannt: Wer weiß ob nach dem Tode noch etwas ist! Es ist noch keiner aus dem Reiche der Todten zurückgekommen, uns zu sagen, wie's dort sey! Dieser, dem Menschen, wenn er nicht zum Thiere herabsinken soll, ganz unentbehrliche Glaube an ein Leben nach dem Tode, an das Vorhandenseyn einer unsichtbaren Welt, ruft laut einer Thatsache; muß auf die, die strengste Prüfung aus-

haltende, Geschichte eines Auferstandenen gegründet seyn, wenn sie allgemein, und stark genug geglaubt werden soll. Und dies ist die Auferstehung Jesu. Der diese Geschichte festhaltende Glaube bedarf nun zu seiner Ueberzeugung von seiner eigenen Fortdauer keiner weitern Gelehrsamkeit. Lebt Jesus wieder, so hat der Tod nicht ihn, nur seinen Körper, getödtet; so wird der Tod einst auch nicht mich, nur meinen Körper tödten; so bestehet also die Seele für sich — ist untödtbar, unsterblich. Ist also Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube an das Daseyn einer Gottheit, an Vorsehung und Ewigkeit eitel — Aber auch umgekehrt: Ist Christus wirklich auferstanden, so ist unser Glaube auf eine bis dahin noch nicht widerlegte Thatsache gegründet, er steht oder fällt mit ihr.

II. So ist es auch mit dem Glauben an Sündenvergebung. Auch der ist eitel, sagt Paulus. Ist Christus nicht auferstanden, so sind wir noch in unsern Sünden. Dem hilft nun der Ungläubige ganz kurz ab: Was frage ich nach Sündenvergebung? Ich folge meiner Natur — genieße, was da ist. Das Uebrige kümmert mich nicht. Das mag der verantworten, der meine Natur so gebildet hat. — Freylich, so muß es lauten, da wo der Glaube an einen Gott, an eine Vorsehung, an eine Ewigkeit auf keinem festern Fundamente als nur auf dem Gutachten einzelner irrbarer Menschen ruhet. Aber, du jetzt so Trotziger! Wie, wenn es dir einst ganz anders zu Muth würde? Wie, wenn einst in schlafloser, mitternächtlicher Stunde dein aufgewachtes Gewissen das ganze Heer deiner Sünden in scheußlichen Gestalten vor dir vorüber führte? Wie dann? O! so verlasse ich mich dann auf Gottes Barmherzigkeit! Aber wer sagt dir

die, als eben die Bibel, an die du ja nicht glaubst? Nein, es ist dein schlafendes Gewissen, das jetzt im Traume dir zuflüstert: Fürchte dich nur nicht. *Gott ist barmherzig.* Aber wie, wenn es einst bey seinem Erwachen mit Donnerstimme dir zuruft, daß es in den innersten Tiefen deiner Seele wiederhallet: *Gott ist gerecht und heilig, allwissend, und ewig.* Wie dann? Woher nähmest du dann Trost gegen andringende Verzweiflung — wo Hoffnung der Vergebung her, wenn kein Christus für uns gestorben, oder der Gestorbene nicht auferstanden ist? Nur aus *der* Wahrheit geht dem Sünder dauerhafte Beruhigung hervor. *Christus ist um unserer Sünden willen dahin gegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen*, damit wir unserer Begnadigung gewiß würden, *auferweckt worden.* Ist der auferstanden, der am Vorabende seines Todes versicherte: Ich *vergieße mein Blut zur Vergebung für Viele* — so ist auch mir Vergebung, wenn auch ich durch wahren Glauben an ihn zu diesen Vielen gehöre, auf eine unerschütterliche Thatsache gegründet. Ist Christus auferstanden, so bin ich nicht mehr in meinen Sünden, so hat sein Blut sie abgewaschen, so ist durch dieses Lösegeld die ewige Gerechtigkeit befriediget. Jetzt, o jetzt kann ich erst ganz mich dem seligen Gedanken überlassen: Gott, *mein* Gott ist *barmherzig.* Sehet, L. Z., so hängt die ganze Beruhigung des Sünders an dieser Geschichte, und wer ihm diese nimmt, stößt ihn wieder entweder in seinen alten Leichtsinn, oder in unheilbare Verzweiflung, zurück.

III. *Und nun erst schätze ich meine in Christo*, in frommem Glauben an ihn, *entschlafenen Lieben nicht für verlohren* — darf mich getrost der Hoffnung

überlassen, daß sie noch leben, für mich leben, und daß ich sie einst wiederfinden werde. Wehe dem Herzen, dem die Frage: Meine vor mir Entschlafenen, mein Vater, meine Mutter — meine Gattin — mein Kind — leben sie noch, wo sind sie? Ists ihnen jetzt wohl, sind sie glücklich, werde ich sie wiedersehen? — Wehe dem Herzen, dem diese Fragen gleichgültig seyn können! Aber über ihre Antworten schwebt, wenn Jesus nicht auferstanden ist, undurchdringliche Nacht. Wenn Jesu, des Göttlichen, wenn seine Geschichte mit Tod und Grab sich endet — wenn von Jenseits keine Nachricht mehr von ihm zu uns gekommen ist — so ist vielleicht gar kein Jenseits vorhanden — so sind meine Entschlafenen hinabgesunken in des Nichtmehrseyns ewigen allverschlingenden Abgrund — und sind also für mich auf ewig verlohren? O! fühlen es denn die grausamen Aufklärer, die Bekämpfer der Auferstehungsgeschichte, nicht, wie sie durch ihre Behauptung die Herzen aller Mütter, denen das unerbittliche Grab ihre Kinder verschlang, das Herz aller Kinder die ihre geliebten Eltern — aller Gatten die ihre Gatten verlohren, wie sie alle diese Herzen unmenschlich zerreissen — wie sie das, ohnehin schon schreckliche Wort: Ich habe sie auf Lebenslang verlohren, in das noch schrecklichere: Ich habe sie auf ewig verlohren, umschaffen? Fühlen sie nicht, wie sie so den Stab über unsere theuersten Hoffnungen brechen, und mit lachendem Munde alle Freude unsers Lebens zernichten? O! so geh dann, arme Mutter! Gutes Kind! Reden jene weisen Männer Wahrheit, ist Christus nicht auferstanden; o! so lebt er wahrscheinlich gar nicht mehr, so war mit seinem Tode — so ist auch mit unserm Tode alles aus; so hast du Mutter! dein Kind, du Kind! deine Mutter — du Witwer! deiner Jugend Weib, du Freund! deinen Jo-

nathan auf ewig verlohren. Geh zu seinem Grabe, und weine dich aus. Benetze mit deinen Thränen den Staub, der alles, ach! alles ist, was dir von all deinen Lieben übrig bleibt — Doch nein, Liebe! weine du nicht. Wende dich weg von dem, vor lauter Weisheit zum Thoren gewordenen Manne. Komm zu des Auferstandenen Grab. Da weine dich aus, aber in Thränen der Freude. Siehe da die Maria Magdalena, und die andere Maria, und die Mutter Jesu, und Petrus und Johannes und Thomas — Die alle weinten wie du über den innig geliebten Verlohrnen, bis er sich ihnen wieder gab, und die Thränen des Schmerzens wandelte in Thränen der Freude. Jetzt schwebt dir keine Nacht mehr über der Frage: Wo sind meine in Christo Entschlafenen? Wo können sie anders seyn als bey ihm, bey dem der sterbend zu seinem Vater sprach: Vater! ich will, daß die, die du mir gegeben hast, bey mir seyen, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, ehe der Welt Grund geleget war. Da ists ihnen jetzt wohl. Da liegen sie an seinem Herzen, gepfleget von ihm, erzogen durch ihn, der gewiß kein in ihnen vorhandenes Gute wird umkommen lassen — der ihre mit sich hinüber genommene Liebe zu dir nicht auslöschen, der das schöne Band, das eure Herzen hier umschlang, nicht auf ewig zerreissen — der das Getrennte gewiß einst wieder vereinen, das Verlohrne herrlich und verklärt euch wiedergeben wird, so gewiß als er sich selbst, den Verlohrnen, auferstanden den Seinen wieder gab.

Hängt nun an dieser Begebenheit so Vieles — hängt daran all unser Glaube an eine sehende — sorgende — vergeltende Vorsehung — all unser Glaube an Unsterblich-

keit; hängt daran alle wahre Beruhigung über die aufgehobenen Folgen unserer Sünden — hängt daran unser ganze Glaube an das Fortleben unserer lieben Entschlafenen, so entscheidet jetzt selber, ob diese Folgen seiner Auferweckung dieses Wunders nicht würdig seyen; und ob's diese Begebenheit nicht werth sey, daß ihr Andenken jährlich von der ganzen Christenheit feyerlich erneuert werde. O! dieses Fest ist das Triumphfest des Glaubens über den Unglauben, der diese Wahrheit bis jetzt vergebens zu stürzen versucht hat. Es ist der Triumph unsers Glaubens an eine, diese Erde ihres Aufsehens würdigende, ihre vernünftigen Bewohner als ihre Kinder liebende, für ihr zeitliches und ewiges Glück mütterlich sorgende, Gottheit. Es ist der Triumph unsers Glaubens an Fortdauer nach dem Tode — an Möglichkeit und Wirklichkeit der Sündenvergebung; unser Triumph endlich über alle, das Schicksal unsrer Lieben vor uns in Christo Entschlafenen betreffenden, Zweifel. Durch diese einzige Begebenheit, wenn sie unerschütterlich fest gehalten wird, erhalten alle diese Wahrheiten, ohne die sich keine wahre Beruhigung weder im Leben noch im Tode gedenken läßt, eine Festigkeit, eine Gewißheit, eine Stärke, die so lange dauern muß, so lange die historische Gewißheit der Auferstehung Jesu nicht umgestürzt werden kann.

O! so wollen wir uns dann getrost und ganz der heiligen Freude hingeben, die dieser große Tag in uns weckt. Er sey uns vor allen Tagen des Jahres der festliche Tag. Der Tag an welchem sich beyde Gemeinden, die auf Erde und die im Himmel, die der bereits Vollendeten und der noch nicht Vollendeten, vor dem Throne des Angebeteten versammelt, wo jedes ihn ehrende, ihn liebende Menschenherz ein Altar

ist, von welchem das Opfer des Danks und der Anbetung jetzt Himmelan steigt.

O! so nimm es denn gnädig an, großer Angebeteter! das schwache aber redliche Opfer unsers Dankes, das jetzt auch aus unsern Herzen zu dir Himmelan steigt. Wir sehen Dich nicht, aber Du bist doch hier, Du, der Himmel und Erde erfüllet. In diesem Augenblick liegt der ganze Himmel anbetend und feyernd vor dir. Ach! auch unsere vollendeten Väter und Mütter und Kinder liegen jetzt anbetend und feyernd vor dir, und gedenken jetzt in ihren Gebeten ihrer im Staube zurückgelassenen Lieben — beten für uns um Vergebung — um Bewahrung im Guten, um baldige Wiedervereinigung. O! so höre ihr Flehen. Blicke segnend von ihnen auf uns. Siehe, wir kommen, wir nahen voll heiliger Ehrfurcht uns Deinem Altare. Fühlen deine Gegenwart — an diesem Schauer der jetzt unsere ganze Seele durchbebt, fühlen wir's, daß Du uns nahe bist. O! so sey uns denn nie mehr ferne. Bleibe unserm Herzen immer so nahe wie jetzt. Bleibe so innig vereinigt mit uns, so lange unsere Reise noch währet, bis die Nacht vorüber ist, und der Tag anbricht, der alles Getrennte vereinigt, der alle Thränen abwischt, der jede Klage endigt, der jedes Leiden in ewige Freude verwandelt. Amen.

Eilfte Predigt.

Text:

Habakuk II. v. 6. Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wirds währen?

Wer mich früge, warum ich heute diese Materie zu meinem Vortrage gewählet habe, der müßte doch gar nicht bemerkt haben, wie das ganze Dichten und Trachten unsers Zeitalters aufs Geld gerichtet ist; gleichviel wo es herkomme, und wie gerecht oder wie unedel es auch erworben werde. Man unternimmt es freylich nicht gerne, über eine so kitzliche Materie zu reden, bey der man so leicht anstoßen, und sich Feinde machen kann. Aber lieber lege der Prediger, gleich dem Wundarzt, der nicht schneiden kann, wenn es Noth thut, sein Amt nieder, als daß er hierauf Rücksicht nehmen sollte. Ist er sich bewußt, daß es ihm, ohne alle Rücksicht auf die Person, blos um Recht und Wahrheit zu thun ist, so soll er, unbekümmert über die Folgen, seiner Gemeinde vorlegen, was hierüber stehet in Gottes Wort, und was die Erfahrung darüber zeuget. Dies ist auch der Gesichtspunkt von dem ich auch diesmal ausgehe, und die Quelle, aus der ich schöpfe. Unser Text handelt eigentlich von den Gewaltthätigkeiten und dem Länderraub der Babylonier, die ihre friedlichen Nachbarn mit

Krieg überzogen, und sich mit ihrem Raube bereicherten. Diesem, zu Habakuks Zeit allgewaltigen Reiche weissaget der Prophet seinen bevorstehenden Untergang, indem er zugleich den allgemein geltenden Satz aufstellt: Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wirds währen? Was nun im Großen wahr ist, das ist nach andern Stellen der heil. Schrift auch im Kleinen wahr. Dies euch zu zeigen ist der Zweck dieser Predigt, deren Eintheilung schon im Texte deutlich angegeben ist: 1) Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut; und 2) wie lange wirds währen?

Möchte doch diese Predigt etwas zur Verminderung jenes unersättlichen Gelddurstes beytragen, der zusehens alle Gemüther ergreifen zu wollen scheint! Daß wir uns wieder blos auf das beschränkten, was nicht nur vor den Menschen, sondern was vor Gott recht ist, und was wir vor ihm verantworten könnten. Daß sich das Wort mit Flammenschriften in unsere Seele eingrabe: Im Gut des Gottlosen ist der Fluch des Herrn, und das Wenige das ein Gerechter hat, ist besser als das große Gut vieler Gottlosen!

I. Wehe dem, ruft der Prophet aus, wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut!

A. Hier wird sein Gut, eigenes rechtmäßig erworbenes, dem fremden entgegen gesetzet. Beydes muß also vor allem aus erörtert werden.

1. Sein Gut: Jeder kann nur das Gut mit Recht sein nennen, gegen dessen Besitz kein Gewissenhafter und Gottesfürchtiger etwas einzuwenden hat. Also nur das was

er rechtmäßig ererbt, nicht erschlichen, nicht erschmeichelt hat. Oder das, was ihm freywillig geschenket ward, und was er nicht dem Blödsinn, oder seinen listigen Ränken zu verdanken hat — Oder was er durch solche Mittel erworben, die er nicht verbergen muß, und deren Erwerbungsgeschichte er allen rechtlichen und redlichen Menschen unentstellt und nach aller Wahrheit vorlegen darf. Nur solches Gut ist sein Gut.

2. Fremdes Gut hingegen ist jede Summe, sey sie klein oder groß, und jede Sache, sey sie von großer oder kleiner Bedeutung, die er weder rechtmäßig ererbt, noch als Geschenk empfangen, noch durch gerade offene Mittel an sich gebracht — jeder Besitz, dessen Geschichte er verbergen — unterschlagen — bemänteln muß, die er nicht jedermann offen und redlich darlegen darf. Alles das ist fremdes Gut.

B. Es giebt so vielerley Wege sein Gut zu mehren mit fremdem Gut, daß wir nur einiger derselben als Beyspiele erwähnen können.

Von dem gröbsten und gemeinsten Wege, dem Diebstahl, will ich darum gar nicht reden, weil über diesen nur eine Stimme ist, und gar kein Zweifel obwaltet, ob so erworbenes Gut jemals unser rechtmäßiges Eigenthum genannt werden könne. Sondern nur von den anscheinend erlaubten und vorgeblich rechtlichen Mitteln will ich reden, die zwar kein weltlicher Richter straft, die aber des ungeacht jedes noch unverdorbene Herz verurtheilt, und mit dem Brandmaal der Schlechtigkeit stempelt. Wer z. B. die natürlichen Erben eines Menschen anschwärzt, da-

mit sie enterbt, und damit er an ihrer Stelle zum Erben eingesetzt werde — Wer von der Blödsinnigkeit und der Verstandesschwäche eines Menschen Gebrauch macht, um ihm einen Theil seines Vermögens abzuschwatzen oder abzutrotzen — Wer mit einem Kinde, oder mit einem kindisch unwissenden oder kindisch zutraulichen Menschen einen für denselben sehr nachtheiligen Handel abschließt, ihm etwas weit unter seinem Werth abzuschwatzen, oder etwas Unbrauchbares und Schlechtes weit über seinem Werthe anzuhängen weiß — Wer von den dringenden Umständen eines Menschen Gebrauch macht, um ihm hohe Zinse, oder einen Theil seines Eigenthums abzupressen — Wer blos nur allein um Geldswillen und ganz gegen seine Neigung eine Person heirathet, und schon im Voraus berechnet, wie lange sie wohl noch leben, und ihm zur Last seyn könne; wer ihr das verschweigt, und sie dagegen mit glatten Worten, mit lügenhaften Betheurungen von Liebe oder Achtung und mit schönen Versprechungen, wie glücklich er sie machen wolle, einschläfert; wer alle diese Versprechungen mit öffentlicher Anrufung Gottes heiliget und bestätiget, der ist nicht nur ein schlechter, sondern er ist auch im biblischen Sinne ein gottloser Mensch — weil er einer Verbindung spottet, die unter der Gewährleistung der Gottheit — unter ihrer Anrufung — unter ihren Augen abgeschlossen — wobey Gott zum Zeuge der Aufrichtigkeit angerufen wird, und die nächst dem feyerlichen Eide die heiligste Zusage ist, die wir kennen. Wer das alles mißbrauchen, das alles unter die Füße treten kann, blos um, auf eine vor Menschen rechtsgültige Weise, sein Gut zu mehren mit fremdem Gut; wer so mit allem was heilig ist, sein Spiel treiben kann — der mag vor menschlichen Gesetzen gerechtfertiget seyn, aber er ist und bleibt vor den Augen der ganzen religiösen Welt ein

Mensch dessen Gott das Geld, und dem alles um Gold feil ist.

C. Ueber diese alle ruft der Prophet das Wehe! aus — Freylich zwinget sich diese Classe von Menschen darüber zu lachen. Aber innerlich schaudert es sie doch vor diesem Worte. Und das mit Recht. Denn es liegt doch gar viel in diesen vier Buchstaben, das nichts weniger als lächerlich ist — Kaum ist das fremde, d. i. das ungerecht erworbene Gut in ihren Händen, so ist d.s Wohl weg, und das Wehe hat seinen Anfang genommen. Sorge vor Entdeckung, und Anstalten dagegen, beunruhigen seine Seele. Das süße Bewußtseyn der Rechtschaffenheit — das gute Gewissen — das heitere Aufblicken auf einen allwissenden Gott — der offene Blick in jedes Auge — das alles ist weg. Man möchte sich vor Gott verbergen, wie Adam. Man wendet alle seine Kräfte an, die innere Stimme zum Verstummen zu bringen, die unabtreiblich ruft: Was hast du gethan? Um diese Stimme zu betäuben, muß dann eben dieß fremde, wie Feuer brennende, Gut herhalten. Man stürzt sich hauptlings in eine Menge neuer Vergnügungen — lernt neue Laster kennen — gewöhnt sich an ihre Befriedigung — bis von dem fremden Gute nichts mehr vorhanden ist. Dann erwacht, so bald diese Betäubung aufhört, die gedämpfte Stimme wieder, und ruft lauter: Was hast du gethan? Sie muß von neuem betäubt werden, und sie wirds durch Trunkenheit und Spiel, wodurch dann der Unglückliche sich entweder das Leben verkürzt — oder sich in neue Arten von Wehe verwickelt. Bey vielen nimmt das Wehe einen andern Gang. Das fremde, um so hohen Preiß, mit Verlurst ihres Gottes und und ihres guten Gewissens an sich gekaufte, Gut wird ihr

Alles — ihr Gott. Es entsteht in ihnen ein unersättlicher Durst nach Mehrerm. Mit Hülfe des Einen reissen sie ein zweytes, dann ein drittes an sich. Mit jeder neuen ungerechten Vermehrung wächst der Durst; sie machen es immer gröber, sichtbarer, unvorsichtiger, bis ihr Maas voll ist, bis Gott sie fallen läßt, und die Strafe sie überfällt, wie ein gewappneter Mann. Dies ist der eine Theil des über sie ausgesprochenen Wehe — Belangend dann den andern Theil desselben, der erst in jener Welt eintreten soll, so muß der in der Bibel nachgesucht werden. Und da finde ich: Ezech. 18. und 33. deutlich und zu mehrern Malen wiederholt vorgeschrieben: Es sey dann, daß der Gottlose das Pfand wieder giebt, und bezahlet, was er geraubet hat, und nach dem Wort des Lebens wandelt; also daß er nicht mehr Böses thut, dann soll er leben und nicht sterben; d. h. begnadiget und nicht gestrafet werden. Ich finde sogar ein Beyspiel an einem durch fremdes Gut reich gewordenen Ober-Zolleinnehmer, Namens Zachäus, Lucä 19, der es nicht eher wagte, vor Jesu zu erscheinen, bis er ihm mit Wahrheit sagen konnte: die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich jemanden Unrecht gethan habe, dem gebe ichs vierfältig wieder. Und erst auf dieses hin sprach Jesus zu ihm: So bist du jetzt wieder ein wahrer Sohn Abrahams, deinem Hause soll Heil wiederfahren — Dies ist auch schon aus der Natur der wahren Bekehrung klar. Ohne wahre Reue ist keine Vergebung — und ohne Gutmachen des begangenen Bösen ist keine Reue wahr — Also auch ohne Wiedererstattung keine Vergebung. Aus diesem allem ist klar, daß das über die Ungerechten ausgerufene Wehe nicht so lächerlich ist, als sie es gerne

finden möchten, und daß sich ein jeder unendlich wehe thut, der sich von der Versuchung hinreissen läßt, sein Gut zu mehren mit fremdem Gut. Der Prophet schließt mit der Frage, die nun der zweyte Theil unserer Betrachtung seyn wird:

II. Wie lange wirds währen? Dies ists was uns also jetzt noch zu untersuchen obliegt.

A. Gemeiniglich ists nicht einmal aufs währen abgesehen, sondern nur auf augenblicklichen Genuß. Um jetzt seine Begierden zu befriedigen bemächtiget man sich mit List oder Gewalt des fremden Guts. Dazu wirds denn auch schnell gebraucht, und verbraucht. Aber kaum ist diese Begierde befriedigt, so erwacht eine neue, die eben so ungestüm Befriedigung fordert. Und so wird das ungerecht erworbene Gut gemeiniglich in kurzem verschleudert. Daher es auch zum Sprüchwort geworden ist: Wie gewonnen, so zerronnen. Und das hat seine ganz natürlichen Gründe. Gut, das man mit Verlurst seines Gewissens gewonnen hat, brennt gemeiniglich wie Feuer. Es muß weg. Man muß sich betrügen, sein Gewissen ersticken; und dazu wird dann eben das unrecht Erworbene benutzt. Zudem hält man das so leicht Gewonnene eben nicht sehr sorgfältig zu rathe. Man denkt: Wo das gewesen sey, sey noch mehr. Wenn das aufgebraucht sey, so könne man bald wieder einen ähnlichen Fang thun. So verschwendet man darauf los, bis nichts mehr vorhanden ist. Und so beantwortet sich dann auch die Frage: Wie lange wirds währen?

B. Aber mit diesen natürlichen Ursachen des Un-

segens, der das ungerechte Gut verfolget, vereinigen sich sehr oft ganz sichtbare Fügungen der Vorsehung, die den Ausspruch Salomons rechtfertigen: Im Hause des Gottlosen ist der Fluch des Herrn. Wer den Gang der Vorsehung an sich und an andern zu beobachten gewohnt ist, der wird häufig finden, daß von dem Augenblick an, da der Ungerechte sich verleiten ließ, sein Gut zu mehren mit fremdem Gut, ein Unglück, ein Verlurst nach dem andern ihn traf — daß Krankheiten einen Theil seines Guts wegfraßen, Todesfälle ihn seiner geliebtesten Menschen beraubten — daß er vielleicht eben durch dieses ungerechte Gut in kostbare, sein Leben verbitternde Prozesse verwickelt worden sey — daß seit jenem unglücklichen Tage eine unsichtbare Hand ihn verfolge, deren Schläge sich eben dadurch zugezogen zu haben er sich nicht verhehlen kann. So daß er sich in wenig Jahren nicht nur um nichts reicher, sondern um vieles ärmer und unglücklicher fühlt, als er vorher nie gewesen war. O! wie recht hat also der Prophet mit seiner Frage: Wie lange wirds währen?

C. Gesetzt aber, woran es auch nicht an Beyspielen fehlt, daß dies dem Sammler des fremden Guts nicht wiederfahre, daß er im Besitz desselben bleibe bis an sein Ende, daß er reich, und anscheinend ruhig hinabfahre in die Grube, und seinen Erben großes Gut hinterlasse — so verliere man nur diese Erben nicht aus dem Gesichte, und man wird bald gewahr werden, daß sie mit diesem Gut auch den darauf haftenden Fluch des Herrn geerbet haben — Der Fall ist nichts weniger als selten, wo schon den Kindern oder nächsten Erben eben dies große Gut zum Strick und zum Verderben wird, dadurch, daß es sie zu tausend Ausschweifungen und Lastern veranlasset, in die sie bey we-

nigerm aber gerecht erworbenem Gut nie gefallen wären. Und dies aus sehr natürlichen Ursachen: War der Sammler ein Vater, so ist leicht zu erachten, daß ein solcher Vater, dessen Gott das Geld war, auf die religiöse Erziehung seiner Kinder und Erben wenig Mühe werde verwendet — daß sie an ihm ein tägliches Beyspiel von Irreligiosität werden vor Augen gehabt — daß sie in seinem Umgange Geringschätzung des Gebets — des Gottesdienstes — der Bibel und aller religiösen Uebungen werden gelernt, und jenen allverderbenden Grundsatz werden eingesogen haben: Geld sey über alles — Wer Geld habe, bedürfe weder Gottes noch der Menschen Gunst — Was nun aus so erzogenen Kindern werden müsse, ist leicht zu erachten: Entweder Verschwender, die das Sprüchwort wahr machen werden: Was der Vater ergeitzet hat, wird der Sohn vergeuden. Oder der Sohn wird, im Geist seines Vaters forthandelnd, das andere Sprüchwort wahr machen: Der Geitzige zerstöret sein eigen Haus. Denn wer in seinen Beobachtungen hier nicht stille steht, wird sehen, daß in den meisten Fällen über solchem Gut ein geheimer Unstern waltet — daß ein unsichtbares Verhängniß den Besitzer desselben auf eine unbegreifliche Weise verfolget — und daß es meistens buchstäblich wahr wird: Ungerecht Gut kömmt nicht auf den dritten Erben. Ohne daß man die Hand siehet, die diese Zerstörung bewirkt, waltet darob ein solcher Unsegen, der alle Bemühungen, es fest zu halten, vereitelt, und es den Händen seiner unrechtmässigen Besitzer entwindet. Ueber alle diese Erfahrungen dürfet ihr, M. Z., mir nicht aufs Wort glauben. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller Alten, die wie ich mit offenen Augen durchs Leben gewandelt, und sorgfältig auf die Wege der Vorsehung zu merken sich angelegen seyn ließen.

Die alle fordere ich auf, ob es nicht mit ihren Erfahrungen so gut als mit den meinigen übereinstimme: daß es noch jetzt wahr seye: Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wirds währen? Aber euch, meine jüngern Brüder! ermahne ich, daß ihr euch doch ja nicht durch das schnelle Glück der Ungerechten irre machen lasset, sondern abwartet, ob ihr es wohl nicht gar selber noch erleben werdet, daß das auf Ungerechtigkeit gebaute Glück entweder noch unter seinem ersten ungerechten Erwerber, oder doch unter seinen nächsten Erben jämmerlich zusammenstürzen, und durch seine traurigen Ruinen die Wahrheit bestätigen werde: Wehe! Wie lange wirds währen?

D. Alles zusammen gerechnet, was hat also der Ungerechte gewonnen? Ja, die Mittel einige Jahre länger seinen thierischen Lüsten zu leben, bequemer zu wohnen, weicher zu liegen, niedlicher zu essen und zu trinken, sich schöner zu kleiden. Oder den armseligen Kitzel, zu sich selbst sagen zu können: Ich vermag so und so viel, ich bin so und so viel tausend Thaler reich. Dies ist im Grunde alles, was er durch seine Ungerechtigkeit erobert hat. Aber berechnet nun auch, wie viel ihn das kostet: Die Achtung seiner selbst und der Welt, die meistens über die Erwerbungsart seines Reichthums nicht so blind ist, als der Schnell-Reiche sich wohl einbilden mag — Den frohen Aufblick auf den allwissenden und gerechten Regierer seines Schicksals — Die getroste Erwartung der Zukunft — Den Segen Gottes, den er vergebens durch ängstliche Sorgfalt gegen jeden möglichen Verlurst, durch wiederholte Ungerechtigkeiten, und durch seine doppelte Buchhaltung zu ersetzen sucht — und das bange Erwarten dessen, was allenfalls

in der künftigen Welt daraus erfolgen möge — Sehet, das alles hat ihn sein fremdes Gut gekostet. Um diesen hohen Preis hat er sich seinen Reichthum erkauft.

E. Begleiten wir ihn nun vollends hinüber in jene Welt. Wie, in welchem Zustande werden wir ihn da finden? Ohne seinem Richter vorgreifen zu wollen, muß sein Zustand in jener Welt dadurch schon zur Hölle werden, daß er bey allem guten Willen auch nicht die kleinste seiner Ungerechtigkeiten und seiner Uebelthaten wieder gut zu machen im Stande ist. Und wie muß ihn nun der Gedanke brennen, seinen Kindern mit dem ungerechten Golde den Fluch des Herrn zum Erbe hinterlassen zu haben, der mit dem fremden Gute auch zugleich das wenige gerechte wegfressen werde. Ach! der arme Unglückliche raubte, betrog, überlistete, sammelte, um ein so genanntes gutes Haus, um seine Kinder glücklicher zu machen — Und ach! jetzt beym Licht der Ewigkeit sieht er, daß er sie nur unglücklicher gemacht, und den Strick an ihren Hals gelegt habe, der sie in zeitliches oder doch in ewiges Verderben ziehen werde. Das alles fühlen, sehen, voraus wissen, ohne es hindern zu können — zu sich selber sagen zu müssen: An dem allem bist du schuld! das muß nothwendig einen Gemüthszustand hervorbringen, der schon für sich allein den Namen einer Hölle verdient.

F. Ist nun das alles im Kleinen wahr, so muß es um so viel mehr auch im Großen wahr seyn. Was vom kleinen Räuber gilt, muß auch vom großen gelten. Wehe dem der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wirds währen? Aeusserst merkwürdig sind, wie das ganze Capitel, so besonders folgende Stellen desselben:

Der Herr antwortet mir und spricht: Schreibe das Gesicht, und mahle es auf eine Tafel, daß es lese, wer vorüber lauft: Diese Weissagung wird ja noch erfüllt werden zu seiner Zeit; ob sie aber verzeucht, so harre ihrer. Sie wird gewißlich kommen, und nicht ausbleiben. Siehe, der stolze Mann sperret seine Seele auf wie die Hölle, und ist gerade wie der Tod, der nicht zu sättigen ist, sondern raffet zu sich alle Heiden, und ziehet an sich alle Völker. Aber, o wie plötzlich werden aufwachen, die dich beissen, und erwachen die dich wegstoßen, und du mußt ihnen zu Theil werden. Denn du hast viel Heiden geraubet, so werden dich wieder rauben alle übrigen von den Völkern, um der Menschen Blut willen, und um des Frevels willen, im Lande und in der Stadt, und in allen die drinn wohnen, begangen. Wehe dem, der da geitzet zum Unglück seines Hauses, auf daß er sein Nest in die Höhe lege, daß er dem Unfall entrinne! Aber dein Rathschlag wird zur Schande deines Hauses gerathen, denn du hast zu viel Völker zerschlagen, und hast mit allem Muthwillen gesündigt. Denn auch die Steine in der Mauer werden über dich schreyen, und die Balken am Gesparr werden ihnen antworten: Wehe dem, der die Stadt mit Blut bauet, und zurichtet die Stadt mit Unrecht! — Wer nun aus der Weltgeschichte weiß, daß diese Weissagung wenige Jahre nachher durch das damals noch ganz unbedeutende Volk der Meder pünktlich erfüllt, und durch dieses das mächtige babylonische Reich so zerstört worden ist,

daß man jetzt selbst die Stätte nicht mehr findet, wo das mächtige Babylon stand, der wird nicht mehr zweifeln, daß an allen kleinen und größern Räubern das Wort des Herrn werde erfüllt werden: Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wirds währen? Freylich nicht nach unserer Zeitrechnung, sondern nach der Zeitrechnung dessen, vor dem tausend Jahre sind, wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Uns sey es für jetzt genug, zu wissen: daß jeder Ungerechte, sey er klein oder groß, sich sein eigenes, oder doch seiner Kinder Verderben bereite — daß, nach Hiob, der Gottlose nicht reich bleiben, noch lange bestehen werde — daß er oder seine Kinder und Erben die Güter, die er verschlucket, wieder herausgeben müsse — daß er seines Lebens nie recht froh werde — daß Fremde ihn erben werden, denen er es nicht zugedacht hatte — daß nach David das Wenige, das ein Gerechter besitzt, besser ist, als das große Gut vieler Gottlosen — und daß nach Salomon: Mancher arm ist bey großem Reichthum, und mancher reich bey großer Armuth; und daß endlich Gut nicht hilft am Tage des Zorns, und nur Gerechtigkeit errettet im Tode.

Ach! daß doch diese Vorstellungen so viel auf uns alle vermöchten, daß keiner durch Ungerechtigkeit sich dieser Strafgerechtigkeit aussetze, sondern zufrieden mit dem Theil zeitlicher Güter, die Gott durch gerechte Mittel ihm zugetheilt hat, nie der Lehre vergesse: Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet ihm genügen. Denn wie wir nichts in die Welt ge-

bracht haben, so werden wir auch nichts hinaus tragen. Darum selig ist der Mann, der unbefleckte Hände hat, und ein gutes Gewissen bewahret vor Gott und Menschen bis an jenen Tag, der alles ans Licht bringen wird, was im Verborgenen geschehen ist, und jeglichem geben wird, was er verdienet hat, es sey gut oder böse. Amen.

Zwölfte Predigt.

Text:

Daniel IX. v. 7. Herr! du bist gerecht; wir aber müssen uns schämen.

Wenn ich von meinen Empfindungen auf die eurigen schliessen darf, so glaube ich, durch die gegenwärtige Predigt vielen unter euch, besonders aber den Freunden der Bibel, einen nicht geringen Dienst zu erweisen, indem ich euch über eine Materie rede, die mit jedem Tage allgemeiner zur Sprache kömmt, und einige wichtige Zweifel hebe, die insgeheim am Herzen Vieler zu nagen, und ihren Glauben an Gottes weise und gerechte Weltregierung untergraben zu wollen scheinen. Auch habe ich diesen Text, und den daraus herfließenden Stoff meines heutigen Vortrages noch aus diesem besondern Grund allen andern vorgezogen: Es war nämlich eine Zeit — eine lange Zeit, während welcher die prophetischen Schriften sowohl des neuen als des alten Testaments in Verachtung lagen, und selbst vom bessern Theile der Christen nicht mehr des Lesens gewürdiget wurden — Von dieser Geringschätzung der Weissagungen scheinen nun Viele zurück kommen zu wollen. Je mehr sich der Gang der Schicksale der Völker mit Finsterniß und Nacht umhüllet, je mehr sehnt man sich nach Licht, und versucht es,

mit Hülfe des dämmernden Lichtes, das der Geist der Weissagung giebt, das Unerträgliche dieser Finsterniß so viel möglich aufzuklären. Schon viele haben auf diesem Wege ihre verlohrne Beruhigung wieder gefunden. Schon hört man Viele sprechen: Es muß so gehen. Das ist Gottes Hand — ist Erfüllung der Weissagungen — ist Anbahnung der letzten Auftritte — ist das erste Geschrey der Wächter: Der Herr kömmt. So wie dort Cajaphas und Pilatus und die Juden nur ausführten, was Gottes Hand und sein Rath lange, lange zuvor beschlossen hatte, was geschehen sollte; so auch hier. Der lange scheinbare Stillstand des Menschengeschlechts auf dem Punkte, auf dem die Reformation es verließ, scheint am Ende, und der Zeitpunkt vorhanden zu seyn, wo die Menschengeschichte einen Riesenschritt thun soll — Wer so weit ist, ist nicht mehr in Gefahr, an der Weisheit und Gerechtigkeit der Weltregierung irre zu werden. Aber leider sind noch nicht alle so weit. Viele sind, die sich noch nicht in den Gang, in die Gerechtigkeit, in die Geduld und Langmuth der Vorsehung finden können. Sie staunen, und fragen: Wo bleibt denn Gott? Hat das Menschengeschlecht noch nicht genug gelitten? Ist des Menschenbluts noch nicht genug vergossen? Wie kann Gott dem Allem zusehen, wenn er gerecht ist, und Gerechtigkeit lieb hat? — So dachte Daniel auch — aber er kam doch bald zurück und sprach: Herr du bist gerecht; wir aber müssen uns schämen. — Und wahrlich! Es ist hohe Zeit, daß auch wir zurückkommen, und uns aussöhnen, mit der uns so ungerecht scheinenden Weltregierung. Hiezu euch nach meinen Vermögen und nach meiner Pflicht, behüflich zu seyn, ist der Zweck dieser Predigt.

Nicht Vorwitz ist es, o Herr! wenn wir uns hineinwagen in deiner ewigen Rathschlüsse heiliges Dunkel; sondern Pflicht, so weit vorzudringen, als deiner Offenbarungen wohlthätiges Licht erleuchtet den gefährlichen Pfad. So lege denn Segen auf diese Stunde, daß auch uns die Ueberzeugung werde, die deinem Knecht Daniel ward: Herr du bist gerecht, wir aber müssen uns schämen.

I. Herr! du bist gerecht. Wie kam Daniel jetzt zu dieser Ueberzeugung? und wodurch ward sie ihm nöthig?

1. Er befand sich ja damals am babylonischen Hofe — war reich, und von hohem Range. Was wollte er mehr? Was konnte er, der israelitische Fremdling, besseres wünschen? Tausend Andere hätten sich, unbekümmert um die Uebrigen seines Volks, in seiner Lage wohl seyn lassen — hätten wohl gar im Herzen sich über des Vaterlands Unglück gefreut, ohne welches sie nie zu diesem Grade des Glücks gelanget wären — Nicht so Daniel. Tief schmerzte ihn der Untergang seines Vaterlands und die Wegführung seines Volks aus dem heiligen Land seiner Väter. Er liest und forschet in den prophetischen Schriften, ob das nicht vorher gesagt sey, und wie lange das währen solle, und findet in Jeremias 25. folgende deutliche Stelle: Dies ganze Land soll wüste und zerstört liegen, und sollen diese Völker dem Könige zu Babel dienen siebenzig Jahre. Siebenzig Jahre, ach! das schien ihm so lange! Aber bald fand er sich doch von der Gerechtigkeit dieser Verfügung überzeugt: Ach, wir haben gesündiget, und unrecht gethan. Wir sind gottlos gewesen, und abtrünnig worden, wir sind von deinen Geboten und Rechten gewichen. Wir

gehorchten nicht deinen Knechten, den Propheten, die in deinem Namen unsern Königen, Fürsten, Vätern, und allem Volk im Lande predigten. Du Herr! bist gerecht, wir aber müssen uns schämen. Juda und Israel haben es verdient verstoßen zu werden in alle Lande, dahin du sie verstoßen hast um ihrer Missethat willen. Israel hat keine Ursache sich über dich zu beklagen; du bist gerecht, wir aber müssen uns schämen, einen Augenblick an deiner Gerechtigkeit gezweifelt zu haben. In diesem Tone betet Daniel fort, bis er von Gott einer neuen Offenbarung, die er nicht erwartet hatte, gewürdiget ward — Siebenzig Jahre Verbannung dünken dich so lange — aber wisse: siebenzig Jahrwochen, das ist: siebenmal siebenzig Jahre werden noch vorüber gehen, bis der rechte Retter Israels kömmt — Aber auch bey dieser Offenbarung blieb es nicht. Dieser von Gott so vorzüglich begünstigte Seher der Zukunft ward späterhin noch neuer Offenbarungen gewürdigt, deren weitere Entwicklung dem Liebling Jesu, Johannes, als Belohnung seiner Treue an Jesus, vorbehalten war. So wie hier Daniel einen Augenblick an der Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung irre geworden war,

2. So kommen auch wir nur zu oft in den Fall, einen Augenblick an der Vorsehung irre werden zu wollen, wenn wir sehen, wie z. B. ein ganzes Volk, wie Millionen, unter der Unweisheit eines Einzigen oder seiner Rathgeber leiden — Wenn wir sehen: Unschuldige Kinder mit ihren strafbaren Eltern im nämlichen Unglück verwickelt — Kinder, die unheilbare Krankheiten von ihren Eltern erben, von Geburt an blind, blödsinnig, elend, lange Jahre unter Jammer und Schmerzen verseufzen — oder fromme

Eheleute mit Mangel und Unglück kämpfend, indeß Lasterhafte neben ihnen herrlich und in Freude leben — oder gute, hoffnungsvolle Kinder in der Blüthe dahin sterben, das Kränkliche oder Bösartige hingegen vom Tod verschonet, einzig übrig bleiben — oder den Ungerechten reich und geehrt, indeß der Redliche in unbekannter Dürftigkeit lebt — Oder den ersten Fehltritt mit lebenslangen Folgen bestraft, und ans helle Tageslicht gezogen, alldieweil so mancher Andere Jahre lang unbekannt und ungestraft fortsündigen kann — Oder ein gutes Volk unverdient angegriffen — beraubt — geschlachtet, und, wie Israel durch die abgöttischen Babylonier, gefangen geführt. In solchen und tausend diesen ähnlichen Fällen stutzt unser Verstand, und fragt: Wo bleibt Gott! Wie kann er dies zulassen? Wie läßt sich dies mit seiner Gerechtigkeit reimen? Auch in Daniels Seele scheinen diese Gedanken einen Augenblick entstanden zu seyn — Aber wer wird sich darüber wundern? Wer ihm das übel nehmen? Er wußte ja nicht, was wir jetzt wissen, was diese Gefangenschaft und Zerstreuung durch ganz Babylon und Assyrien für Israel und für die Welt Gutes nach sich ziehen würde. Wie jenes von seinem bisher unheilbaren Hange zur Abgötterey dadurch so vom Grunde aus würde geheilet werden, daß nachher weder die Unmenschlichkeiten eines Antiochus — noch die Ueppigkeiten der Römer — noch die bis auf diesen Tag ausgestandenen Kränkungen, diese Nation je wieder zum Verlassen ihrer väterlichen Religion hat bewegen können; sondern daß sie sich, obschon unter alle Völker der Erde zerstreut, und von allen mißhandelt, doch nie mit andern vermischt, sondern aus allen Völkern des Alterthums, wie ein immer fortwährendes stehendes Wunder, einzig übrig bleiben würde — Das hatten sie ihrem Unglück, ihrer Versetzung aus ihrem Va-

terlande unter lauter heidnische Völker, zu danken — Aber nicht minder groß war hinwiederum der Gewinn, den die damalige heidnische Welt von dieser Zerstreuung der Israeliten zog. Denn jeder trug dahin, wo sein Schicksal ihn hin versetzte, die Kenntniß des wahren Gottes mit sich, die sich von da an weit umher durch alle Länder verbreitete — So wußte Gott Strafe in Wohlthat zu verwandeln. Aber das wußte Daniel nicht, so wenig als es Israels Volk jetzt weiß, und so wenig wir es zur Zeit noch wissen, was aus ihrer jetzigen langen Zerstreuung für sie und für die Welt Gutes entstehen werde, das ohne dies nie hätte entstehen können. Wüßten wir es, so würden wir Gott dafür preisen, und nicht nur mit Daniel sprechen: Der Herr ist gerecht, wir aber müssen uns schämen — sondern: Der Herr ist gütig, und erbarmet sich aller seiner Werke — Selbst im Zorn ist er eingedenk der Barmherzigkeit. Ja, barmherzig und gnädig ist der Herr, langmüthig und von großer Güte; der da vergiebt Missethat, Uebertretung und Sünde.

3. Nur unsere Kurzsichtigkeit, nur unsere Unkunde der Zukunft, ist schuld, daß wir so leicht an der Vorsehung irre werden. Wir sehen das Gewitter, das im Umkreis mehrerer Stunden alles vernichtet — aber wir sehen den Segen, die Fruchtbarkeit nicht, die sich aus diesem Gewitter entwickelt — sehen die Krankheiten nicht, deren tödtlichen Stoff es niederschlägt und vernichtet — So mit den grossen Schicksalen der Völker. Dicht hinter dem Uebel schreitet unsichtbar das Heilmittel herbey. Als Daniel seine Weissagung niederschrieb, schien Nebukadnezars Macht und Reich auf unerschütterliche Fundamente gegründet — Alle

damals bestehenden Reiche waren ihm zinsbar — Er nannte sich nicht nur, sondern er war wirklich, der König der Könige. Und doch war der von Gott bestimmte, durch Jeremias vor seiner Geburt schon mit Namen bezeichnete Zerstörer dieses unüberwindlich scheinenden Reiches: Cyrus, schon gebohren. Aber auch dessen Reich sollte nicht ewig währen. Der nämliche Daniel sah es, vom Geiste der Weissagung erleuchtet, durch Alexander zerstört — sah auch dieses seine unermeßliche Eroberungen in vier Theile zersplittert, von den Römern verschlungen. So zerstört Gott ein Reich durch das andere. In allem, was Unrecht ist, liegt der Keim seiner eigenen Zerstörung, der aber mehr oder weniger Zeit zu seiner Entwicklung bedarf. So wird ein König, der durch sein Beyspiel, durch Reden und Schriften den Unglauben unter seinem Volk und unter benachbarten Völkern prediget, zuverläßig seinem Throne den Untergang bereiten, sobald die ganze Masse seines Volkes, oder eines mächtigern benachbarten Volkes, von diesem Gifte recht durchdrungen seyn wird. Könige, die der Uebermuth reitzt, zu theilen unter sich ein wehrloses Volk, geben der Nachwelt das Beyspiel und das Recht, auch an ihrem Volk das nämliche zu thun, was sie an jenem zu thun sich erlaubten. Wer immer, er sey König oder Privatmann, die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, und den Grundsatz der Ungerechtigkeit, das Recht des Stärkern oder des Listigern aufstellt — der wird, der muß früher oder später das Opfer seines Grundsatzes werden Dies ist das ewige Gesetz der Wiedervergeltung, das unsere frömmern Altvordern, die lange nicht so einfältig waren, als ihre undankbaren Enkel behaupten, in jene allbekannten Sprüchwörter eingekleidet haben: Ehrlich währt doch am längsten — Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn — Wer andern Gruben gräbt, stürzt zuletzt

selbst hinein — Wenn das Maas voll ist, so laufts über — Was man säet, das erndtet man. Oder was die heilige Schrift so ausdrückt: Bleibe du fromm und halte dich recht, denn solchen wird es doch zuletzt wohl gehen. Scheint das alles gleich jetzt nicht mehr wahr zu seyn — nur Geduld, und es wird sich doch zuletzt zeigen, daß jede Saat ihre Erndte bringt — und daß es noch jetzt so wahr ist als zu Daniels Zeit: Herr! du bist gerecht — wir aber müssen uns schämen.

II. Wir — müssen uns schämen ... Warum des? Wenn schämt man sich? Wenn mans merkt, daß man verstandlos geurtheilt, oder unvernünftig gehandelt hat, und nun der Ausgang ganz anders ist, als wir glaubten, daß es gehen werde und gehen müsse. So weissagt Daniel seinem Volk, es werde sich einst schämen, an Gottes Gerechtigkeit gezweifelt zu haben; dann werde es sich schämen, wenn es einst zur Erkenntniß werde gekommen seyn: Es habe sein Schicksal durch seine Sünden wohl verdient, und was es für allzustrenge Strafe gehalten habe, sey wahre Wohlthat gewesen.

A. Auch wir haben uns in den Fall gesetzt, uns einst so schämen zu müssen. Denn ach! auch wir haben uns schon oft voll Unwille die Frage erlaubt: Warum läßt Gott das alles geschehen? Warum zeigt er sich noch nicht? Hat er denn des Blutvergießens noch nicht genug? Ist denn das Maas des Menschenelends noch nicht voll? Beyde fragen so, der Unmuth, wie der Unglaube. Und wir haben ihnen einstweilen keine andere Antwort, als die: Warte — So manches erst unerklärbare Räthsel der Vorsehung hat sich ja in der Folge so herrlich entwickelt! Wie ungerecht

schien Josephs Schicksal? Unschuldig von seinen Brüdern gehaßt — als Sklave verkauft — Unschuldig als Verbrecher bestraft — Von dem, dem er sein Leben gerettet, dem er zum höchsten Glücke verholfen, undankbar vergessen — Aber wie herrlich hat sich doch nachher sein Schicksal entwickelt? Wie ungerecht schien das Schicksal des von Saul zehn Jahre lang unschuldig verfolgten — und doch zuletzt mit dem Throne Israels belohnten Davids — Wie ungerecht schien das Schicksal des um seines Anhangens an Gott willen den Löwen vorgeworfenen — aber eben dadurch zum höchsten Gipfel der Macht und der Ehre erhobenen Daniels? Wie über alles ungerecht schien das Schicksal Jesu — und wie unaussprechlich groß hat es sich entwickelt? Und wer ist unter uns, der nicht aus seinem eigenen persönlichen Lebenskreise solcher Entwicklungen die Menge weiß? So wie dies bey einzelnen Menschen wahr ist, so mit ganzen Nationen. So manchen unauflöslich scheinenden Knoten hat schon die Weltgeschichte gelöset — so manches Warum? hat sie schon befriedigend beantwortet — Von so mancher von Gott zugelassenen anscheinenden Ungerechtigkeit hat sie schon gezeigt, wie im Uebel selber schon der Keim seiner Heilung lag, wie aus Bösem ein, dasselbe weit überwiegendes, Gutes entstand, und Gift in Arzney verwandelt ward?

B. Wenn nun dies schon so oft ist gezeiget worden — Wenn die ganze Weltgeschichte im Grunde nichts anders ist, als eine Sammlung von Beweisen, daß Gott bey allem Anscheine von Sorglosigkeit und Ungerechtigkeit dennoch gerecht sey; sollten wir uns denn nicht schämen, jetzt daran zu zweifeln, blos weil wirs noch nicht begreifen können: Warum Gott dies alles zulassen könne? O! wie klein müßte Gott seyn, wenn der kleine Mensch alles sogleich

begreifen könnte, was Gott thut! Was weiß doch der Knabe eines Königs, warum sein Vater so und nicht anders regiert? Je weiser der Werkmeister ist, desto weniger versteht der Unweise von seinem Werk. Selbst ihr, ihr sehets bey euern Romanen nicht gerne, wenn ihr sogleich auf den ersten Blättern merket, wie es endigen werde — und ihr pfleget den Verfasser nur in dem Maße zu schätzen, in welchem er den recht verworrenen Knoten mit Weisheit aufzulösen weiß. Zu dem Ende aber müßt ihr ja das Buch auslesen, bevor ihr darüber urtheilen könnet. Warum urtheilen wir denn jetzt so voreilig schon mitten im Buche, und gerade da, wo der Knoten am verwickeltsten ist? Wer so über die Geschichte Jesu geurtheilt hätte, da er sterbend am Kreuz hieng, da seine Feinde hohnlachend ihres gelungenen Werkes sich freuten; da er von Gott verlassen schien — der hätte zuverläßig grundfalsch darüber urtheilen müssen. Erst nach seiner Auferstehung und Erhöhung konnte Petrus das sehr wahre Urtheil fällen: Euere Aeltesten haben nur gethan, was Gottes Hand und sein Rath zuvor beschlossen, und vorher gesagt hat, durch die Propheten, das geschehen sollte. Und ohne Zweifel wird auch in eben diesen Propheten etwas von dem stehen, was in unsern Tagen geschehen ist, und noch geschehen wird, in so fern es nämlich in die Geschichte des Christenthums — in die Kriege des Lichts mit der Finsterniß — in die Geschichte des Reichs Jesu auf Erden, eingreift. Aber so wie nur äusserst wenige es schon während Jesu Leben und Leiden merkten, daß dies alles bereits von den Propheten vorher gesagt seye — so wie dies erst nach ganz vollendetem Gange seines Schicksals klar ward — so erhält jede Weissagung erst durch ihren Ausgang und ihre Erfüllung das zum vollen Verstehen derselben nöthigte Licht.

Wenige Weissagungen sind so klar, wie die, die Daniel im Jeremias fand.

C. Freylich mußte ihn die Entdeckung betrüben, daß die Verbannung seines Volks werde dauern siebenzig Jahre. Aber es gereichte doch zu seiner Beruhigung, da er fand, daß dies von Gott vorher gesehen, und bestimmt vorher gesagt worden sey. So mag in den meisten Fällen die Lüftung des Schleyers, der über alle Zukunft hängt, vorerst Bestürzung und Traurigkeit seyn. Aber das nie fehlende Resultat dieser Entdeckung ist doch gewiß das: Wenns Gott vorher gesagt hat, so hat ers also auch vorher gesehen — so ist was geschieht, sein Wille — so müssen die Folgen davon gewiß gut seyn — so wird er ihm auch ein Ende machen, so bald es Zeit ist. — So bald es Zeit ist. Ach! die wird dem Leidenden so lange! Siebenzig Jahre sollte Israel unter der Verstoßung schmachten. Aber was sind unsere Jahre dem, vor dem tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache? Wir haben im Grunde keinen richtigen Maaßstab für die Zeit. Ein Jahr! was ists? Eine Ewigkeit dem Leidenden — Eine Stunde dem Glücklichen. Im Grunde ist Zeit so wenig etwas Wesentliches als Schatten — so wie dieser ein verdunkeltes Stück vom Licht — so Zeit — ein begränztes, größeres oder kleineres Stück der Ewigkeit. Groß, wenns vor uns — klein, wenns hinter uns liegt. Lassen wir also den schalten, der schon so manchen eben so verworrenen Knoten gelöset, und einst auch diesen zur Rechtfertigung seiner Weisheit und Gerechtigkeit befriedigend auflösen wird. Und so oft der Gedanke in uns aufspringt: Warum . . . wie kann doch Gott . . . so oft wollen wir ihm auch den entgegen stellen: Seine

Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und seine Wege sind nicht unsere Wege. Sondern so hoch der Himmel ist über der Erde, so hoch sind seine Gedanken über unsern Gedanken, und seine Wege über unsern Wegen. Ist aber das so, so muß daraus folgen, daß es eben darum ganz anders gehen müsse, als wir meynen, daß es gehen sollte. Denn gieng es nach unsern Gedanken, so wären seine Gedanken auch wie unsere Gedanken, und nicht Himmelhoch über die unsrigen erhaben. Kein Weiser, nur der Thor kann wollen, daß Gott handeln solle, wie er handeln würde an Gottes Statt. Das Wesen, vor dessen Augen die Zukunft so klar wie die Vergangenheit offen liegt, muß doch gewiß anders handeln, als das Wesen, das keine Spanne von Zukunft vor sich sieht. — Erstaunt frägt das Menschengeschlecht: Was soll das werden? Aber noch mehr als jetzt wird es einst erstaunen, wenn es auf die Vergangenheit zurückblickend, sieht, daß aus dieser Gewitternacht ein schönerer Tag hervorgegangen sey, als vor ihm noch nie die Erde sah. Dann werden sie anbeten, ihre Könige, ihre Aelteste und das ganze Volk, und niederfallen, und sprechen: Ja Herr! du bist gerecht, wir aber müssen uns schämen. Zorn schien es uns, was du thatest — und doch wars Barmherzigkeit. Dein Menschengeschlecht konnte nicht anders geheilet werden, als durch diese Jahre von Leiden. Weggewandt schien dein Angesicht von uns, aber mit unaussprechlicher Gnade hast du dich wieder deines Erbes erbarmet. Amen.

Dreyzehnte Predigt.

Text:

Psalm CXXVI. v. 5. 6. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edeln Saamen; aber sie kommen wieder mit Freuden, wenn sie heimbringen ihre Garben.

Das ganze Land, die Bewohner der Städte ausgenommen, ist jetzt mit Einsammeln und mit Säen beschäftiget. Jüngst beobachtete ich so einen Säemann, wie er ernsten und abgemessenen Schrittes seinen Saamen mit vollen Händen auswarf. Da konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: Da wirft der Mann, der vielleicht nichts weniger als reich ist, einen nicht geringen Theil seines Vermögens weg, den er theuer hätte verkaufen, und seinen Kindern daraus Kleidung und Nahrung hätte anschaffen können. Warum entzieht er sich das, wirft es weg — begräbt's — deckts mit Erde zu, als wollt er sichs selbst mit allem Fleiße unmöglich machen, es je wieder zu bekommen? Ich denke, manchem muß es doch wehe gethan haben, sein Brodkorn so weg zu werfen, das zu seinem und der Seinigen Unterhalt Wochenlang hingereicht hätte. Und warum thut er das? Darum, weil er hoffet (gewiß weiß ers nicht) das Weggeworfene nach neun Monat langem War-

ten vielfach vermehrt, wieder zu erhalten. Er hat vielleicht mit Thränen gesäet — hat vielleicht, dieweil er es wegwarf, nicht ohne Kummer darüber nachgedacht, was alles darüber gehen könne, bis er es vielfach vermehret wieder erhalte. Ob nicht vielleicht ein harter oder ungünstiger Winter — oder Frühlingsfröste — oder Stürme — oder Hagel — Nässe — Dürre — Ungeziefer, seine Hoffnungen vereiteln würden? Das mag ihm doch wohl bange machen — Aber er hört darum nicht auf mit säen — fahrt immer fort, bis er vollendet hat — segnet seinen Acker — empfiehlt ihn Gott — Mehr kann er nicht thun — Er hat für die Zukunft gesorget — hat das, was er in Händen hatte, weggegeben, für das was er nur hoffet — hat das Gegenwärtige und Sichtbare dem Zukünftigen noch Unsichtbaren aufgeopfert. Recht so. Ihr lobet den Mann, daß er das gethan hat. Aber warum machen wirs denn nicht alle auch also? Warum sorgen wir denn nicht auch wie er für jenes neue, uns nach dem Winter des Alters und des Todes erwartende lange Jahr, das Ewigkeit heisset? Vielleicht weil wir nicht so ganz gewiß an dieses glauben, wie der Säemann nach diesem Jahre ein künftiges erwartet. Doch so leichtsinnig sind wir, ob Gott will! nicht alle. Viele säen auch für jenes künftige Leben; aber mit Thränen. Die möcht ich euch vor allem aus erst kenntlich machen — und sie dann trösten, und zur Fortsetzung und Vollendung ihrer Thränensaat aufmuntern. Dies ist Zweck und Eintheilung meiner gegenwärtigen Predigt.

Herr! Du allein kennest sie, deren Thränen ungesehen nur innerlich fließen, deren Kummer niemand kennet als Du. Aber du siehest, zählest sie alle. Möchten sie hier die ihrem Herzen so nöthige Beruhigung finden, und neu

gestärket hinabgehen, fortzusetzen und zu vollenden ihre Thränensaat. Amen.

I. Wir müssen uns vor allem aus darüber mit einander verständigen, wer die seyen, von denen gesagt wird: daß sie mit Thränen säen.

A. Daß säen im moralischen Sinne so viel seye, als: gesinnet seyn, leben, handeln, wirken, erhellet aus all den Stellen, in welchen dieser Ausdruck in moralischem Sinne gebraucht wird. So Hos. 10. Säet Gerechtigkeit, d. i. handelt gerecht, strebet nach allem was Recht ist — so werdet ihr Liebe erndten. Gal. 6. Was der Mensch säet, das wird er erndten. Das ist: je nachdem der Mensch gesinnet ist und handelt, je nachdem wird auch sein Schicksal seyn. Selig, wenn er gut, unselig, wenn er böse gewesen war — Nicht vergebens bedient sich die Schrift so gerne dieser Vergleichung. Es ist eine sehr auffallende Aehnlichkeit zwischen Säen und Handeln. Wer handelt, der wirft Saamen aus, legt den Grund zu nachfolgenden Wirkungen, die ohne jene erste nie entstanden wären. So wie das erste Weitzenkorn, das vor tausend Jahren hier gesäet ward, die Mutter ist von Millionen Weitzenkörnern, die alle aus jenem einzigen entstanden sind; so ist jede Handlung ein Saamkorn, das tausend Folgen nach sich zieht — So wie ferner der Saame nicht gleich schnell aufgeht, oft lange nicht sichtbar wird, schläft — verlohren, erstorben scheint — so zeigen sich die Folgen unserer Handlung nicht alle zu gleicher Zeit, und werden oft nach vielen Jahren erst fühlbar — viele sogar erst in der Ewigkeit. Wer säet, muß oft lange warten, bis er erndten kann — so muß der Gute oft lange auf Belohnung

und der Böse lange auf Strafe warten. Wer säet beraubt sich eines gegenwärtigen Guts um ein zukünftiges viel grösseres zu erhalten, beraubt sich eines kleinern Guts um das größere nicht zu verlieren; so wer gut und fromm lebt, der opfert jeden unerlaubten Genuß auf, um die ihm verheissene Seligkeit nicht zu verlieren. Viele Menschen sind in so günstiger Lage, wo Gutseyn ihnen nicht nur nicht schwer ist, wo die Vorsehung selber ihnen das Bösewerden auf vielerley Weise erschweret, und das Gute durch alle ihre Umgebungen erleichtert. Nicht von diesen redet unser Text;

B. Sondern von denen, denen sie das Gutseyn und Guthandeln durch alle die Umstände, unter welche sie diese Menschen gesetzt, merklich erschweret hat. Die werden in unserm Texte mit einem Manne verglichen, der edeln, kostbaren Saamen auf seinen Acker aussäet, ihn wegwirft — traurend, weil er sich dadurch selbst des Nöthigen beraubt, aufs Ungewisse hin, ob ihn auch wohl die gehoffte reiche Erndte dafür entschädigen werde. Das heißt unser Text: säen mit Thränen.

1. So säet jeder fromme Arme mit Thränen. Er weiß es, daß kümmerliches Brod, daß Unterwürfigkeit, daß Dienstbarkeit sein Loos seyn werde, bis ans Ende seiner Tage. Und in dieser Lage muß er all den täglich wiederkehrenden Versuchungen, sein Schicksal durch Ungerechtigkeit, durch Betrug, durch Untreue, durch Diebstahl zu verbessern, widerstehen — Muß es mit Augen ansehen, muß sogar schweigend dazu behülflich seyn, wie der reiche Lasterhafte in einer Woche verschwendet, wovon er, der fromme Arme, Monate lang glücklich gewesen wäre. Das muß ihm wehe thun, aber er fürchtet Gott, und glaubt

an eine vergeltende Zukunft. Um dieser willen kämpft er, überwindet die Anfechtungen — bleibt gut und treu, weil er lieber zeitlich als ewig unglücklich seyn will. Er säet — mit Thränen.

2. Mit Thränen säet so mancher Vater, so manche Mutter; arbeiten Tag und Nacht um ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben; versagen sich zu dem Ende fast alle Freuden des Lebens — Alles auf Hoffnung, einst Dank und Liebe und Hülfe im Alter, und den Anblick ihres, durch so viel Aufopferungen theuer erkauften, Glückes zu erndten. Aber jetzt, da der Saame aufgeht, da sich etwas von ihrer erwarteten Erndte zeigen soll, zeigt sich Unkraut, das sie nicht gesäet — Ihr Acker wird durch schlechte Beyspiele, durch stürmische Leidenschaften verwüstet — Ihre Erndte ist Undank — und doch werden sie nicht müde — geben den undankbaren Acker nicht auf — sie arbeiten dessungeachtet immer fort für das Glück ihrer ungerathenen Kinder — Sie säen — aber mit Thränen.

3. Auch du säest mit Thränen, unglückliches Weib! Hintangesetzt vom Manne deiner Wahl — Betrogen von dem, der dir ewige Liebe geschworen — um den du Vater und Mutter verließest — Feilen Dirnen aufgeopfert, ohne Schonung für deine Gesundheit und dein Leben — Mit Kränkungen aller Art gesättigt — an einen Ehebrecher gebunden, den du doch noch liebst — trägst du dein Kreuz stumm und still — Selbst den Gedanken verabscheuend, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten, klagst du dein Elend nur Gott, und bleibst, dich selber ehrend, dem Bundbrüchigen Betrüger getreu — Auch du gehörst mit Recht zu denen, die mit Thränen säen.

4. Auch du gehörest zu ihnen, gutes Kind! Von deinen Eltern unverschuldet mißkannt, mißhandelt, wandelst du geduldig deinen Dornenweg; ißest dein täglich dir vorgeworfenes, verbittertes Brod mit Thränen — trägst in der Stille dein Kreuz, den Willen der Vorsehung verehrend, die dir, unbegreiflich warum? zu diesen Eltern dies weiche Herz gegeben hat — Oder zu dieser Arbeit, zu dieser Armuth, diesen elenden leidenden Körper, diese unheilbare Gebrechen, dies sehnliche Verlangen nach dem Tode, dies Verurtheiltseyn zum Leben und Altwerden bey all deinem täglichen Sehnen nach der einzigen Erlösung von allem Uebel. Diese alle gehören zur zahlreichen Klasse derer die mit Thränen säen.

5. Auch der bedaurungswürdige Zustand des Schwermüthigen gehört hieher; dessen schwergedrücktes Herz, aller Freude unzugänglich, sein Leben verseufzet, in schwarze nächtliche Dämmerung gehüllt. Der ungern lebt, und doch nicht gerne stirbt — der sich von Gott und Menschen verlassen glaubend, sich selbst jede Zuflucht seines Kummers verschließt.

6. Hieher gehörst auch du, Reuender. Du ringst nach Gewißheit, daß deine Sünde dir vergeben, und deine Missethat zugedeckt sey — sehnst dich nach einer innern, unverkennbar göttlichen Stimme: Gehe hin, du Begnadigter! dir sind deine Sünden vergeben! Bist nicht zufrieden mit der allgemeinen, allen Reuenden gegebenen, Versicherung — und kannst dich doch nicht zur ganz beruhigenden Ueberzeugung hindurch arbeiten: Auch mir ist meine Sünde vergeben. O! gewiß, wenn je einer, so gehörst du zu denen, die mit Thränen säen.

7. Aber auch dessen soll nicht vergessen werden, der von Religionszweifeln wie ein mastloses Schiff umher getrieben, keinen Ankergrund seines Hoffens finden, sich nie fest weder für noch gegen das Christenthum bestimmen kann. Der so von Zweifeln und Unglauben durchs Leben gepeitschet, sich der Ewigkeit nahet; immer noch nicht mit sich selbst einig, ob er auch nach dem Tode noch fortleben, oder in der Nacht des Nichtmehrseyns auf ewig verlöschen werde. Wahrlich auch der, wenn er nicht vorsätzlich zweifelt, um sich desto ungestörter seinen Lüsten überlassen zu können, verdient unter die gezählet zu werden, die mit Thränen säen. — Für solche nun, und an solche sind die Worte geschrieben:

II. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten. Es gehet zwar der Säemann hin mit Weinen, tragend edeln Saamen. Aber er kommt mit Jauchzen, wenn er seine Garben bringt.

A. Aber das freylich nicht sogleich, nicht unmittelbar nach der Saat, nicht in diesem Leben schon.

1. Auch hier, auch im Geistlichen, verstreicht zwischen Säen und Erndten eine geraume Zeit. Was diesen Herbst ist gesäet worden, muß neun Monate warten, bis es geerndtet werden kann. Ein Winter, ein Naturtod, muß darüber hingehen — das Weitzenkorn wird nicht lebendig, es sterbe dann. Dies ist Gesetz der ganzen Pflanzenwelt: Säe — warte — erndte. Und je edler und lange daurender die Pflanze ist, desto länger die Wartzeit — Je früher die Pflanze, der Baum, eine Erndte giebt, desto geschwinder stirbt er ab. Die Jahrtausende ausdau-

rende Eiche muß ein Menschenalter alt seyn, ehe sie Früchte trägt — und selten wird der Pflanzer eines edlen Baums die volle Erndte davon erleben — Erstlinge, Vorschmack wohl — aber selten die volle Erndte. So in der physischen Welt, und so auch in der moralischen.

2. Es ist aber auch recht gut, daß es so ist. Was hätte wohl diese Welt für Güter, mit denen sie den mit Thränen säenden Frommen würdig belohnen könnte? Geld — Ehre — Sinnenlust? Sind das Güter, mit denen sich der Seele Durst nach unvergänglicher Glückseligkeit, nach höherer Erkenntniß, nach Heiligkeit, nach Vollkommenheit, nach näherem Umgang mit Gott und mit Jesu Christo befriedigen ließe? Geld, Ehre, Lust der Sinne, alles was die Erde hat und giebt, ist vergänglich — eckelt endlich seinen Besitzer an, so bald er dessen gewohnt worden ist. O! das wäre wahrlich eine elende Erndte, eine elende Belohnung für eine so lange Thränensaat. Nein, des Frommen Erndte-Zeit muß jenseits des Todes liegen in einer bessern Welt.

3. Warum ist man denn so thöricht, und muthet Gott zu, daß er den Frommen, der mit Thränen säete, schon hier, gleich baar und auf der Stelle belohne, da doch auch wir in allen wichtigen Fällen, eine ganz entgegengesetzte Weise befolgen? Muß ja doch der Schulknabe auch ein ganzes Jahr warten, bis er öffentlich belohnet wird! Muß doch auch unser Kind eine lange Probe aushalten, ehe wir ihm durch ein ihm Freude machendes Geschenk unsere ganze Zufriedenheit zeigen! Wird doch auch der Beamtete, der tapfere Krieger erst nach vielen Dienstjahren von seinem Fürsten gebührend belohnt! Erhält doch die

Magd erst nach Monaten von Arbeit ihren Lohn! Wird doch der Gärtner erst nach Jahre langer Sorgfalt durch die Früchte seines Baumes für seine Mühe belohnt! Wie können wir denn vernünftiger Weise begehren, zu erndten sobald wir gesäet — ehe und bevor die Saatzeit noch ganz vorüber ist?

B. Also nur Geduld. Die mit Thränen säen, erndten doch mit Freuden.

1. Der Begriff von Erndten fasset nothwendig auch den Begriff von Vielheit, von Mehrheit in sich. Der Säemann säet nicht um nur das Gesäete allein, sondern um es fünf- sechs- zehnfältig wieder zu erhalten. Also: die mit Thränen säen, d. h., die unter drückenden Umständen dennoch Gott und ihrer Pflicht getreu, die baare Bezahlung, die die Sünde anbietet, verschmähten, nur um der Seligkeit nicht verlurstig zu werden — Die so manche reitzende Lust unbefriediget vorüber gehen ließen, weil sie Sünde war — Die so viel für Undankbare arbeiteten, verläugneten, duldeten, bloß um Gottes, und des Lohns willen, den sie dafür in der Ewigkeit erwarteten — Nein, euere Erwartung soll euch nicht betrügen. Ihr werdet erndten — weit über euere höchsten Erwartungen werdet ihr erndten — Oder wer säete so mit Thränen, wie Jesus Christus? Wer opferte so viel auf? Wer kämpfte mit so viel Hindernissen, mit solchem Hasse, mit solchem Undank? Aber wer erndtete auch so wie er? Wer ward wie er so über alle Maßen erhoben? Sehet, ihr Träger seines Kreuzes! sehet hier Vorbild und Pfand der Erndte auch euerer Thränensaat. Ihm ähnlich im Leiden, im Druck des Schicksals; ihm ähnlich in euerm ganzen Lebensgange, werdet ihr ihm auch ähnlich werden

im Ausgange euers Schicksals. Dies verbürget euch der Apostel, der am meisten für Jesum gelitten hat, am meisten verfolget ward, am meisten mit Thränen gesäet hat, wenn er spricht: So wir mit ihm leiden — nicht, leiden was er litte; wer könnte das? Aber leiden, wie er litte, so werden wir auch erndten, wie er geerndtet hat.

3. Mit Freuden. Worin sie bestehen werden, das wissen wir nicht. Sollens nicht wissen, so wenig das Kind die Neujahrs-Freude wissen darf, die ihm der Vater bereitet hat. Sollens nicht wissen, auch wenn unsere arme Menschensprache Worte hätte, auszudrücken, was kein Aug gesehen, kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat, denen die ihn lieben. So viel aber ahnden wir doch, daß es unaussprechliche Freude seyn muß, sich auf einmal frey zu fühlen von allem Schmerz, von allem Druck, von allen Fesseln unseres Erden-Zustandes — Geborgen sich fühlen, und unerreichbar jeder Art von Leiden — im Besitz junger, neuer Kräfte — Hoch von oben herunter aus einem weit erhabenern Standpunkt auf das Gewirre von Uebeln herunter zu schauen, die wir litten — von da aus zu überschauen ihre Ursachen, ihre erhabenen, weisen, liebevollen Zwecke — Hinter uns all die Thränen, die wir hier geweint — vor uns ewige Freuden-Erndte — Wen sollte es da noch gereuen, mit Thränen gesäet zu haben, ohne die ihm diese Erndte nie zu Theil geworden seyn würde? O! wie wahr werden wir dann finden: Er wird abtrocknen alle Thränen von ihren Augen. Kein Leid — kein Jammer, keine Klage wird dann mehr seyn. Endlich:

3. Je mehr Saame, desto mehr Erndte — Je mehr Thränen, desto mehr Freude. Das ist ja schon hier so: Je mehr Thränen über die Abreise des Geliebten, desto größer die Freude des Wiedersehens. Je länger und schmerzlicher dein Krankenlager, desto grösser deine Glückseligkeit, dich endlich erlöset zu fühlen von diesem elenden Leib der Schmerzen und des Todes. Je unerträglicher hier der Druck von Menschen, ihre Lieblosigkeit, ihre Härte, desto höher, desto himmlischer deine Freude, dich in einer Welt, in einem Meere von Liebe wieder zu finden, gegen die auch unsere reinste, immer doch stark mit Eigensucht versetzte, Liebe, nur wie Eiskälte seyn mag. Je peinlicher uns die von allen Seiten uns begränzende Kurzsichtigkeit unsers Geistes, je langsamer der Schneckengang unsers Erkennens, je dichter die Nacht ist, die hier über so manches Geheimniß schwebt, desto reiner wird unsere Freude seyn, wenn wir einst nicht mehr erkennen werden, *wie in einem Räthsel, sondern wie von Angesicht zu Angesicht.* *Je mehr Thränen, desto mehr Freude.* Eben weil der arme Lazarus es so böse gehabt hatte in diesem Leben, ward ihm seine Seligkeits-Stelle angewiesen in Abrahams Schoos. Und eben weil der reiche Mann, der des Saamens zum Gutesthun so viel besaß, der dessen so viel, ohne Thränen, ohne sich wehe zu thun, hätte aussäen können — nicht säete, nicht Gutes that, sich des an seiner Thüre liegenden Armen nicht erbarmte — sich mit seinem großen Gut keine Stelle im Himmel zu verschaffen suchte — alles nur für sich, für sein Fleisch, für seine Lüste verbrauchte, darum mußte er auch *von seiner Saat aufs Fleisch das Verderben erndten.*

4. Nun, L. Z., an wessen Stelle möchtet ihr gewesen

seyn? An Lazarus Stelle, liegend voll Geschwüre an der Thüre des Reichen, verlassen von aller Welt, oder am Platz des reichen Schwelgers, im Schooße aller Lebensgenüsse, die je Reichthum zu geben vermag? An Lazarus Platz — Und das darum, weil ja jetzt alles Elend euerer Thränensaat vorüber wäre. Nun so wie sie jetzt ihm — so wie sie jetzt allen die vor euch säeten mit Thränen, vorüber ist, so wird sie auch euch einst vorüber gegangen seyn. Freylich ist die Zeit der Saat nicht Freude. Nie jauchzet der Ackermann hinter dem Pfluge. Ernst schreitet der Säemann daher. Man fühlts ihm an, daß er etwas Kostbares — etwas Wirkliches, wegwirft, für etwas Ungewißes. Und doch thut ers, im Glauben an Gott, der ihm noch nie eine ganze Erndte schuldig blieb, der das einst vor fünf tausend Jahren an Noah gesprochene Wort unverbrüchlich erfüllt hat: Daß, so lange die Erde stehen werde, nie aufhören solle, Saat und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. 1 B. M. 8. Und dieser Gott, der im Leiblichen so pünktlich Wort hält, sollte dir, der mit Thränen säet, deine Erndte schuldig bleiben? Sollte das Wort nicht eben so treulich halten: Daß denen, die Gott lieben, alle Dinge, also auch ihre Leiden, zum Besten dienen werden; daß die Leiden dieser Zeit nicht werth seyen, mit der Herrlichkeit verglichen zu werden, die an den Leidenden solle geoffenbaret werden — Daß wer auf den Geist säe, vom Geiste werde das ewige Leben erndten? Ist denn dies Wort nicht so gut Gottes Wort, diese Verheissung nicht so gut Gottes Verheissung, als Jene?

Munter also, M. L., Muth gefaßt, fortgesäet selbst

unter Thränen! Sie werden alle gesehen, gesammelt, gezählet, von dem, der ins Verborgene siehet. Es wird richtige Rechnung geführt über all die unschuldig auf euch gelastete Leiden. Euer Dornenweg führt zu einer eigens für unschuldig Leidende bereiteten Seligkeit, für die der stets Glückliche keinen Sinn, keine Empfänglichkeit mit sich bringt — Denn die Leiden dieser Zeit wirken eine über alle Maßen wichtige Herrlichkeit — in der jeder arme, fromme Lazarus, nicht nur in Abrahams, sondern in Christus Schooß, im nahen unmittelbaren Umgange mit ihm, seiner Leiden vergessen — nein, nicht vergessen, sie segnen, danken wird dem, der ihn diesen Dornenweg geführt, durch Leiden ihn zu einer Seligkeit gebildet hat — deren Größe selbst der kühnste Flug der Einbildung nicht erreicht — die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört — in keines Menschen Herz gekommen ist — was Gott — der Gnädige — der Liebende — der Gerechte — der Allvermögende, denen bereitet hat, die ihn liebend, unter all seinen Prüfungen ihm getreu bleibend, ausharren bis an den Tod. Ach! daß auch wir erndteten, wie sie erndten werden — daß auch wir stürben des Todes dieser Gerechten, und unser Ende wäre, wie ihr Ende! Amen.

Vierzehnte Predigt.

Text:

Psalm XXXVII. v. 7. Sey stille dem Herrn, und warte auf ihn. Erzürne dich nicht über den, dem sein Muthwille glücklich fortgehet.

Eine Predigt über das Warten mag vielen höchst unbedeutend und sehr übel gewählet scheinen. Doch bey mehrerm Nachdenken werdet ihr finden, daß Warten endlich doch keine so leichte Kunst sey, als man sichs im ersten Augenblick vorgestellt hatte. Tausendmal im Leben kömmt man in Lagen, wo man warten muß, wenn man schon nicht will — wo man entweder durch seine ungebärdige Ungeduld (oder durch die daraus entstandenen Uebereilungen) unglücklich wird. Und doch ist keine Tugend seltener als die. Ihr findet gerechte, ehrliche, wohlthätige, gute Menschen, aber selten einen geduldigen, der dem Herrn still halten, und warten kann, bis Er hilft. Und doch ist die ganze Erziehung des Menschen sowohl durch die Natur als durch unsere Schicksale darauf berechnet, uns in der großen Kunst des Wartens zu üben, die mit dem Glauben an Gott so innig verbunden ist. Euch dies alles deutlich und kurz auseinander zu legen, ist der Zweck dieser Predigt; die eurer Aufmerksamkeit um so viel wür-

diger ist, je seltener diese Materie öffentlich verhandelt wird. Was das heisse: Stille seyn, und auf den Herrn warten; und dann zweytens, daß die ganze Anlage sowohl der Natur als der Weltregierung auf dieses Warten berechnet sey — wird den Inhalt dieser Predigt ausmachen.

Ach, daß doch jeder zu diesem wichtigen Unterricht das mitbrächte, was zum gesegneten Erfolge davon nöthig ist: Ich, die erforderliche Deutlichkeit — Ihr, die Aufmerksamkeit und die Theilnahme, die erfordert wird, wenn wir von Dir, o Herr! auch diese Tugend lernen sollen: Stille zu seyn dem Herrn, und zu warten auf Dich. Amen.

I. Was heißt: Stille seyn dem Herrn, und auf Ihn warten?

1. Was Warten überhaupt sey, weiß jeder. Man verlangt, wünscht, sehnt sich nach etwas. Es kommt nicht zu der Zeit, wo wir es erwarteten. Man fühlt Anwandlungen von Ungeduld — Man bekämpft sie. Man will handeln, aber man überwindet sich, und bleibt ruhig, bis das Gewünschte endlich erscheint. Also gehört zum Warten dreyerley: Sehnsucht nach etwas — Gewißheit, daß wirs erhalten sollen, wodurch es sich vom schwächern Hoffen unterscheidet — und innere Ruhe bey längerm Verzug. Dies sind die Bestandtheile alles Wartens. Wer alles hat, was er wünscht — wer zufrieden ist, mit dem was er hat — Wer zwar wünscht, aber ungewiß ist, ob es ihm auch werde — oder nicht ruhig der Zeit seines Kommens abwarten kann, der kann auch nicht sagen: Er warte.

2. Aber unser Text heißt uns nicht blos warten, sondern auf den Herrn warten. Der Gegenstand unsers Wünschens muß also nicht etwas seyn, das vom sogenannten Glück — vom Zufall, oder von der Gunst der Menschen abhängt, sondern vom Herrn. Es muß etwas seyn, das wir von Ihm wünschen — das nur Er uns geben kann, und geben will. Dies: daß Ers geben will, muß uns klar seyn — sonst wäre unser Warten vergebens. Wer aber das weiß, und ihm stille hält, Zeit und Stunde, Art und Weise der Erhörung ihm überläßt — Wer nicht übereilt in die Maßregeln seiner Vorsehung eingreift — seine Sache Gott anheim stellt — dabey ruhig ist, überzeugt: daß Gott ihn kennt — daß er fortwährend an ihn denkt — und zu seiner Zeit ihn gewiß erhören werde, wenn anders sein Wunsch dem Willen und Plan Gottes mit ihm nicht zuwider ist — der ist stille dem Herrn und wartet auf ihn. Wer hingegen nicht warten mag, wird ungeduldig, und aus Ungeduld wird Zorn. Daher David: Erzürne dich nicht über den, dem sein Muthwille glücklich fortgeht. Das kann und wird aber der nicht thun, der auf den Herrn wartet. Freylich macht ihm der Anblick eines solchen Menschen nicht wohl. Er sehnt sich nach dem Augenblick, wo es heiße: Bis hieher und nicht weiter. Hier soll sich legen der Stolz deiner Wellen. Ihm wird freylich auch die Zeit lang, bis der Herr sich zeige, hervortrete aus seinem heiligen Dunkel. Aber er erfrechet sich doch nicht, dies Aufschieben zu tadeln, und sich darüber aufzuhalten: Wie doch Gott dem Muthwillen dieses Menschen so lange zusehen könne? Gott kann ja seine Gründe dazu haben, die auch der Weiseste nicht zu errathen vermag. Er weiß, daß, wenn schon nicht sogleich ein Urtheil geschieht über die bösen Werke,

der Herr doch endlich kommen, nicht immer ausbleiben, dem Mutwillen Einhalt thun, und die Weisheit seines Zauderns rechtfertigen werde. Diese Denkungsart heißt: Stille seyn dem Herrn, und warten auf ihn.

II. Die ganze Anlage sowohl der Natur als der Weltregierung ist auf dieses Warten berechnet.

1. Die ganze Anlage der Natur: Wie lange läßt sie uns warten auf den Frühling? Wie lange muß der Ackermann warten, bis die Erndte ihm seine Arbeit belohnt? Wie lange müssen Eltern warten auf die Frucht ihrer Erziehung? Und der Rebmann auf den Lohn seines Schweißes? Ueberall das nämliche Naturgesetz: Wer nicht warten kann auf die Frucht, wer sie vor der Zeit erzwingen will, erhält keine oder schlechte Früchte. Wer nicht warten kann auf die Entwicklung seiner Kinder, der verdreht und verderbt seine Kinder. Wer nicht erwarten mag dem Ausgang seines Schicksals, der verderbt sein Schicksal. Nicht darin besteht das Verkehrte des Menschen, daß er nach Genuß, nach Besitz, nach Größe strebt. Legte ja Gott selbst dies Streben in Ihn. Sondern darin liegts: daß er es vor der Zeit an sich reißt — daß er nicht warten mag, bis ihn Gott durch den ordentlichen Weg seiner Vorsehung zum Besitz des Gewünschten führt. Nicht Warten können, ist der Grund alles Lasters. Warten, ist der Grund aller Tugend des Menschen. Alles Große und Köstliche in der Natur entwickelt sich nur langsam, läßt lange auf sich warten, bis es zu seiner Reife gediehen, bis es das ist, was es werden kann und soll. Das Thier ist in einem oder zwey Jahren alles was es werden kann. Der Mensch bedarf nur zu

seiner physischen Entwicklung eine Zeit von zwanzig und mehrern Jahren — und für seine Geistes-Entwicklung: Ewigkeit. Wie langsam härtet sich Marmor, aber dafür ists dann auch Marmor. Wie langsam wächst die Eiche, aber dann überlebt sie auch alle Bäume des Waldes. Dies ist Gesetz, nicht nur der physischen,

2. Sondern auch der moralischen Welt. Alle großen Männer der Bibel wurden von Gott im Warten geübet — zeigten sich durch Warten-können in ihrer ganzen Größe: Wie lange mußte Abraham warten auf den verheißenen Sohn? Und Jakob, bis er seinen geliebten Joseph wieder sah? Und Joseph, bis ihn Gott für seine Tugend belohnte? Und Moses, bis er sein Volk ausführen konnte aus der Sklaverey? Und wiedrum wie lange, bis er sie an die Gränze gebracht hatte des verheißenen Landes? Und David, wie lange von seiner Salbung an zum König, bis zur wirklichen Erfüllung? Und das auserwählte Volk, wie lange mußte das warten, bis endlich sein Meßias kam? Und jetzt noch, wie lange hält es Gott hin, bis er ihm Wort hält — es wieder in sein Land einführt — bis sie alle den jetzt noch verkannten Sohn ehren, wie sie den Vater ehren? Aber am schwersten ward Jesus im Warten geübt. Verkannt, für einen Schwärmer, Betrüger, Gotteslästerer verschrien, wartete er, bis Gott seine Unschuld an den Tag bringen würde. Man stellt falsche Zeugen gegen ihn auf — man verdreht seine Worte — stellt ihn dem Richter als einen Volksaufwiegler dar. Es war ihm leicht, sich zu rechtfertigen. Er wartet auf einen Wink seines Vaters, daß er reden solle — aber er wartet vergebens — und schweigt. Jesus arbeitet ununterbrochen so lange sein Tag währet — und wartet auf Frucht — kaum daß er

nach dreyjähriger Arbeit fünfhundert Anhänger zählte. Und ... wie lange ließ Gott das Menschengeschlecht warten auf den, der das Licht der Welt heißt? Ließ es viertausend Jahre liegen in Finsterniß und Todesschatten. Und jetzt — wie scheint der Fortgang des Christenthums so ganz gelähmt zu seyn? Seit Jahrhunderten ist kaum hie und da ein Jude oder Heide — aber keine Stadt, kein noch so kleiner Strich Landes zum Christenthum übergegangen. So viel fehlts noch, daß Christus das Licht der Welt sey — und wie wenig scheint es sich dazu anzulassen, daß sich jemals vor ihm beugen würden alle Knie derer, die auf Erden sind! So übte Gott die Seinigen von jeher in der schweren Kunst des Wartens auf ihn.

3. Aber warum und wozu gerade diese Erziehungsart?

a. Darum, L. Z., weil uns eben dieses Warten auf Gott einen Werth in seinen Augen giebt, den nichts anders uns geben kann. Es begreift sich leicht, daß der Verstandarme Mensch, der ja gestern erst noch Kind war, den unendlichen Geist nicht von all seinen Seiten in seiner ganzen gränzenlosen Unermeßlichkeit fassen könne. Niemand kennt das göttliche Wesen ganz, als Gott allein. So wenig das Kind versteht, was sein Vater als König, als Staatsmann, als Gelehrter, als Künstler ist, so und noch weit weniger versteht der Mensch was Gott als Gott, als Regent des Weltalls, als König des ganzen unermeßlichen Geisterstaates, ist. Das Kind ist zufrieden, wenn es seinen Vater als guten Vater kennt. Und ich dächte, das sollte auch uns genug seyn. Als Vater hat er sich uns geoffenbaret, und das setzt voraus, daß wir von unserm Vaterherzen mit Zuversicht auf sein Vaterherz schließen

dürfen. Frag ich mich nun selbst, wenn ich Vater bin, wie's mir ist, wenn mein Kind sich so herzlich nach etwas sehnt, das es nach meiner Ueberzeugung wirklich bedarf — und ich sage ihm: Es soll nur warten, zu seiner Zeit werde es das gewiß erhalten — Und nun wartet es still, weil ich ihm das gesagt habe; obschon es sichtbar leidet unter seiner Sehnsucht, aber doch schweigt, weil ich ihm gesagt habe: Warte nur. Trittet das Kind durch dies stille Warten meinem Herzen nicht viel näher — wird es mir nicht dadurch um vieles lieber, als es mir zuvor gewesen war? Ist nun das bey jedem guten Vater so, so kann es beym väterlichsten aller Väter unmöglich anders seyn; wir müssen ihm durch stilles Warten auf ihn lieber werden, als durch keine andere Tugend.

b. Diese Uebung im Warten ist auch darum zu unsrer moralischen Erziehung nöthig: Weil nur aus ihr der Glaube entspringt, an den alles Heil in Zeit und Ewigkeit geknüpft ist. Nur wer wahrhaftig an Gott glaubt, kann Warten, und wer das kann, der nur weiß bestimmt, daß der Glaube in ihm ist, der das alleinige Verbindungsmittel, der einzige Berührungspunkt ist, zwischen Gott und uns. Schon alles Glück dieses Lebens ruhet so auf Glaube an Redlichkeit und Worthalten, daß wer nicht glauben kann, schon dadurch fürs ganze Leben unglücklich ist. Was Wunders also: daß es auch im Geistlichen also ist? Wer glaubt und glauben kann, ist hier ruhig und dort selig durch seinen Glauben; und desto glücklicher und seliger, je stärker er glaubt. Aber wie ists möglich, glauben zu lernen, ohne Warten? So wenig das Gedächtniß geübt werden kann, ohne etwas auswendig zu lernen — so wenig das Herz gebildet werden kann, ohne etwas zu lieben; eben so

wenig kann Glaube werden oder bestehen, ohne Warten. Denn Warten ist ja nichts anders, als Glaube an den, der uns warten heißt; Zutrauen zu ihm, er werde deß ungeachtet Wort halten. Stille Beruhigung, gegründet auf die Ueberzeugung: das hat Gott gesagt, und was er sagt, das hält er gewiß. So nimmts Paulus Röm. 8. Wer auf das hoffet, was er nicht siehet, der wartet auf ihn mit Geduld. So machte es David, der im Warten so lang und schmerzlich Geübte: Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache zu der andern. So Jesajas: Wir warten auf dich auf dem Wege des Rechts; denn keiner wird zu Schanden der dein harret. So Salomon: Das Warten des Gerechten wird Freude werden.

c. Freude — werden. So wie die Trübsal, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn — so das Warten. Es ist ein peinlicher Zustand, so lange er währt. Aber wer sich aus religiösen Gründen in diesen Zustand schickt — wer sich damit beruhiget: Es wird doch kommen, denn Gott hats gesagt: der ehret Gott. Und wenn es denn endlich kommt, so ist die Freude um desto größer, je länger und peinlicher der Zustand des Wartens gedauert hatte. Durch nichts wird der Freudegenuß so abgestumpft, als durch die jedesmalige schnelle augenblickliche Erfüllung jedes in uns aufsteigenden Wunsches. Darum sind Könige und sehr Reiche meist so unglücklich. Wer seine Kinder recht verziehen, recht unglücklich machen will — der erspare ihnen nur alles Warten, und erfülle sogleich auf der Stelle jeden in ihnen aufsteigenden Wunsch. Nichts ist, das den Menschen so bildet, wie Warten; nichts das so jeden Genuß erhöhet, wie das.

So

So wie es schon im Kleinen und Leiblichen wahr ist, so wirds auch im Grossen und Ewigen wahr seyn: **Das Warten des Gerechten wird Freude werden.** O! wie von allen Seiten gut ist also die Anweisung Davids: **Sey stille dem Herrn und warte auf ihn.**

4. David wendet dieselbe sogleich auf einen besondern Fall an: **Erzürne dich nicht über den, dem sein Muthwille glücklich fortgeht;** über dessen Glück du erstaunst, und nicht begreifen kannst, wie Gott dem so lange zusehen könne, ohne ihm Einhalt zu thun. Erzürne dich nicht über ihn, sondern sey stille dem Herrn, und **warte auf ihn.** Daniel wartete, und Nebukadnezar fiel, und Belsazar fiel. Hiskias wartete, und Sanherib fiel. David wartete, und Saul, sein Verfolger fiel. Die ersten Christen warteten, und Jerusalem, ihre Verfolgerin fiel. Magst du nicht warten, bis jedes Dinges Zeit gekommen ist, so ist der Fehler an dir. Kannst, mußt du doch auch warten, bis dein Kind gehen, reden, arbeiten kann. Mußt du doch auch warten, bis dein Baum Frucht trägt — bis dein Gebäude vollendet — bis deine Erndte zur Sichel reif ist! Warum solltest du denn nicht auch warten können, bis Gottes Erndte reif ist?

5. Und du, Lieber! in deiner beengten, kummervollen Lage, mit deiner zahlreichen, wohlerzogenen, aber aussichtlosen Familie! Auch dir ists gesagt: **Sey stille dem Herrn und warte auf ihn.** Erzürne dich nicht. Hast du gethan für dich und für sie, was du konntest, betest du für dich und für sie so warm als du kannst — glaubst du an den, der Gebete hört und erhört — hast du ihm deine

Sache anheimgestellt — all dein Anliegen auf ihn geworfen — so sey nun stille dem Herrn, und warte auf ihn. Du hast nun das Deine gethan. Er wird das Seine thun, wenn seine Zeit erfüllet seyn wird; wird die Wahrheit der, zum Sprüchworte gewordenen, Erfahrung auch an dir rechtfertigen: Wenn die Noth am größten ist, so ist Gottes Hülfe am nächsten. Laß ihn ferne von dir seyn, wirf ihn weit von dir weg, den trostlosen Gedanken: Was hilfts, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, so ich doch geplaget werde den ganzen Tag, und meine Strafe ist alle Morgen wieder da? Du fragst: Was hilft mir dies? Und ich frage dich hinwiederum: Hülf' es dir denn mehr, wenn du deine Hände beflecktest mit Unrecht; wenn du dir strafbare Mittel erlaubtest; wenn du durch Sünde deine Lage zu verbessern suchtest? das heißt: Wenn du ein Elend gegen ein anderes vertauschtest? Ein blos leibliches, abnehmendes, mit jedem Tage sich seinem Ende näherndes, gegen ein mit dir in die Ewigkeit übergehendes, dich auch da noch marterndes Elend, vertauschen würdest? Wäre dir denn damit etwas geholfen? Nein, wasche du nur immerhin deine Hände in Unschuld, sey stille dem Herrn, und warte auf ihn, bis der Kelch ausgetrunken ist, den dir dein großer Vater gegeben hat, bis die bittere Arzney ihre ganze Wirkung gethan hat. Dann wirst du nicht mehr sagen: Was hilfts, daß ich meine Hände in Unschuld wasche? sondern: Ich danke dir, o Gott daß du mich gedemüthiget hast, denn eben dadurch lernte ich deine Rechte halten.

6. Und du, Lebensmüder, es ist nicht Gleißnerey, noch Selbstbetrug, wenn du seufzest: Ach! ich elender

Mensch! wer erlöst mich von diesem Leib der Sünde und des Todes — Wann werde ich, o Herr! dein Angesicht schauen! Ich sehne mich, abzuscheiden, und daheim zu seyn bey dem Herrn! Das ist dein wahrer Ernst, wenns gleich die Kinder der Welt dir nicht nachempfinden weder wollen noch können. Auch dir ists geschrieben: Sey stille dem Herrn, und warte auf ihn. Beneide den Glücklichen nicht, den der Vater heimholet, früher als dich. Sey nicht ungeduldig, wenn jetzt und aber jetzt der Abnehmer aller Lasten und Mühen des Lebens, der rettende Tod, deine Schwelle vorüber geht, und hingegen bey denen einkehrt, die seiner nicht wollten. Der den Tag deines Werdens bestimmt hat, ehe du noch da warst, hat auch den Tag deines Sterbens bestimmt. Warte du auf sein Heil — halte deine Lampe bereit, daß der Bräutigam, wenn er kömmt, auch dich wachend finde.

Endlich, ihr Leidenden alle, von was Art auch eure Leiden seyn mögen, insofern es nicht euch selbst zugezogene, strafende Leiden sind — Haltet stille dem Herrn, und wartet auf ihn. Ungeduld bringt euch nicht weiter. Der Gebundene, der an seiner Kette reißt, zerreißt sein eigen Fleisch. Still liegen an der Kette seines Schicksals, ist Weisheit. Still, aber darum nicht unthätig — nicht auf ein Wunder wartend, sondern jedes mögliche Mittel benutzend, das Gott uns nahe legt. Durch dieses Stillehalten und warten auf ihn wird das Herz an ihm fest gehalten, wie das Schiff am Nothanker. Es begehrt sich nur nicht von ihm zu entfernen, denn wo fände es Trost als bey ihm. Diesem Warten verdanket sein Herz seine ganze religiöse Bildung. Es hat die größte aller

Künste, die Mutter aller religiösen Tugend, sich eigen gemacht: Warten. Wer das kann, kann alles; ist dem Bilde Gottes am nächsten gekommen. Denn wer kann Warten, wie Gott wartet? So in der Schule des Wartens gebildet — an der heissen Sonne der Leiden gereifet, wird endlich die edle Frucht abgenommen und beygelegt. Sie hat den höchsten Grad der Reife erreichet, den sie im kühlen Schatten des Glückes nicht erreicht haben würde. Darum was bewegst du dich so, meine Seele! und bist so unruhig in mir! Harre auf Gott, und du wirst ihm doch noch einmal danken, daß er dich eben durch Warten zu den höhern Seligkeiten seines Himmels gebildet hat — daß er eben dadurch, daß er dich warten ließ, deines Angesichts Hülfe, und dein Gott gewesen ist. Amen.

Fünfzehnte Predigt.

Text:

Colosser III. v. 3. Ihr seyd abgestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott.

Schon oft hat es mich gelüstet, euch über diesen Text zu predigen. Und nun endlich wage ich es, weil ich mich und euch hinlänglich darauf vorbereitet glaube. Wenn ihr das, was wir euch in unsern letzten Predigten*) über den unterscheidenden Charakter des Frommen im Gegensatz des Nichtfrommen gesagt, begriffen, und noch nicht ganz vergessen habt, so kann euch unser Text nicht mehr so räthselhaft vorkommen. Tief und weit greifend ist freylich der darin liegende Sinn. Solcher Stellen müsset ihr in der Bibel eine Menge zu finden erwarten, über die sich nicht nur eine Stunde reden, sondern ein ganzes Buch schreiben ließe. Wer die Bibel kennt, der weiß, daß in derselben eine Tiefe der Weisheit und des Verstandes enthalten ist, der immer reichhaltiger wird, je mehr man ihr nachgräbt — und doch dann wiederum so plan und klar, daß auch der Einfältige darin hinlänglichen Unterricht findet. Darum sollten sichs alle christliche Reichen, und alle christ-

*) Sie finden sich nicht in dieser Sammlung.

liche Regierungen zur Pflicht machen, den in öffentlichen Blättern an sie gethanen Aufforderungen zu entsprechen, und sich die unbeträchtliche Summe nicht reuen zu lassen, die sie oft an einem einzigen Abend scherzend verspielen, oder auf einen überflüßigen Kopfschmuck verwenden, um dieses göttliche Buch so wohlfeil als möglich in die Hände des jetzt so sehr daran Mangel leidenden Volkes zu bringen — um so da mehr, da es seine volle Richtigkeit hat, daß da, wo dieses Buch, die Bibel, gelesen und in Ehren gehalten wird, durch dasselbe allein das Volk besser als durch keine menschlichen Gesetze regiert, und besser als durch Tausende von Bewaffneten im Zaume gehalten wird *). Eine dieser Goldgruben der Weisheit ist der euch vorgelesene Ausspruch Pauli: Ihr Christen zu Colossus, ihr seyd abgestorben; doch lebet ihr nichts desto weniger, aber euer Leben ist jetzt verborgen mit Christo in Gott. Drey Punkte sinds, auf die sich jetzt unsere Aufmerksamkeit vorzüglich vereinigen muß: 1) der wahre Christ ist der Welt abgestorben. 2) Aber sein inneres Leben ist verborgen — so wie 3) auch sein ewiges Leben verborgen ist mit Christo in Gott.

O! möchte ich über das verborgene Leben des wahren Christen so reden können, daß jeder wahre Christ, deren es doch in dieser Versammlung mehrere geben

---

*) Diese Stelle beziehet sich auf eine eben damals in Bern herumgehende Collekte, für die jetzt in Basel gedruckte, stereotypische Bibel-Ausgabe, und zugleich auf ziemlich laute Aeusserungen angesehener Männer: Ob es nicht besser wäre, dem Volk, statt der ganzen Bibel, nur einen kurzen Auszug derselben in die Hände zu geben.

muß, ihr jetziges geistliches Leben darin erkennen — aber dann auch das erkennen möchten, was noch daran fehlen mag. Zugleich auch, daß die andern sich schämen lernten, noch so weit entfremdet zu seyn von dem Leben, das aus Gott ist! Ob vielleicht diese Scham einen Stachel in ihren Herzen zurücklassen möge, dessen Folgen für sie für Zeit und Ewigkeit heilsam seyn und Quell einer Reue werden könnte, einer Reue zur Seligkeit, deren niemand gereuet! Amen.

I. Der wahre Christ ist gestorben — abgestorben.

A. Ihr, Colosser! seyd abgestorben. Euer voriges Leben hat ein Ende. Was ihr vor eurer Bekehrung waret, das seyd ihr nicht mehr — Ihr habt euch von euerer bisherigen Welt zurückgezogen — nehmet keinen Theil mehr an der sündlichen Lebensweise euerer vorigen Welt — seyd, gleich einem Verstorbenen, aus ihrem Zirkel verschwunden, und lebet jetzt gleichsam in einer andern, von der vorigen ganz verschiedenen Welt — stille, verborgen, und in euch selbst zurück gezogen.

B. Etwas von dieser Art muß nun noch jetzt bey jedem wahren Christen sich finden, sonst gäbe es ja zweyerley sich sehr ungleiche und einander widersprechende Christen. Von jedem wahren Christen muß noch jetzt gesagt werden können: Er ist gestorben, er ist seiner vorigen Welt, der Denkungs- und Handlungsart seiner vorigen Welt, abgestorben. — Den Abgestorbenen reitzt nichts mehr. Der wahre Christ schaut ohne den mindesten Gelust auf die Lustbarkeiten der Weltkinder herunter — Geht neben ihren Trinkgelagen — Schauspielhäusern — Tanzplätzen

ruhig und ungereitzt vorbey; sieht ihre Fuhrwerke und übrige Herrlichkeiten neidlos an sich vorüber fahren. Denn er besitzt etwas unendlich Besseres — etwas das er gegen alle Herrlichkeiten und Genüsse der ganzen Welt nicht vertauschen möchte — Das was auch David höher als alles schätzte, da er schrieb: Wenn ich nur dich habe, o Gott! so frage ich nichts nach Himmel und Erde. — So wie dem sich Verschlimmernden Gott, Jesus, Religion erleidet, so wie er dem allem in eben dem Verhältniß abstirbt, in welchem er schlechter wird, so erleidet hingegen dem sich Bekehrenden die Welt in eben dem Verhältniß, in welchem er besser wird. Er hängt fast gar nicht mehr mit ihr zusammen, als nur durch seine Berufspflichten, durch die Liebe zu denen, die Gott seiner Fürsorge übergab, und durch die Nothwendigkeit unschuldiger Erholung nach vollbrachter Arbeit. Das findet nun die Welt ganz ausnehmend sonderbar, und kanns gar nicht begreifen, wie man ihrer satt werden, wie sie einem erleiden, wie man ihre Tanz- und Spielsucht, ihr Treiben und Jagen nach neuen Arten von Vergnügungen der Sinne, ihr Wichtigthun über die schwere Wahl einer Farbe oder eines Kopfputzes kindisch, und eines zur Unsterblichkeit erschaffenen Geistes ganz unwürdig finden könne. Das kömmt der Welt so sonderbar vor, daß sie ohne Anstand kurz weg von einem solchen Menschen das Urtheil fällt: Er sey krank — verrückt — melancholisch — habe sich überstudirt — Man müsse ihn seinen Gang gehen lassen, sich nicht weiter um ihn bemühen. Und ein Glück für ihn, wenn man ihn nur vergißt. Dann ist die Welt ihm abgestorben und er der Welt. Aber im Grunde lebt er jetzt mehr als er zuvor gelebet hatte, nur daß jetzt

II. Sein Leben verborgen ist.

A. Sein Leben ist verborgen. Nicht sein leibliches Nochdaseyn unter den Lebenden, nicht dies ist verborgen. Jedermann weiß daß er noch lebt, seine Geschäfte besorget, seine Stelle bekleidet. Nicht dieses Leben ist verborgen. Wohl aber sein inneres Leben; seine neuen Ueberzeugungen und Vorsätze — sein neuer Glaube — seine Reue — seine Freude über den neu errungenen Frieden mit Gott — sein Dank, seine Liebe zu Jesu, auch seinem Erlöser, seine Kämpfe über den alten Menschen — seine Leiden, seine Gebete, seine Empfindungen, sein Trachten nach dem Reich Gottes und nach dessen Gerechtigkeit. Dieß alles ist

B. unbekannt, verborgen. Aber Wem?

1. Nicht Gott — nicht dem Gott, der ins Verborgene siehet, und Nieren und Herzen erforschet — Nicht dem Gott, der ihm statt des steinernen Herzens ein fleischernes — ein neues Herz und diesen festen gewissen Geist gegeben hat. Nicht dem ist dieses neue Leben verborgen. Auch nicht ihm selber. Er weiß es, fühlt es, weß Geistes, welch eines ganz andern Geistes Kind er jetzt ist. Wie ganz anders es jetzt in und auch ausser ihm aussieht — wie sich seine ganze Welt verändert hat — wie ihm das jetzt aneckelt, was ihn ehemals unwiderstehlich anzog — wie die Gegenstände seiner Welt so sonderbar ihre Stellung gegen ihn verändert haben, wie so ganz verschieden von ehemals es jetzt denkt — wünscht — glaubt — hoffet — handelt — strebt — leidet — stirbt — Deß alles ist sich der neue Christ recht deutlich bewußt. Er fühlt das neue göttliche Leben in sich, das sich zum ehemaligen verhält, wie Leben zu Tod. Aber davon weiß er sich nicht ganz Rechnung

zu geben: Wann und wie eigentlich dies neue Leben in ihm entstand — dieß ist auch kein Wunder. Weiß ich doch auch nicht einmal was eigentlich Leben ist, noch wie dies Leben meines Leibes in mir entstand. Der Wind wehet — ich fühle sein Wirken — aber ich weiß auch nicht von wannen er kömmt und wie weit er gehet — so mit jeglichem der aus Gott gebohren ist. Joh. 3, v. 8. So ist es meistens dem Christen selbst verborgen, wo sein neues geistliches Leben begann, und was den ersten Stoß dazu gegeben habe: Ob jene Predigt — jener Spruch aus der Bibel — jenes Buch — jener Anblick — jener Todesfall — jene entfallenen Worte — jener Traum — Was von diesem allem den ersten Funken des neuen Lebens in ihm zündete — wie lange er, ihm selbst verborgen, in ihm glimmte, kreisete — bald dem Erlöschen nahe war, bald wieder von neuem auflebte — durch was alles er genähret ward — wie er zu der Stärke gelangte: anzubrechen, und die alten Grundsätze und Gewohnheiten zu Boden zu werfen. Wie das alles zugieng und was alles mitwirken mußte, bis der neue Mensch in ihm gebohren war — Diese Geschichte seiner Wiedergeburt ist ihm selbst verborgen. Er weiß es so wenig bestimmt anzugeben, wie das alles in ihm entstand, als der Knecht der Sünde die Geschichte seiner Verschlimmerung bestimmt anzugeben vermag. Also nur der Anfang, nur die Entstehungsgeschichte, nicht das wirkliche Vorhandenseyn dieses neuen innern Lebens ist dem Christen verborgen.

2. Wohl aber der Welt, der es darum größtentheils verborgen seyn muß, weil der Christ sein neues inneres Leben nicht zum Gegenstande gesellschaftlicher Unterhaltung macht — es nicht zur Schau trägt — nicht auf Heuchler Art die

Leute darauf aufmerksam zu machen sucht — Und das nicht etwa aus falscher Scham, nicht aus Furcht ausgelacht und verspottet zu werden — sondern aus Demuth — um seinen neugefundenen Schatz nicht der Verlästerung preis zu geben, verbirgt er ihn vor den Augen der Ungeweihten, so viel er kann, ohne ein Verräther an seinen neuen Ueberzeugungen zu werden. Sie — aber nicht ihre äussern Wirkungen — sind der Welt verborgen. Sie sieht ihn anders handeln als ehemals, sieht ihn nicht mehr da, wo man ihn sonst immer sah — sieht ihn jetzt an Orten, wo man ihn sonst niemals fand — schweigen, wo er sonst das erste Wort zu führen — reden, wo er sonst verächtlich zu schweigen pflegte — das sieht und hört die Welt. Das kann und soll ihr nicht verborgen bleiben. Nur das innere Regen und Leben und Wirken, das bleibt ihr verborgen. Sie wird irre an ihm, weil sie über die wahre Quelle dieser Veränderungen nicht mit sich selber einig werden kann. Und dies ist sehr natürlich: die Welt kann sein Herz weder sehen noch beurtheilen — seine jetzige Ruhe und Freudigkeit über die Widerherstellung seines Friedens mit Gott — seinen Dank, seine Liebe, seinen Glauben zu Jesu, sein Verlangen nach ihm — sein Kämpfen, und Beten und Ringen und Sehnen — Dieß alles, das Köstlichste an ihm, das wahre innere Leben des Christen ist der Welt verborgen, und muß ihr verborgen seyn, denn sie hat keinen Sinn dafür. So wie der Blindgebohrne keinen Sinn hat für Farbe und Licht — der Taubgebohrne von Schall und Musik — der Engel sich keinen Begriff machen kann von Körperschmerz, so kann sich das Weltkind keinen Begriff machen von der Denkungsart des wahren Christen.

Aber nicht nur die ist ihm verborgen, sondern auch die

meisten, die zartesten, und entscheidendsten äusseren Merkmale dieses innern neuen Lebens bleiben der Welt verborgen: Ich meyne das, was er nicht thut, was er unterläßt, bekämpft, verläugnet, besiegt; der Beweis: daß die Sünde nicht ihn, sondern daß er die Sünde freywillig und nicht aus Noth und Unvermögen verlassen habe — auch nicht aus Uebersättigung, oder blos aus Schonung von Gesundheit und Ehre — Der Beweis: daß er nicht blos seine äussere Aufführung geändert habe, sondern daß wirklich sein Herz gründlich gebessert sey — dieß sein inneres Leben ist der Welt so verborgen als der innere Gesundheitszustand seines Körpers ihr verborgen ist. Ich sage: der Welt — aber doch nur ihr. Die zu allernächst mit einem solchen Menschen Lebenden: Seine Hausgenossen — sein Gatte — seine Kinder — die sein Thun und Lassen — seine Reden und Urtheile — seine Tischgespräche — seine Aeusserungen über Religion und Christenthum — seine Maximen aus denen er handelt, beständig vor Augen haben — die können doch wissen: ob nun wahres religiöses inneres Leben in ihm ist. Allen Andern ist es verborgen.

Und was wundert uns das? Ist es nicht eben so mit dem innern Leben der Natur? Arbeitet sie nicht auch wie die Gnade im Verborgenen? Lange zuvor ehe der Baum noch Blatt oder Blüthe treibt — arbeitet die Natur im Verborgenen an der Bildung des Blatts, der Blüthe und der Frucht. Ihre verborgenen Kräfte sind nie müßig, stehen auch im Winter nicht stille; arbeiten unter Schnee und Frost und Sturm an der Ausbreitung der Wurzeln und an der Veredlung der Säfte. So das Leben des Thieres. Sein erstes Entstehen — sein Fortleben — so wie die eigentliche Ursache seines Sterbens — das alles geht im Verbor-

genen vor, und ist mit dem undurchdringlichen Schleyer des Geheimnisses vor aller Menschen Augen verhüllet. Wir leben schon so lange, und wissen noch nicht eigentlich: was das Leben ist — kennen das Triebwerk nicht, das unser Blut bewegt — kennen ein Wort das Kraft heißt, und wissen doch nicht was Kraft ist. Was Wunders also, daß auch unser geistiges Leben, das Leben und Wirken des göttlichen Geistes ein allen Menschen verborgenes Geheimniß ist.

Dies alles ist sehr wahr. Jeder wahre Christ hats erfahren, und erfährts täglich, daß das Beste, das Köstlichste in ihm, sein inneres Leben, seine besten, schönsten Gesinnungen, die Gründe seines Unterlassens und seines Handelns etwas Verborgenes — etwas, wie das Allerheiligste des Tempels, allen Ungeweihten Verschlossenes, nur Gott alles Bekanntes ist — daß sein Leben verborgen ist mit Christo in Gott. Allein Paulus scheint hier abermals zwey wahre Ideen auf einmal ausgesprochen und in die gleiche Schaale eingeschlossen zu haben. Denn es ist auch

III. Von unserm künftigen ewigen Leben wahr: Es ist verborgen mit Christo in Gott. Daß er aber auch dieses Leben des Christen im Auge gehabt haben müsse, erhellet aus der Folge: Wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm, in der Herrlichkeit.

1. Also auch das künftige Leben, die ewige Seligkeit, der Himmel des Christen, ist, wie sein geistliches Leben jetzt noch verborgen — und soll und muß ihm jetzt

noch verborgen seyn. Denn der Christ soll glauben, und durch Glauben selig werden. Nun ists keine Kunst, kein Verdienst, keiner Belohnung werth — wenn ich glaube, was ich sehe, was offen vor meinen Augen liegt. Wenn unsere lieben Verstorbenen uns von Zeit zu Zeit besuchten, vertraulich mit uns umgiengen — uns von ihren Beschäfttigungen und Seligkeiten erzählten — dann wäre die zukünftige Seligkeit dem Christen nicht mehr verborgen — Er würde es dann nicht mehr Jesu, sondern sich selbst und seinen Sinnen glauben — daß ihn ein Leben, eine große Seligkeit, jenseits des Todes erwarte — und wehe dann ihm — wehe dann allen, die einer solchen Seligkeit dennoch nicht achteten! O! es ist besser, weit besser — daß dieses Leben zur Zeit uns noch verborgen ist — denn so kann uns unser Glaube an dasselbe gerechnet werden zur Gerechtigkeit; so können dann auch die selig werden, die nicht sehen und doch glauben.

2. Unser ewiges Leben ist verborgen mit Christo — Auch er ist uns zur Zeit noch verborgen und unsichtbar, wie die Seligkeit, die er uns bereitet hat. Auch sein Lebendigseyn — sein Seyn und Leben zur Rechten Gottes, sein Herrschen und Regieren über Himmel und Erde — ist verborgen, kann nicht gesehen, muß nur geglaubt werden. So ist mit und bey ihm auch das Leben verborgen, das unser nach dem Tode erwartet. Unser Glaube an ein Leben nach dem Tode hängt von dem Glauben an das Leben Christi ab — Wer dieses nicht glaubt, hat auch, wie's denn auch die Erfahrung beweiset, keinen festen Glaubensgrund an ein Leben nach dem Tode — Ist Christus nicht auferstanden, oder glauben wir's nicht, daß er auferstanden sey, so ist unser Glaube an ein uns

erwartendes seliges Leben nach dem Tode, eitel, so sind die, die in Christo entschlafen sind — also unstreitig die Besten — verlohren; glauben wir aber an den zwar unsern leiblichen Augen verborgenen, aber dennoch lebenden, Christus, so hindert uns auch nichts weiter am Glauben eines bey und mit ihm verborgenen Lebens der an ihn Glaubenden nach ihrem Tode.

3. Endlich, so wie Christus jetzt lebt in Gott, und bey und mit Gott, so ist auch unser Leben, unser künftige Aufenthaltsort verborgen mit Christo in Gott. Immerhin sey also unser zukünftiges Leben zur Zeit noch vor unsern Augen verborgen — sobald es in Gott verborgen — in Gottes Händen ist — so ists ja in guten Händen — in den Händen eines allmächtigen, allweisen, allgütigen, gerechten und wahrhaftigen Vaters, der seine sich auf ihn gänzlich verlassenden, diesem verborgenen Leben alles willig aufopfernden, Kinder unmöglich betrügen kann.

Nur noch ein wenig Geduld, M. L., so ist diese Verborgenheit zum Ende, so ist die Nacht vorüber, die unser Eden, unsere wahre Heimath, vor unsern Augen verbirgt. O! ihr Glücklichen alle! Ihr unsere Urväter und Väter — unsere Mütter und Brüder und Schwestern und Kinder! Ihr Glücklichen alle, die früher als wir hinüber giengen in das Leben, das uns Wallern im Staube noch verborgen ist mit Christo in Gott! Euch ists schon seit langem nicht mehr verborgen. Euch glänzt eine andere Sonne, euch leuchten andere Sterne. Euere Sonne ist Christus — euere Sterne sind jene Glaubenshelden, die wir anstaunen, ohne nur ihre Größe begreifen zu können. O! ihr schauet jetzt, was wir nur noch glauben. Ihr schmecket jetzt, was wir

nur noch hoffen. Aber es ist noch um ein Kleines, so ist uns euer jetziges Leben auch nicht mehr verborgen. Auch uns wirds offenbar werden — auch unser Herz wird sich dann freuen, mit einer Freude, die niemand von uns nehmen wird.

O Gott! wenn uns schon die Freude über das uns jetzt noch verborgene Leben mit Christo in Gott so wohl macht, wie wohl wirds uns dann werden, wenns ganz erschienen, ganz offenbar ist, was wir seyn werden! Wenn endlich der, uns das Allerheiligste verbergende, Vorhang zerreißt, und die ganze Seligkeit des Christen sich vor seiner in Erstaunen versinkenden Seele entfaltet! Amen.

Sechszehnte Predigt.

Text:

Luc. XVIII. v. 17. **Wahrlich ich sage euch: Wer nicht das Reich Gottes annimmt, wie ein Kind, der wird nicht hinein kommen.**

Ich unterwinde mich endlich, euch über diese Stelle zu unterhalten, an die ich mich ihres reichen und wichtigen Inhalts wegen bis dahin nie habe wagen dürfen; obschon sie eine der bekanntesten ist, und bey jeder Taufhandlung vorgelesen wird. Etwas sehr wichtiges muß sie enthalten. Dieß erhellet aus dem: Wahrlich, mit welchem Jesus nicht freygebig ist, sondern sich dessen nur allein bey seinen wichtigsten und unerwartensten Aeusserungen zu bedienen pflegt. Und unerwartet ist diese seine Aeusserung gewiß: Wir Erwachsene — Ausgelernte — Belesene — Gelehrte, Christen sollen werden wie die Kinder — sollen das Reich Gottes annehmen wie ein Kind! Was ist das? und was will das sagen? Es ist natürlich, daß ihr von einem Lehrer, der diese Frage in euch rege gemacht hat, auch die Auflösung derselben erwartet, welche in folgende drey Theile zerfällt: 1) Was verstehen wir unter dem Reich Gottes, das wir wie die Kinder annehmen sollen? 2) Was heißt das: das Reich Gottes annehmen als ein

Kind? 3) Wer sind die, die sich weigern, auf diesem Wege ins Reich Gottes zu kommen?

Herr Jesu! möchte es mir doch gelingen, den Sinn dieser deiner Worte so richtig zu treffen und ihn allen meinen Zuhörern so nahe zu bringen, daß jeder derselben im Stande wäre, sich selbst beurtheilen zu können, in wie fern er wirklich Theil habe am Reiche Gottes, und wie gegründet die Hoffnung seines Antheils an jener Seligkeit sey, zu welcher nur der Kindern ähnlich Glaubende tüchtig erklärt wird? Amen.

I. Es ist also vom Reich Gottes, mithin

A. von keiner Kleinigkeit die Rede, die nicht des Aufmerkens werth wäre. Oder was meynet ihr, wenn die Rede davon wäre, wie ein Mensch hoch — reich — mächtig — geehret — gelehrt — hundert Jahre alt — ununterbrochen gesund — vor allem Unglück sicher — auf Lebenslang glücklich werden könnte? O! wie man da aufhorchen, keiner Zerstreuung Platz geben, kein Wort zu verlieren suchen würde; weil ja gerade in dem verlohrnen Worte der Schlüssel zu dem gesuchten Gute liegen könnte.

B. Aber freylich ist leider nicht von einem dieser allgeschätzten Güter, sondern nur vom Reich Gottes die Rede. Es muß bey diesem schwer scheinenden Ausdruck doch eine sehr simple und allgemein verstehbare Idee zum Grunde liegen, sonst sich Jesus dieses Ausdrucks nicht so oft bedienen würde. Es wird nicht schwer seyn, sie aufzufinden: Reich der Menschen — Reich eines Menschen — Menschen Reich im Gegensatz von Gottes Reich — Das

kennen wir doch alle sehr gut. Dazu gehört ein Ort auf unserer Erde; ein Land, und in diesem Lande Menschen, die alle einerley Gesetzen gehorchen, die von einem Gesetzgeber ausgehen müssen, den alle für ihren König anerkennen, dem sie schuldig seyen, sich allen seinen Verfügungen sowohl über das ganze Land, als über jeden einzelnen Reichsangehörigen, ohne Widerrede zu unterwerfen. Zu einem solchen Reiche gehört aber auch ein Reichsoberhaupt, dem es an seinen Angehörigen viel gelegen sey, das sie lieb hat, das sie kennt — nicht nur in Masse — sondern jeden Einzelnen kennt, den er belohnen oder bestrafen, für den er sorgen, den er, jeden nach seinem Verdienen und ... nach seiner Empfänglichkeit glücklich machen soll. Ein Land, wo das alles vereinigt sich findet, heißt ein Reich — ein wohlgeordnetes, wohlregiertes Reich. Dies alles muß nun auch im Reiche Gottes sich finden, das sich dadurch von jedem andern Reiche unterscheidet, daß nicht ein Mensch, sondern daß Gott selber sein König ist. Daß wir diesen König nicht sehen, thut nichts zur Sache. In den kleinsten Menschenreichen ist der König auch für alle diejenigen ein ungesehener König, die ihn nie von Person gesehen haben, und von dem sie sich doch des ungeachtet willig regieren lassen. Wie jedes Menschenreich, hat das Reich Gottes seine Unterthanen, gute und schlechte, getreue und ungetreue, gehorsame und ungehorsame. Es hat seine Gesetze, die jeder Unterthan weiß, oder doch wissen kann und wissen, und sich darnach richten soll. Auch hier übt der Gott-König das Recht aus, über das Reich im Ganzen, und über jeden einzelnen Unterthan verfügen zu können, ohne jemanden Rede und Antwort schuldig zu seyn. Aber dadurch unterscheidet sich das Reich Gottes von jedem Menschenreiche, daß der Gott-König alles weiß, was von einem Ende des-

selben bis zum andern, auch in dem verborgensten Winkel desselben vorgeht. Daß er also jeden denken und handeln sieht — jedes Wort und jede Bitte selber hört — keines Berichterstatters bedarf — und von niemanden betrogen werden kann. Er theilt Belohnungen aus und hält Belohnungen eine Zeit zurücke — Er theilt Strafen aus, und hält sie auch aus ihm allein bewußten Gründen eine Zeitlang zurücke — Und verlangt von allen seinen Reichsangehörigen, was auch der gute Menschenkönig von den Seinigen verlangt: Daß sie ihn regieren lassen — daß sie ihm alles Gute zutrauen — daß sie Glauben haben sollen zu seiner Regierungsweisheit, zu seiner Gerechtigkeit — und daß jeder gute Unterthan auch hinwiederum alles Gute von ihm erwarte.

C. Dies Reich nun ist, es existirt. Aber wer Theil daran haben soll, muß es annehmen. Was ist nun dies? Ein Menschenreich nehme ich an, wenn ich mich darin ansiedle, mich haushäblich darin niederlasse — also aller fremden Herrschaft entsage — diesem Reichsoberhaupt huldige, mich zum Bürger desselben annehmen lasse — mich den Gesetzen desselben unbedingt unterwerfe, und mir das Beste, den Flor dieses Reichs ernstlich angelegen seyn lasse — Das Reich Gottes nehme ich an, wenn mir die Angelegenheiten, der Flor, die Schicksale desselben nicht mehr gleichgültig, sondern wahre Herzenangelegenheit werden — Wenn Gott mir nicht mehr ein fremder Monarch, sondern mein Gott wird — wenn ich mich mit seinen Gesetzen bekannt mache, nicht bloß wie ein Rechtsgelehrter um sie zu studieren — sondern um sie zu halten — Wenn das Grundursache meines Unterlassens wird: Gott hats verboten — Grundtrieb meines Handelns: Gott hats befohlen.

Wenn ich mich gerne allen Verfügungen Gottes mit dem Ganzen seines Reichs und mit mir insbesondere unterwerfe. Wenn ich von ihm, dem Gott-König, all mein Glück in dieser, all mein Heil in jener Welt erwarte — dann habe ich sein Reich angenommen.

II. Es fragt sich aber nun, wie muß ich es anfangen, wenn ich darin aufgenommen werden soll? Hierauf antwortet Jesus: Du mußt das Reich Gottes annehmen als ein Kind — und Matth. 18.: Ihr müßt werden wie die Kinder.

A. Es ist von selbst klar, daß hier nur von solchen die Rede ist, die das Reich Gottes annehmen wollen; also ein Verlangen nach demselben in sich empfinden. Mithin sowohl von noch unverdorbenen als auch von solchen, die zwar verdorben, doch ihre Verdorbenheit empfindend, sich nach etwas Besserm sehnen. Der Hauptzug ihres Charakters, das was an allen und an jedem gefunden werden muß, der Antheil an diesem Gottesreich nehmen will, ist nicht Genie – nicht große Talente — nicht Gelehrtheit; sondern Lernbegierde, und blinder Glaube. Denn dies ists ja doch, was eben gute Kinder vor andern auszeichnet: Ihre Kindlichkeit — ihr zweifelloser Glaube an das Wort ihrer Eltern. Kinder zweifeln nie, bis sie betrogen worden sind; bis sie es fühlen und erfahren, daß nicht alles so ist, wie man sie berichtet hat. Vor dieser unglücklichen Entdeckung weiß das Kind von nichts anders als von Glaube; und jedermann würde es an einem Kinde unnatürlich finden, wenn es zum Bruder hingienge, um ihn zu fragen, ob das was der Vater gesagt hat, wahr sey. Der Vater hats gesagt, das ist dem Kinde genug,

um das, was er gesagt hat, es begreife es oder es begreife es nicht, in seinen gesammelten Wahrheitsvorrath niederzulegen. Dieser liebenswürdige Kindercharakter, diese Glaubensleichtigkeit, diese Glaubenswilligkeit ist nun, was auf allen Blättern der Schrift als unnachläßliches Annehmungsbeding gefordert wird. Dies der Lebensgeist, der die ganze Seele durchdringen muß, wenn sie gute Früchte der Gottseligkeit hervorbringen soll.

1. Es ist wahrlich unbegreiflich, warum man so gegen diesen Glauben eifert, ihn mündlich und schriftlich zu zerstören, und Tugend und gute Werke ohne ihn zu erzwingen sucht; und nicht begreifen will, daß Früchte einen Baum, und dieser Stamm und Wurzel voraussetzt; und daß, wenn diese zerstört sind, die Früchte unmöglich frey in der Luft hangend fortwachsen können, sondern mit verdorren müssen. Das weiß doch jeder Vater, jeder Erzieher, daß ohne Glaube von Seite des Lehrlings alle seine Erziehungs-Mühe vergeblich ist. Oder, was wollet ihr mit einem Kinde anfangen, das nicht mit Glauben, sondern dabey anfängt, daß es alles verwirft, was es nicht begreift, alles für unmöglich hält, was es nicht machen kann, oder wovon es nicht begreift, wie es gemacht werden könne; das über jedes erhaltene Verbot raisonnirt — von jedem Befehl erst Red und Antwort fordert, eh' es gehorchen will? Ich fordere jeden, auch den besten Erzieher auf, uns zu sagen: Was er mit diesem Kinde anfangen würde, und ob nicht auch er als erste Grundlage alles Unterrichts und aller Erziehung Glauben fordere.

2. Wenn also jeder menschliche Erzieher als erstes haltbares Fundament aller Menschenbildung blinden Glauben

fordert, in der Absicht, um dann auf diesen den sehenden, d. h. den Glauben bauen zu können, ders weiß, warum und aus welchen Gründen er glaubt — warum soll Jesus denn nicht auch von uns, seinen Lehrlingen und Zöglingen, solchen fordern können? Denn was sind wir gegen ihn anders als junge Schulkinder, denen es wahrlich sehr übel ansteht, mit ihrem Meister disputiren zu wollen, und die es sicherlich am besten kleidet, wenn sie ihres eingeschränkten Kinderverstandes und der Ueberlegenheit und Ehrlichkeit ihres Lehrers sich bewußt, mit unbeschränktem Zutrauen alles was er sagt, für ausgemachte und bewiesene Wahrheit annehmen.

B. Der Befehl also, den das Reichsoberhaupt an alle diejenigen gelangen läßt, die in dasselbe aufgenommen zu werden begehren, und der also lautet: Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht annimmt, wie ein Kind, der wird nicht hinein kommen, enthält folgendes: Wollt ihr Antheil haben an den Vortheilen und Gütern meines Reichs, so müßt ihr das Daseyn desselben auf mein bloßes Wort hin für so gewiß glauben, als ihr auf das Wort der Reisebeschreiber das Daseyn eines von euch noch nie gesehenen Erdenreiches zu glauben pfleget — Ihr müßt das, was Ich euch verheisse, für eben so gewiß halten, und euch so darauf verlassen, wie das Kind sich verläßt auf das Versprechen des Vaters. Ihr müßt euch aber auch schon im Voraus, wie es, des Versprochenen freuen, und mit Verlangen der Erfüllung desselben entgegen sehen — Müßt euch, wie das Kind, den Bedingungen ohne Widerrede unterwerfen, unter welchen er euch das Verheissene zu geben gut findet — Es muß euch, wie dem Kinde, zur Natur werden, zu

denken: Jesus sagt dies, also ists wahr — Wie das Wort des Vaters dem Kinde genüget, also muß euch das Wort Jesu dergestalt genügen, daß gar kein Zweifel dagegen aufkommen kann — Es muß euch zur andern Natur werden, das vom Vater Verbotene darum zu verläugnen, weil er es verboten, und das von ihm Befohlene darum zu thun, weil er es befohlen hat — und unter allen Uebeln, welche der Ungehorsam, die Sünde, nach sich zieht, muß euch keines so groß und so schwer vorkommen, als der Verlurst seiner Liebe. Dies heißt nun: Werden wie die Kinder — das Reich Gottes annehmen, wie ein Kind — So muß es angenommen werden, sagt Jesus —

III. Sonst werden wir nicht hineinkommen; also keinen Antheil bekommen an der Glückseligkeit seiner Reichsgenossen.

A. Natürlich setzt das doch einige Sehnsucht nach dieser Seligkeit voraus. Es ist also gar nicht die Rede von solchen, die mit ihrem Antheil am Erdenreiche zufrieden, nichts bessers weder kennen noch wünschen, und ganz gerne auf allen Antheil am Reiche Gottes Verzicht thäten, wenn sie in ewiger Jugend die Freuden der Erde geniessen — weichlich liegen, und ausschlafen — gut essen und trinken — nach Herzenslust tanzen, spielen — Besuche geben und nehmen — Lustparthien anordnen und geniessen könnten. Die mit diesem Himmel auf Erde, mit diesem Erden-Himmel zufrieden, ihren Antheil am Himmelreich, das droben ist, gerne abtreten würden, wenn Gott in ihre Wünsche eintreten, und ihnen ihren Antheil von Erdeglückseligkeit für immer zusichern wollte. Von solchen armseligen Erdegeschöp-

fen ist nun hier so wenig die Rede, als von solchen, denen auch diese Erdeglückseligkeit noch zu fade und zu geschmacklos wäre, wenn sie dieselbe nicht noch mit gröbern, dem Vieh abgeborgten, Genüssen und Lastern würzen könnten. Also von allen denen ist hier nicht die Rede, die sich gar nicht um eine andere bessere Welt bekümmern — denen diese hier noch lange so gut genug ist — die alles was die andere Welt betrifft, eben nicht in Zweifel ziehen, aber doch dahin gestellt seyn lassen — und sich von einer ewigen Seligkeit nach dem Tode weder einen Begriff machen können noch zu machen begehren. Von solchen kann, da von Annehmen des Reichs Gottes die Rede ist, nur keine Frage seyn;

B. Sondern von solchen, die doch noch gerne hinein kommen möchten, wenn die Einlassungs-Bedinge nicht gar zu schwer, und der darauf gesetzte Preis nicht gar zu hoch wäre. Aber das Werden wie die Kinder — das Annehmen des Reichs Gottes als ein Kind — dies will ihnen dann gar nicht einleuchten.

1. Was, sprechen die Einen: Wir sollen wieder Kinder werden. Also auf unsere hohe Vernunft, auf unsere Gelehrtheit — auf unsern Scharfsinn sollten wir Verzicht thun? Nicht untersuchen, nicht prüfen, nicht Beweise fordern, sondern nur glauben dürfen? Wir sollten von unsern Lehrerstühlen herabsteigen, und trotz unserm bereits erworbenen Ruhme bey einem jüdischen Rabbi und seinen Schülern in die Lehre gehen? Ja, ihr gelehrte Herren! so ists — ihr habt Jesum recht gut verstanden. Aber das dünkt uns doch sonderbar, daß ihr euch jetzt so übel geberdet, euch so gegen alles Glauben in Religionssachen sträubet — da ihr

doch ohne Glaube keine Zeitung lesen — keinen Brief beantworten — kein Geld ausleihen — keine Botschaft bestellen — keine Arzney einnehmen — keinem Freunde trauen, keinen Unterricht in irgend einer Sache benutzen könnet, die allemal dabey anfängt: Glaubet mir, machts so, dann kömmts gut. Dieß alles läßt man sich gefallen, ja man ist bisweilen bis zum Aberglauben gläubig — nicht etwa aus innerer Ueberzeugung — nicht auf unwiderlegliche Beweise hin — nicht weil man vollkommen begreift — sondern weil's dieser oder jener Gelehrte so behauptet hat. Dem glaubt man dann steif und fest. Nur Jesu und seinen von ihm gebildeten Schülern will man nicht glauben, wie der Lehrling dem Meister, das Kind dem Vater glaubt. Wer kann doch eine solche Inkonsequenz vor sich selber verantworten? Weiß es nicht jeder Erzieher, jeder Meister in irgend einer Kunst, daß sein Unterricht Glaube voraussetzt, und vom Glaube an ihn ausgehen muß? Und doch sind es gerade die, die am lautesten von Andern Glauben fordern — die in Religionssachen nicht glauben wollen, sondern denen alles so durchsichtig seyn soll, wie Luft und Wasser. O! die stolzen Kinder! Wann werden sie weise, nur so weise werden, daß sie es glauben, sie seyen gegen Gott nur kleine Kinder, die ihre Lehrstunden dabey anfangen müssen, daß sie blindlings dem glauben, der sich uns für den Weg, die Wahrheit und das Leben bekannt gemacht hat? — Aber nur so lange blindlings, bis sie es auf dem Weg eigener Erfahrung werden inne geworden seyn, daß seine Lehre von Gott sey — Dann hört auf dieser Stufe der Glaube auf, blind zu seyn, und wird sehend; indem er sich allmählig dem Schauen, dem Begreifen des Geglaubten nähert, das uns aber erst ganz in jener Welt versprochen ist. Durch Glau-

ben, wie ein Kind glaubt, muß also der Christ erst zum schwächern Schauen — und dann von diesem erst zum klaren Anschauen fortgeführt werden — Wer also nicht glauben, wer das Reich Gottes nicht annehmen will, wie ein Kind, der wird nicht hinein kommen.

2. So wenig als der, so zwar aus Bequemlichkeit glaubt, wie ein Kind, aber ohne seinem Glauben einigen Einfluß auf seine Handelsweise zu gestatten. Die Frucht des blinden Glaubens des Kindes an seinen Vater ist unbedingtes Gehorchen. Ohne diesen Glaubensgehorsam wird das Kind, das nicht glauben, nicht folgen, sondern alles selbst probieren will, sich vergiften — Arme und Beine zerbrechen — todt fallen — ertrinken. Vor diesem allem kann das Kind nichts sichern, als der Glaube: daß sein Vater ihm gewiß nichts verbiete, als was ihm schädlich, nichts befehle, als was ihm nützlich sey. Ohne diesen Glauben wäre von uns allen kein Einziger groß geworden, oder lebendig geblieben. Wie kann man denn so albern seyn und meynen, man könne ohne kindlichen Glauben an Gottes weise Verbote und Gebote dennoch moralisch lebendig bleiben, und groß an Tugend werden?

Glaubets doch, L. Z., daß wir trotz unsers ausgewachsenen Körpers, und trotz unsers Taufscheins, was für viele Jahre er auch zeige, dennoch nur große Kinder sind — daß der gelehrteste Mann gegen Jesum nur ein Kind ist — und daß wir uns bey unsrer so ganz unläugbaren Kurzsichtigkeit nicht besser rathen können, als wenn wir mit Unterdrückung alles Vernunft-Hochmuths den Grundsatz annehmen, das Reich Gottes, so wie Jesus es uns anbietet, mit allen seinen Lehren, Vorschriften und Verheissungen anzunehmen,

auch wenn uns zur Zeit noch so vieles darin unerklärbar vorkommen sollte. So — wenn wir den Grundsatz befolgen: Alles was Jesus lehrt, das wollen wir glauben, und alles, was er befiehlt, das wollen wir thun — so nehmen wir denn das Reich Gottes an, wie ein Kind — und so werden wir dann auch hinein kommen.

Möge uns doch diese Wahrheit lange, möge sie uns doch auf immer unvergeßlich und heilig bleiben — uns bewahren vor dem kindischen Eigendünkel unsers Zeitalters — uns glücklich durch alle die gefährlichen Klippen des Unglaubens hindurch führen, bis der Vater das Kind reif findet zur Beförderung in jene höhere Schule, die unsern Glauben in Schauen verwandeln soll! Amen.

Siebenzehnte Predigt.

Text:

Joh. XX. v. 26-29. Und acht Tage nachher waren abermals seine Jünger drinnen, und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Thüren verschlossen waren, und tritt mitten ein, und spricht: Friede sey mit euch.

Darnach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her, und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite, und sey nicht ungläubig, sondern gläubig.

Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!

Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du gesehen hast, Thomas! so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Gehalten am Osterfest 1805.

Am letzten Osterfeste unterhielten wir uns über die erste Zusammenkunft des auferstandenen Erlösers mit Petrus — Heute, über sein erstes Zusammentreffen mit einem andern seiner Jünger: dem Thomas. Beyde Vorfälle sind sich nur darin ähnlich, daß Jesus beyde, jeden in seiner Art fehlbare, Jünger mit einer nur ihm eigenen, nur ihm mög-

lichen Zartheit und Schonung behandelt, und ihrem begangenen Fehler eine solche Wendung giebt, daß er zur stehenden Warnung und Lehre für alle ähnlichen Menschen aller Zeitalter wird. Für diejenigen, welche die Jünger Jesu so gerne der Leichtgläubigkeit zeihen möchten, dienet dieser Vorfall zu einer unbeantwortlichen Widerlegung, so wie sie hingegen für alle redlichen Zweifler ungemein viel Tröstendes enthält. Sehr wahrscheinlich sind auch unter euch mehrere dieser Art. Aber man hüte sich ja wohl, sie mit jenen Ungläubigen zu verwechseln, die vorsetzlich und muthwillig Zweifel gegen die christliche Geschichte und Religion überhaupt, und gegen die Auferweckung Jesu insbesondere aufsuchen, um das ihnen so verhaßte Joch der Religion abzuwerfen; die das Licht scheuen, weil ihre Werke böse sind. Solche sind aber wahrscheinlich keine hier; wohl aber solche, die, wie Thomas, so gerne glauben möchten — von ganzem Herzen an Jesum, seine Religion und seine Auferstehung glauben möchten, wenn sie nur könnten — Aber warum solltet ihr denn nicht eben so herzlich daran glauben können, wie wir? Das ists, was ihr euch vielleicht noch nie so recht deutlich entwickelt habt. Wie wärs also, L. Z., wenn wir den ersten Theil unserer Zeit darauf verwendeten, zu untersuchen: Warum ihr es noch nicht zu einem herzlichen (das Herz beruhigenden und belebenden) Glauben an Jesu Auferstehung habt bringen können? — Wodurch wir uns dann die Beantwortung der zweyten Frage erleichtern: Was ist Jesus dem, der redlich und zweifellos an seine Auferstehung glaubt?

O Du, dessen Erstehen vom Tode heute alle Christen aller Länder der Erde mit freudiger Anbetung feyern! Ach!

daß du dich auch heute aller derer erbarmtest, die, wie dort dein Thomas, gerne glauben möchten, aber durch ihre unglückliche Zweifelsucht gehindert, dieses schönen Tages nie ganz froh werden können! O! daß doch diese Stunde an diesen redlichen Unglücklichen so gesegnet wäre, daß sie am Ende derselben gleich uns mit der innigsten Uebereinstimmung ihres Herzens sprechen könnten: Jesus! Mein Herr und mein Gott! Amen.

I. Warum können oder wollen es viele nicht so recht herzlich glauben, daß Jesus von den Todten auferstanden sey? Dies führt uns dann sehr natürlich auf die Frage: Warum konnte oder wollte es Thomas so lange nicht glauben? Es wird sich dann vermuthlich zeigen, daß sich jene Frage ganz durch diese beantworten lasse, und daß die heutigen redlichen Zweifler durch eben die Ursachen, wie jener Jünger davon abgehalten werden.

1. Das Nichtglauben des Thomas entstand nicht aus Nichtglauben wollen, sondern aus wahrer, inniger Liebe zu Jesu. Wen dies befremden will, der lese nur, was Joh. 11. steht; wo Thomas auf Jesu Aufforderung, gen Jerusalem zu reisen, wo ihm von seinen Hassern der Tod bereitet stand, die große Antwort gab: So laßt uns dann mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben. Ist dies nicht Liebe, stärker als der Tod? Wer's aber natürlicher findet, daß Thomas eben um dieser seiner Liebe zu Jesu willen eher als alle Andern sollte geglaubet haben, der kennt weder die Natur der Liebe noch das menschliche Herz. O! wenn ein von seinen Kindern innigst geliebter Vater stürbe — und dann erschiene, allen, als nur einem, und zwar eben dem Kinde nicht, das ihn mehr noch als die

Andern alle zu lieben glaubt; wär's nicht sehr natürlich, wenn dies Kind seinen Geschwistern antwortete: Ach! ich kanns nicht glauben! Gewiß ihr täuschet euch. Ach! wenn er lebte, er wäre auch gewiß mir erschienen. Denn er weiß ja wie innig ich ihn liebe. Etwas dem Aehnlichen liegt in der Seele jedes redlichen Zweiflers. Er scheut das Licht nicht, weil seine Werke bös sind. Er sucht Licht, er sucht Gewißheit in der Religion. Ihm ist bey dieser Ebbe und Fluth von Zweifeln nichts weniger als wohl. Aber er fordert so viel, bis er glauben will — Ihm will kein Beweis genügen — Er will kein Zeugniß annehmen, als das der unwiderleglichsten Demonstration — Er will ganz begreifen, ganz klar sehen in das große Geheimniß: Gott ist geoffenbaret im Fleisch — Gott war in Christo, und versöhnete die Welt mit ihm selber — Mit dem Menschen, Jesus Christus, war ein übermenschliches, überenglisches, göttliches Wesen verbunden zu einer Person — das kann er nicht begreifen, und so lange er das nicht begreifen kann, vermeynt er auch nicht glauben zu sollen. Ihm genüget es nicht an den Zeugnissen von eilf Augenzeugen, die den Auferstandenen zu vielen Malen gesehen, betastet — ganze Tage mit ihm verlebet zu haben bezeugen — Ihm genüget es nicht an dem Zeugnisse der Tausenden, die wenige Tage nach all diesen Begebenheiten sich taufen ließen auf den Namen Jesu des Auferstandenen — Er will noch mehr Gewißheit, obschon er diese Zeugnisse weder fälschen kann, noch zu fälschen begehrt. Er kann sich nur nicht ganz damit beruhigen, ohne eigentlich bestimmt zu fühlen, warum er das nicht kann. Auch Thomas wußte es nicht, bis ihm Jesus den Aufschluß gab: Thomas! jetzt glaubst du, weil du siehst. Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben. Und was meynet ihr wohl,

redliche

redliche Zweifler! was Jesus allenfalls euch antworten, was er zu euch sprechen würde: Du glaubst nicht, weil du nicht die Finger in meine Nägelmaale und deine Hand in meine Seite legen kannst — weil du mich weder leiblich sehen, noch mit deinem kleinen Verstande ausmessen und begreifen kannst. Du zweifelst, weil du dir viel auf größern Scharfsinn, auf mehr Belesenheit und Gelehrsamkeit einbildest — und weil du dein Zweifeln für einen Beweis von höherer Aufklärung hältst. Ein Fehler, von welchem auch Thomas nicht ganz frey gewesen zu seyn, und auf den der sanfte Verweis Jesu anzuspielen scheint: Jetzt glaubst du, weil du siehest. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

2. Und wer kann hier die zarte Schonung verkennen, mit welcher Jesus auch diesen Jünger behandelt, und eben durch diese Behandlung ihn stärker als je an ihn fesselt. Freylich läßt er ihn acht Tage — acht lange schreckliche Tage! — nach einer Erscheinung von ihm dürsten Aber je durstiger der Dürstende ist — desto seliger fühlt er sich dann, wenn sein Durst endlich gestillet wird. Am Ende dieser acht schrecklichen Tage kömmt Jesus ganz einzig um Thomas willen, bey verschlossener Thüre, in der Jünger Versammlung; wiederholt ihm seine eigenen Worte, zum Beweis, daß er auch ungesehen gegenwärtig gewesen sey, da er sie gesprochen hatte — giebt sich einzig mit ihm ab — läßt sich sogar zu seiner allerdings unbescheidenen Forderung herab — und dies alles, ohne ihm den geringsten direkten Verweis über seinen Unglauben zu geben. Dies sey dir zum Troste geschrieben, du Bruder Thomas! Redlicher Zweifler! So wird Jesus auch dich behandeln, wenn du wie Thomas Wahrheit suchst, und nach

Ueberzeugung dürstest. Er blieb ungeacht seiner Zweifel in der Mitte seiner Brüder — Er verließ ihre Versammlungen nicht — Er wich ihren Unterredungen, ihrer Freude nicht aus — Er spottete ihres Glaubens nicht — Er mied die Gelegenheit nicht, wo er überzeugt werden konnte — Er beraubte sich nicht durch Trennung und Entfernung von seinen bisherigen gläubigern Freunden der einzigen Möglichkeit zur Gewißheit zu gelangen. Und ach! wie oft mag er während dieser acht schrecklichen Tage vom Grund seiner Seele geseufzet haben: Ach Herr! wenn du lebst, so zeige dich auch mir. Und ja, er ward überschwenglich erhöret! Und das wirst auch du, lieber, redlicher Zweifler! wenn du dir nicht selber den Weg zur Ueberzeugung verschliessest — wenn du herzlich wünschest, daß er auferstanden seyn möchte — wenn du nach Ueberzeugung dürstest — wenn du für Ueberzeugung betest — wenn du dir Mühe giebst, dir deine Zweifel lösen zu lassen — wenn du zu dem Ende liesest, forschest, betest. O! gewiß, ehe du dich des versiehest, steht er vielleicht auch vor deinem Geiste als der Lebendige, und sprichts auch in deine Seele hinein: Schau, Lieber! Ich lebe, und du sollst auch leben. Doch ich darf mich bey dieser an der Zahl kleinen, aber darum nichts weniger als unbedeutenden, Classe von Zuhörern nicht länger verweilen, sondern muß nun zu der größern Menge übergehen, und fragen:

II. Was ist Jesus denen, oder was soll er denen seyn, die seine Auferstehung glauben?

A. Was war er von diesem Augenblick an dem Thomas? Sein Herr und Sein Gott! Welch eine urplötzliche Umstimmung! So bald er von der Wirklichkeit

des Lebens seines geliebten Meisters überzeugt ist — so — keine Entschuldigung seines bisherigen Unglaubens, keine wortreiche Darstellung der Ursachen, warum er so lange gezweifelt habe, keine Bitte um Verzeihung seines Unglaubens — sondern statt des allem ein Glaubensbekenntniß in zwey Worten, das alles umfaßt — alles sagt — seine ganze Seele sichtbar werden läßt — Nicht: lieber Rabbi — guter Meister — oder, wie ihn unsere heutigen Gelehrten so gerne nennen: *Großer Mann!* sondern: *Mein Herr und mein Gott!* Der Israelit, dessen höchster Religionsgrundsatz die Einheit Gottes ist, macht sich kein Bedenken, weiter zu gehen, als bisher noch keiner seiner Mitjünger gegangen war. Und Jesus — der Bescheidene, der Wahrheitsliebende, der Gott so tief Verehrende, jeden Eingriff in die göttlichen Rechte seines angebeteten Vaters im Himmel so schnell und so ernstlich rügende Jesus — widerredt dem Thomas kein Wort — spricht nicht zu ihm, wie dort Offenb. 19. der Engel zu Johanne sprach: Thue das nicht — nenne mich nicht deinen Gott — ich bin dein Mitknecht, und deiner Brüder. Nein, der Herr läßts ohne Gegenrede zu, daß Thomas ihn *seinen* Gott nennt. Ist diese stillschweigende Billigung Jesu nicht Bekenntniß von selber: Er sey *der an ihn Glaubenden Gott?* Kann wohl seyn, daß seine Mitjünger über diesen ihnen ganz neuen Gedanken stutzten — aber keiner, selbst der sonst so vorschnelle Petrus nicht — keiner wagts, dagegen etwas einzuwenden. Auch berathet sich Thomas nicht mit ihnen — sieht sich nicht um, was sie dazu sagen möchten — grübelt nicht lange darüber nach, wie er das mit seinen übrigen Begriffen in Uebereinstimmung bringen möge; sondern erklärt sich heiter, und klar, und ohne alle Zweydeutigkeit: der den ich sterben sah, und jetzt lebend vor mir sehe — der meine

Worte hörte, obschon er nicht zugegen war — der bey verschlossener Thüre da auf einmal in unserer Mitte steht — der mich so gnädig behandelt — der ist — was auch die spekulirende Vernunft dazu sagen mag — Er ist mein Herr — dessen Gebote ich aufs genauste befolgen soll und will — Er ist mein Gott! dem ich mich nun ganz hingebe — vertraue — und von dem ich in Zeit und Ewigkeit alles Gute erwarte. — Sehet da, L. Z., die Wirkung des Glaubens an Jesu Auferstehung.

B. Und welches soll und muß seine Wirkung auf uns seyn, wenn er anders von rechter Art ist?

1. Thomas weiß es jetzt auf einmal und ganz, woran er mit Jesu ist, und wofür er ihn halten soll. Warum ist denn das nicht bey uns allen der Fall, die doch an Jesu Auferstehung zu glauben vorgeben? Wer weiß wie mancher hier unter euch seyn mag, der noch immer nicht recht weiß, woran er mit Jesu ist — was er aus ihm machen, wofür er ihn halten soll? Zu verständig, und noch nicht verdorben genug, um die historischen Beweise dieser Thatsachen frech und ohne unpartheyische Untersuchung abzuleugnen, können sie es doch nicht über ihren Vernunftstolz erhalten, mit Thomas zu bekennen: Jesus, mein Herr und mein Gott! Glauben, alles mögliche geleistet zu haben, wenn sie ihn für den größten aller Tugendlehrer gelten lassen. Sie, die doch gar nichts dawider einzuwenden haben, wenn der, alle Proben fehlerlos bestandene, Königssohn über die von ihm gerettete Provinz von seinem Vater zum König gemacht wird — Nicht zum König über seinen Vater, aber zum König über die Unterthanen, die ihm der Vater gegeben hat. Und wahrlich würde es der königliche Vater

nicht gleichgültig ansehen, wenn sich diese Unterthanen eigensinnig ersetzten, den königlichen Sohn immer nur als grossen Mann, als besten Lehrer zu begrüssen.

2. Andere nehmen zwar an dieser Herabwürdigung Jesu keinen Theil, sondern halten ihn für das, wofür Thomas ihn hielt — aber das so schläfrig, so kalt, so ohne Theilnahme ihres Herzens — gerade wie sie den Pilatus für den römischen Statthalter anerkennen. Was sollte eine so kalte Bejahung einer so großen Wahrheit: Mein Herr, und mein Gott! für Einfluß auf ihre innere Denk- und Handlungsweise äussern können? Auch lehrts die tägliche Erfahrung, wie wenig dieser Glaube auf sie vermag. Jesus, von dem sie doch sagen, er sey ihr Herr, befiehlt: Thut Buße und bekehret euch. Aber sie schütteln den Kopf und gehen vorüber, als hörten sie's nicht — Jesus, der Herr, verbietet Ehebruch, und Betrug, und Lüge, und Selbstrache, und Hochmuth, und alles was Sünde ist; aber sie kehren ihm den Rücken, und gehen fürbas ihren eigenen Weg — Jesus, der Herr, drohet; aber sie lächeln zu seinen Drohungen, und denken, er wirds so genau eben nicht nehmen, es sey nicht ganz so böse gemeynt — Jesus, der Herr, verspricht allen, die sich um seinetwillen verläugnen, ihr Fleisch kreuzigen, seinem Beyspiel und seiner Lehre folgen, ein ewiges Leben nach dem Tode; sie schütteln den Kopf, wenn von Verläugnung die Rede ist, und meynen, es sey gescheider, einstweilen zuzugreifen, und zu geniessen, was hier zu geniessen ist, das andere werde sich dann zu seiner Zeit schon geben. So behandeln sie den, von dem sie zu glauben vorgeben, er sey ihr Herr — und ihr Gott — Ihr Gott, von dem sie noch in Zweifel sind, ob er wohl etwas von ihnen wisse — ihren Namen

[ke]nne, sie im großen Menschengewühl unterscheide, ob ihm [etw]as an ihnen liege — ob wohl Er oder nicht Er die Welt [regi]ere, oder dessen endlich doch zugestandene Weltregierung [sie] wie das Probestück eines Schulknaben zu mustern sich [nich]t entblöden — Ihr Gott, zu dem sie doch nie beten — [v]on dem sie nichts erwarten, nichts hoffen, nichts fürch[ten] — dessen Mandate sie weder lesen noch befolgen — um [de]n sie sich nicht bekümmern — und an dessen Beyfall [ih]nen unendlich weniger gelegen ist, als am Beyfall irgend [ein]es reichen oder mächtigen Menschen. Und bey einem [s]olchen Betragen dürfen sie noch vorgeben, er sey doch ihr [H]err und ihr Gott.

3. Mag seyn, daß ihrs wirklich glaubet, er sey Herr [u]nd Gott — Aber so lange euer Herz gegen ihn so kalt — [u]nd euer Betragen so geringschätzend ist, könnet, sollet und dürfet ihr dem Thomas nicht nachsprechen: mein Herr, und mein Gott! O! wir wissen ganz gut, was wir sprechen, wenn wir sagen: ein Haus, oder mein Haus — ein Kind, oder mein Kind — ein Land, oder mein Land — ein König, oder mein König. Das kleine Wort mein drückt eine unmittelbare innige Beziehung der Sache auf mich aus, etwas mir Kostbares, Wichtiges — Etwas Festes — Vertrauendes, Frohes. Das gerade Gegentheil von Untheilnahme, von Kälte, von Gleichgültigkeit. Kürzer und zugleich stärker hätte Thomas das, was er jetzt von Jesu glaubte und was er jetzt für ihn empfand, nicht ausdrücken können, als durch die zwey Worte: Mein Herr und mein Gott. Von nun an bist Du mein Herr — Befiehl mir, was du willst; ich gehorche — mein Gott — dir hang ich künftig an — von dir erwarte ich alles, was mein Leib, mein Geist,

mein Herz bedarf — dich verehr' ich, dich lieb' ich — dir vertrau ich mich, mein Irrdisches und mein Ewiges an — so lang ich dich habe, so habe ich alles — so frage ich nichts nach Himmel und Erde — und wenn mir auch Leib und Seel verschmachtet, so bist doch du meines Herzens Trost, der Anker all meiner Hoffnungen im Leben und im Tode. Sehet, L. Z., das ist uns Jesus, und das soll er uns seyn, wenn wir zweifelfrey an seine Auferweckung vom Tode glauben.

Und warum das nicht? Fürchtet ihr etwa wider Gott euch zu versündigen, wenn ihr den, dem er die Himmel und die Erde zu seinem Eigenthum übergeben hat, euern Herrn und euern Gott nennet? Wenn der, dem der Vater alle Macht gegeben — der Sünden vergiebt — Sünder gerecht spricht — der Todte auferwecken — sie richten — jedem seinen ewigen Aufenthalt anweisen wird, nicht Herr — nicht Gott ist — nicht Gott genennet, als Gott verehret zu werden verdienet — Wenn der, den Gott zu seiner Rechten gesetzt hat, über alles Sichtbare und Unsichtbare — über die Throne und Herrschaften und Fürstenthümer und Gewaltigen — dem er den Schlüssel des Himmels und der Hölle gegeben hat — wenn der nicht mehr als Mensch, mehr als großer Mann — mehr als Engel und Erzengel, wenn er nicht ist: Mein Herr und mein Gott, was ist er denn?

C. Und wie? Sollte es dich denn schon wieder gelüsten, das wiederum zurück zu nehmen, was du erst diesen Morgen durch die Feyer seines Abendmahls so offen und unzweydeutig bekanntest? Nicht wahr? Wenn Mahomet

eine Glaubensmahlzeit gestiftet hätte, zu seinem Gedächtniß, und du feyertest sie mit, so wäre dies ein Bekenntniß deines Glaubens an ihn und an alles, was er von sich zu glauben befiehlt? Oder wenn Satan eine religiöse Feyerlichkeit angeordnet hätte zu seinen Ehren, und du feyertest sie mit, so hättest du dich dadurch ganz seinem Dienste ergeben? Also, wer Jesu Abendmahl feyert, der erklärt sich durch diese Handlung: Er sieht mich, er kennt mich, kennt meine begangenen Sünden — kennt meine Reue — meine Entschlüsse der Besserung — Er kann mir vergeben — Und wer das alles kann, ist ja: Herr und Gott — und der, von dem ich das alles erwarte — zu dem ich für das alles bete — glaubend, daß er höre das stille Gebet meines Herzens — daß er antworte dem stillen Flehen meines Herzens — daß er sich auch meiner erbarmen könne, erbarmen wolle — der ist doch wohl mehr als nur mein Lehrer — mein Vorbild — mein Führer zur Tugend — Er ist mein Herr und mein Gott — oder, ich bin ein schlauer, doppelsinniger Lügner. Das sind, das werden wir, wenn wir mit Beyseitsetzung dessen, was Jesus von sich selber bezeuget, und was seine unmittelbaren Schüler von ihm bezeugen, lieber jenen Büchermännern Gehör geben, die in einem zierlichen Styl Jesus zu einem bloßen jüdischen Schulmeister, oder wenns hoch kommt, zum Professor einer neuen Gottes- und Sittenlehre, zum Haupt einer noch heutiges Tages vorhandenen Glaubensgesellschaft, zu machen sich angelegen seyn lassen, und so in aller Stille die Grundlage des Christenthums untergraben, die keine andere ist als die: Jesus — mein Herr und mein Gott.

Und ja — das soll er mir seyn, und das soll er mir bleiben, trotz dem Achselzucken, dem Spott, dem Hohn

lächeln, mit dem sie die Anbeter des Auferstandenen verfolgen. Das soll er mir seyn, aber nicht so halb, sondern ungetheilt, ganz und redlich. Ist er mir Herr — so habe ich nicht mehr die Wahl, ob mich seine Befehle binden oder nicht binden sollen — ob ich gehorchen will oder nicht will — ob ich mich seinen Fügungen unterwerfen will — ob sein oder mein Wille geschehen soll? Ist er mein Gott, so soll ich mir kein Bedenken mehr machen, zu ihm zu beten, von seiner Allmacht alle mir nöthige Hülfe — von seiner Weisheit die herrlichste Entwicklung meines Schicksals, von seiner Gnade und Barmherzigkeit Vergebung meiner Sünden — von seiner Lebenskraft Unsterblichkeit und Auferweckung vom Tode — und von seiner Gottesfülle alles Heil zu erwarten für Zeit und Ewigkeit. Und bin ich das redlich, so werd auch ich es, wie sein Thomas, erfahren, daß er auch mein Herr und mein Gott ist. Ihn erfahren als solchen in den Tagen des Unglücks, an dem Troste der von ihm her in die vom Schicksal geschlagene Wunde fleußt — Ihn erfahren als solchen, in den heißen Stunden der Anfechtung, an der Kraft, mit der meine Seele dann gegen sie ankämpfen kann — Es erfahren, an der Herzlichkeit und Innigkeit meines Gebets, an der Erhörung desselben, oder doch an der daraus entstehenden Gelassenheit und Beruhigung meines Herzens. Es erfahren, in der Nähe des Todes, an dem Muth, an der Heiterkeit, mit der der Christ an der Hand des Erlösers betritt des Todes finsteres Thal — Aber lebhafter als je werd ich ihn als meinen Gott erfahren, wenn ich, nach seinem Bilde erwachend, dort vor ihm stehe vor dem Bruder und Gott — ich ihn dann schaue von Angesicht zu Angesicht — ein Zeuge der Herrlichkeit, die ihm der Vater zugedacht hatte, ehe der Welt Grund geleget war.

O! bis zu diesem großen, entscheidenden Tage, so lange wir noch hienieden in neblichter Dämmerung wallen — bitte du, Herr Jesu! auch für uns, wie du batest für deine ersten Jünger, daß unser Glaube nicht aufhöre! Jedes Abendmahl, jedes Fest deines Todes und Lebens feßle unsre Herzen stärker an dich, und erfülle sie mit neuer Liebe, mit neuem Dank, mit neuer Willigkeit, ohne irre zu werden, mit unverrücktem Blicke auf jenen, mit jedem Tage uns näher rückenden Tag, der Ewigkeit heißet, stille unsern Glaubensweg fortzupilgern, bis auch uns die große letzte Stunde schlägt, die Stunde unserer Erlösung von allem Uebel, und dann unser Geist, losgekettet von allen Lasten und Mühen der Erde sich aufschwingt — dich aufsucht — dich findet — sprachlos vor Wonne vor dir niederfällt, und spricht: Jesus Christus! Mein Herr und mein Gott! Amen.

Achtzehnte Predigt.

Text:

Luc. XXII. v. 48. Judas! verräthest du des Menschen Sohn mit einem Kuß?

Gehalten am Vorbereitungs-Abend im September 1805.

Wer in Versuchung steht, die Wahl dieses Textes, als für eine Vorbereitungs-Predigt unschicklich, zu tadeln, der sey nur so billig, mit seinem Urtheil bis ans Ende zu warten. Vielleicht daß es sich dann zeigen wird, daß diese Stelle zu keiner Zeit mit so viel Hoffnung eines gesegneten Erfolges als eben am Abende vor dem heil. Abendmahl verhandelt werden könne. Freylich ist es traurig, daß wir so tief gesunken sind, daß uns die simple, schlichte Darstellung allbekannter Wahrheiten nicht mehr rührt, daß ihnen das Langeweile macht, und daß die so ganz im Weltsinn Ertrunkenen stark erschüttert werden müssen, wenn sie einmal erwachen sollen. Zu diesem Ende werden die Bessern von euch diesen ihren unglücklichen Brüdern, die so selten und nur in einer solchen Stunde hier zu sprechen sind, einen Theil derselben abtreten müssen; wobey sie jedoch versichert seyn können, daß auch sie nicht vergebens hieher gekommen seyn sollen.

Herr! wenn Du schon damals, da Du noch unter uns lebtest im Fleisch, das Innerste des Herzens kanntest — schon damals keine seiner geheimsten Falten Dir unbekannt war, wie viel weniger denn jetzt, da du im Besitz aller Eigenschaften der Gottheit sitzest zur Rechten des Vaters! Kanntest Du damals die Deinen; kennest du sie jetzt, so kennst Du auch die, die noch nicht Dein sind; kennst all die Judasseelen, die sich jetzt anschicken, Dich zu hintergehen, und durch verstellte Andacht eine falsche Beruhigung zu erschleichen! Ach! daß es doch gelingen möchte, besser als es dir mit deinem unglückseligen Jünger gelang, das Herz dieser ihm so ganz ähnlichen Menschen zu erschüttern, daß Dein Abendmahl ihnen nicht wie ihm Mittel werde ihrer Verhärtung, sondern Mittel, endlich doch ihr hartes Herz zu erweichen, und sie, glücklicher als ihn, vom nahen Verderben zu retten. Amen.

Zu diesem Ende wird es nöthig seyn, unsern Blick einstweilen von uns selbst in etwas zurück zu halten, und ihn vorzüglich auf die Lage zu wenden, in welcher Jesus gegen seinen unglücklichen Jünger stand — um dann im zweyten Theil diese Lage desto besser mit der Unsrigen vergleichen zu können.

I. Jesus und Judas.

A. Man verschone uns mit der, wirklich auch nicht hieher gehörigen Frage: Ob denn Jesus bey der Aufnahme dieses Mannes unter die kleine Zahl seiner vertrautesten Jünger diesen Ausgang nicht vorher gesehen, oder warum er denselben dennoch unter dieselben aufgenommen ha-

be? Dies würde uns wirklich zu weit von unserer Materie ab, und zu nichts Fruchtbarem führen. Die gleiche Frage können wir alle Tage aufwerfen, und bey jedem bekannten Lasterhaften fragen: Warum berufte denn Gott den ins Leben? Sah er den Ausgang nicht vorher? Warum nahm er ihn denn in die Zahl der Lebendigen auf? Genug für uns: Judas muß bey seiner Aufnahme unter die Zwölfe ein guter Mensch gewesen seyn. Als solcher genoß er des unschätzbaren Vorzugs, Augenzeuge des Wandels und der Wunder des Herrn zu seyn; von ihm selbst unterrichtet, gebildet und erzogen zu werden. Daß er sich dennoch unter den Händen Jesu und selbst in seinem Umgange so verschlimmerte, scheint freylich unbegreiflich, und doch geschiehet unter unsern Augen häufig das gleiche, nämlich wenn von mehrern völlig gleich erzogenen Kindern eines sehr übel ausfällt; was freylich bisweilen aus dem Eindruck eines bösen Beyspiels erklärt werden kann, das auf das eine empfänglichere Kind stärker als auf die andern wirken kann. Dies aber kann bey Judas nicht der Fall gewesen seyn. Seine Verschlimmerung scheint nicht von aussen, sondern ganz von innen entstanden zu seyn. Wie das möglich war, in Zeit von drey Jahren, und im beständigen Umgange mit Jesu, aus einem guten Menschen ein Verräther zu werden, erhellet aus seiner (jedermann bekannten) Geschichte. Ein einziger Wurm nagte an der Wurzel seines moralischen Lebens; ein einziger Fehler entstellte die Schönheit seines Charakters — und dieser Fehler war: Geitz — Begierde nach Ehre, und Begierde nach Geld. Von da aus verbreitete sich das Verderben über seinen ganzen Charakter, vereitelte alle Wirkung von Jesu Beyspiel und Unterricht, erstickte allen guten, auf den Acker seines Herzens gesäeten Saamen —

und führte ihn Schritt vor Schritt zu dem Verbrechen, das unvergeßlich seyn wird, so lange die Welt steht.

B. Aber that denn Jesus nichts, um ihn davon abzuhalten? Leset, was Johannes Evang. 13. als Augenzeuge darüber berichtet. Da der Gedanke, sich wegen einem kleinen, von Jesu empfangenen, und allein von seinem Gewissen verstandenen, Verweis an ihm zu rächen, und zugleich eine Summe Geldes zu erhaschen, nur noch dunkel in seiner Seele lag, ward er schon von Jesu gewarnt. Und als diese Warnung ihre Wirkung verfehlt hatte, trat Jesus seinem Herzen näher; sprach ihm deutlicher — so deutlich, daß Judas an dem ihm gereichten Bissen sehr wohl merken konnte, daß Jesus seine ganze Absicht errathe. Aber auch dies war vergebens. Denn als Judas den Bissen genommen hatte, fuhr der Satan in ihn. Von diesem Momente hieng seine ganze Ewigkeit ab. Jetzt mußte er sich entscheiden. Jetzt entweder aufstehen, vor Jesu niederfallen — bekennen — Vergebung erflehen — oder ergrimmt hinausgehen, und den schnell reif gewordenen schrecklichen Vorsatz vollführen. Dies war eines der grossen Momente, wo der Mensch unbegreiflich schnell entweder rückwärts oder vorwärts getrieben wird; in unbegreiflich kurzer Zeit, ohne es vielleicht selbst recht inne zu werden, einen Weg zurück legt, den er ohne denselben zum Bessern wie zum Schlimmern, erst in Jahren zurückgelegt hätte. — Und solcher Momente giebts in jedem Menschenleben: Von dieser Art war der Moment von Abrahams Ruf zum Ausziehen aus seinem Vaterlande — der Befehl, zur Aufopferung seines Sohnes — der Moment von Josephs Versuchung, durch Sünde sein Glück zu machen — der Moment, da Moses den Auftrag erhielt, sein ruhiges Hirten-

leben mit der Versendung an Pharao zu vertauschen — der Moment, da Nathan zu David sprach: du bist der Mann — der Moment, da Jesus den Petrus ansah, und der Hahn krähte. So hier bey Judas. Jetzt war noch Rückkehr möglich, dann nie mehr. Aber ach, der Unglückliche! Statt sein Herz der ihn jetzt zum letztenmale warnenden Liebe und einer heilsamen Reue zu öffnen, öffnete er es weiter als je dem Satan der Rache und der Geldbegierde. Von nun an eilt er mit Riesenschritten seinem Verderben entgegen — Er verrathet den Ort, wo Jesus diesen Abend zu finden sey — nimmt Geld für diesen Verrath — bietet sich selbst zum Führer an — redet ein Zeichen mit ihnen ab — hält Wort — und scheint selbst durch den sanften, Seeledurchschneidenden Vorwurf Jesu: Freund! in welch schrecklicher Absicht bist du jetzt hieher gekommen, des Menschen Sohn mit diesem heiligen Zeichen der Liebe an seine Feinde zu verrathen — nicht erschüttert worden zu seyn. Sehet da den Weg, den Judas in wenig Tagen oder Stunden zurückgelegt hatte.

C. Kaum wird es nöthig seyn, euch auf das aufmerksam zu machen, was Jesu Herz bey diesem Augenblick leiden mußte. Er der den Jünger liebte, wie nie kein Vater seinen Sohn — keine Mutter den Liebling ihres Herzens inniger geliebet hat. O! Mutter, wenn du dich noch erinnerst, deß was du littest, dort am Sterbebett deines Kindes, als es da rang mit dem Tode — als es sein brechendes Auge zum letzten Mal gegen dich aufhob — und dich mit einem langen, langen, unaussprechlichen Blicke um Linderung und Rettung bat — du keine Rettung mehr wußtest — und nun dumpf und schrecklich in deiner Seele wiederhallte: Ach, es ist verlohren, mein Kind — es ist

ohne Rettung verlohren! .. Was du da littest, das, und noch mehr als das, litt Jesus, da er den brennenden Kuß fühlte, mit dem Judas seine Verbrechen vollendete. O! wenn Engel sich so freuen, über einen Sünder der Buße thut — wie müssen Engel trauren, wie mußte Jesus trauren, einen Menschen, den er so geliebt — so gepflegt, so gewarnet hatte — nicht nur für dieses Leben, sondern für ewig verlohren zu haben, ihn am Rande der Ewigkeit, nur wenige Schritte von jenem furchtbaren, entsetzlichen, unergründlichen Abgrunde zu sehen, aus dem keine Errettung mehr ist.

II. Und was muß er jetzt leiden, viele von uns am Rande des nämlichen Abgrunds zu sehen! Nämlich die alle, die wie Judas, ohne es zu ahnden, zum letzten Male mit Jesu Abendmahl halten; die, ohne es zu wissen, ganz dichte vor ihrer Grube stehen: deren Stundenglas bis auf wenige Körner ausgelaufen ist — denen der Todesengel schon unsichtbar zur Seite steht, um sie, mitten in ihrer vermeynten Gesundheit — mitten in ihren weitaussehenden Entwürfen — mitten im Lauf ihrer Sünden — mitten im Kreise ihrer Lastergespielen, mit der tödtlichen Krankheit zu schlagen, aus der für sie keine Rettung mehr seyn soll. Schon hat er über sie seine furchtbare Rechte zum Himmel erhoben, und bey ihrer Seele geschworen, daß hinfort für sie keine Zeit mehr seyn soll.

1. Ach! unter diesen sind so viele, deren Lebensgeschichte mit der des unglücklichen Jüngers die auffallendste Aehnlichkeit hat. Auch sie waren einst gut — Auch sie hatte Jesus unter seine Jünger aufgenommen — sich ihren Herzen mitgetheilt — Auch sie hatten die Kraft seines Unterrichts,

terrichts, die seligen Wirkungen desselben an ihren Seelen erfahren — Auch in ihnen lag, schlummerte der Saame einer bösen Leidenschaft — keimte — wucherte — schoß auf — griff um sich — und verschlang, tödtete das in ihnen vorhandene Gute. Eine einzige geduldete, verzärtelte, Schwachheit genannte, Sünde, nagte still an der Wurzel ihrer moralischen Gesundheit. So langten sie unvermerkt auf dem Punkte an, auf dem sie jetzt stehen — verrathen jetzt Jesum an die geliebte, unwiderstehliche, unentbehrlich gewordene Sünde — opfern ihn ihrer Lust auf — verkaufen seine ihnen einst so theure Gunst — seine Liebe — vielleicht nicht wie Judas um klingendes Silber, aber um eine Buhlerin — um Sinnenlust — um Ehre — um Rache — um Gedankenloses, leichtsinniges Wohlleben.

a. Aber um es doch nicht ganz mit Jesu zu verderben, um vor ihm und vor der Welt den Schein zu retten, als wären sie noch seine Jünger und Jüngerinnen, wollen sie doch morgen sich einfinden, da, wo sich seine wahren Jünger versammeln; wollen, wie Judas, die gleiche Rolle spielen: Aeusserlich Verehrung, Anhänglichkeit, Liebe; und innerlich Abneigung und Widerwille; äusserlich Unterwerfung, und innerlich Empörung gegen sein Gesetz.

b. Aber meynet ihr denn, ihr Armen! daß euch Jesus unter der Menge nicht erkenne? Er, der als Mensch schon in des Herzens innerste Tiefen hinab sah, sollte jetzt euch nicht kennen, sollte euere erheuchelte Verehrung nicht von der ächten zu unterscheiden vermögen, sollte einen Judas für einen Johannes ansehen können? Und wenn er euch kennt, bedenket, wie es ihm bey eurem Zutritt zu seinem Abendmahl seyn muß? Muß er da nicht auch zu euch

sprechen: Du — auch du verrathest so des Menschen Sohn? Ach, er ist noch der nämliche, der er war in den Tagen seines Fleisches. Wenn er da mit dem unverkennbaren Tone des Schmerzens zum unglücklichen Jünger sprach: Judas! mit einem Kuß, diesem heiligen Siegel der Liebe, verrathest du des Menschen Sohn? muß er nicht eben das empfinden, bey dem Anblick derer, die entschlossen, fortzufahren in ihren Sünden, unter seinen ächten Jüngern erscheinen bey seinem Abendmahl? Was Jesus litte, da er seinen Jünger das letzte Mal sah — seinen Kuß fühlte, ach! seinen Abschiedskuß für ewig! da er ihn sah, dicht am Rande des Todes; aber was noch schrecklicher, dicht am Rande seines ewigen Verderbens ihn sahe; das muß er auch morgen, das muß er bey jedem Abendmahl empfinden, beym Anblick all der da sich einfindenden, Reue, Versöhnungsbegierde — Unterwerfung heuchelnden Sünder, die so die Pfänder seiner Erlösung entheiligend, mit dieser Lüge Abschied von Ihm nehmen auf ewig.

c. Arme! Unglückselige! denket ihr auch daran, was die letzte Mahlzeit Judä mit Jesu auf das Herz dieses Unglücklichen für Wirkung that? Da Judas den Bissen genommen hatte, fuhr der Satan in ihn. Anstatt ihn zu erweichen, ward er noch mehr verhärtet — Anstatt ihn von seinem Vorhaben abzubringen, ward es plötzlich zur Vollendung reif. So giebts Momente, die, wenn der Mensch da nicht besser wird, ihn schnell auf eine Höhe der Verschlimmerung heben, von der keine Rückkehr mehr ist. Momente dieser Art sind unerwartete Glücks- oder Unglücksfälle — Errettungen aus Todesgefahr — schnelle, fast wunderbare, Abwendung eines unvermeidlichscheinenden Unglücks — ein lehrreiches, rührendes Kranken- und Tod-

bett eines Vaters oder Mutter — die Geburt oder der Tod eines Kindes u. s. w. O! ein Herz, auf das so etwas nichts wirkt, das da nicht gerührt, das da nicht besser wird — wird eben dadurch zu einem Grade von Verschlimmerung gefördert, zu dem es ohne dieß nach Jahren erst gekommen seyn würde.

d. Zu dieser Classe gehört nun auch das Abendmahl. Es ist keine der unschuldigen, gleichgültigen Handlungen, die, wenn sie auch nicht nützen, doch nicht schaden. Jedes Abendmahl, wenns die Rinde ums Herz des Sünders nicht zu sprengen vermag, verdichtet, verhärtet dieselbe noch ärger; machts dem folgenden Abendmahle schwerer durchzudringen, vermindert die Würde, die Heiligkeit desselben in den Augen des Sünders, bis es endlich zu einer blossen Anständigkeits-Handlung heruntersinkt, die man nach Belieben entweder mitmachen oder auch ohne allen Schaden unterlassen könne. Dieß ist leider die Geschichte vieler unter euch. Es ist Judas Geschichte, nur in minder tragischem Gewande. Auch zu euch spricht Jesus: Freund! warum bist du kommen? Dankest du mirs so, daß ich dich nicht nur zum irrdischen, sondern auch zum ewigen Leben berufen — dich in meine Jüngerschaft aufgenommen — dich unterrichtet, gepflegt, getragen, geliebet habe; daß ich auch für dich gelebt, auch für dich gestorben bin? Ist das mein Dank, daß du meine so gerechte Bitte: Gieb mir dein Herz und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen, verwirfst — meinem Feinde dein Herz giebst — mich an ihn verräthst; mich ihm aufopferst — gegen mich thust, als wärst du mein Freund, indeß du mit ganzer Seele an Welt und Sünde hängst? Sagt, arme Brüder! muß das Herz Jesu bey euerer Annäherung zu seinem Abendmahl nicht eben das

empfinden, was es in jener nächtlichen Stunde bey der Annäherung seines Verräthers empfand — was das Herz jedes Vaters, jeder Mutter empfindet, wenn sie zum letzten, ach zum letzten Male! ihr, dem Verderben zueilendes Kind umarmt, an dem sie all ihre Kräfte erschöpft hat, und von dem sie weiß, daß nun der Stab über es gebrochen, und kein Raum zur Busse mehr übrig ist? Ach, merket doch dieß, ihr die ihr Gottes vergesset, damit er euch nicht einmal hinreisse und sey kein Retter mehr da. Heute, heute, da ihr noch die Stimme des Herrn höret, so verstocket euere Herzen nicht, sondern gebet doch dem Herrn euerm Gott die Ehre, ehe denn es finster wird.

2. Möge sich denn sein göttliches, liebevolles Herz durch Euern Anblick entschädigen, sich durch euern Anblick erquicken, ihr Bessern unter uns! ächte, ihn von Herzen liebende, ihm aufrichtig anhangende Seelen! O, mit welcher Wonne morgen sein Blick ruhen wird auf Euch, auf euerer Reue, auf euerm Glauben, auf euerer Liebe, auf euerm Dankgefühl; auf euern heiligen Entschlüssen: Ihn nie mehr zu verläugnen — ihn nie mehr an seinen Feind zu verrathen — ihn nie mehr zu verkaufen gegen Welt-Geld- oder Wollust! O, wie sein, traurig von jenen Verlornen weggewendeter, Blick ausruhen wird auf euch, wenn ihr, euch nun bald zur ernsten Selbstprüfung anschickend, euer ganzes Herz ohne Falsch vor Ihm aufschliesset, ihm euere geheimsten Fehler bekennet: ihn um Milderung des euch verdammenden Gesetzes anflehet, und euere ganze Seligkeit, Heil und Vergebung einzig bey Ihm suchet, und durch Ihn! Wie sein Blick voll himmlischer Liebe, voll Gnad und Erbarmen auf euch ruhen wird, wenn ihr euch so ganz

kindlich Ihm übergebet auf Leben und Tod — und, aller Gemeinschaft mit seinen Feinden entsagend, euch ganz Ihm heiliget, ganz seinem Dienste euch weihet. O! daß doch viele von euch Ihm diesen Abend und Morgen und forthin diese Freude geben möchten; die einzige die seiner würdig ist. Die einzige, in unserer Macht stehende Wiedervergeltung, die wir Arme Ihm anzubieten vermögen, für alles, was er an uns gethan. O! dann werden wir es aber auch erfahren, daß, so wie das Abendmahl die Schlechten schlechter, die Verstockten noch verstockter macht, so liege in dieser göttlichen Anstalt für alle Bessern und besserwerden Wollenden eine Kraft Gottes, sie zum Bessern höher zu fördern — ihr Herz zu reinigen — zu erwärmen — es zu erfüllen mit Liebe zu Gott und zu Jesu — es zu stärken im Leiden — es zu bewahren vor der Versuchung — es auszurüsten mit dem Muthe der Heiligen, in Gehorsam und Treue bey Jesu auszuharren, bis daß er kömmt.

Ach! Herr Jesu! daß doch viel solche wären unter uns, an denen Du die Freude erlebtest, sie herumgeholt zu haben aus dem Verderben; sie den Qualen ihres Gewissens, oder der fast noch schlimmern Kälte ihres Herzens entrissen, und ihren Seelen die lang verlorne Ruhe wiedergegeben zu haben! Ach daß auch das morgende Abendmahl vielen aus uns ein ewiger Bund seyn möchte, daß Du nun wieder unser Erlöser, daß wir nun wieder dein liebes Eigenthum seyen, und es bleiben werden in alle Ewigkeit. Amen!

Neunzehnte Predigt.

Text:

2. Cor. XII. v. 7, 8, 9. Und auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarung überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich, des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe.

Dafür ich dreymal den Herrn geflehet habe, daß er von mir weiche.

Und er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bey mir wohne.

Auch diese Predigt soll, wills Gott! des Zweckes, wozu ihr hiehergekommen seyd, nicht verfehlen, nämlich Licht zu verbreiten über die Wege der Vorsehung, und stilles, duldendes Ausharren unter ihren oft unerklärbar scheinenden Führungen. Sie ist vorzüglich denen gewiedmet, denen sie einen Pfahl ins Fleisch geschlagen, dessen sie all ihres Gebets ungeacht nicht los werden können, und von dem es allen Anschein hat, daß sie denselben bis an ihr Lebensende werden tragen müssen. Wenn diese ehrwürdigen Märtyrer der Vorsehung es nicht verdienen, daß man sich mit ihnen vorzüglich beschäftige, wer verdient es denn? Aber auch ihr, ihr Glück-

lichen! die ihr noch nicht aus Erfahrung wisset, was Leiden ist; die Plagen des Menschenlebens nur aus Erzählungen und aus Büchern kennet: auch ihr sollt nicht vergebens hieher gekommen seyn. Ach auch wir waren einst so glücklich wie ihr, ehe der Herr uns diesen Pfahl ins Fleisch geschlagen hat. Auch auf euch wartet einer. Von welcher Art er seyn werde, weiß Gott allein. Aber ihr werdet doch wohl thun, euch mit diesem Gedanken beyzeiten vertraut, und mit denjenigen Mitteln und Wahrheiten bekannt zu machen, die euch dann, wenn die Wasser der Trübsale euch bis an die Seele gehen, über ihren furchtbaren Wellen emporhalten und euch vor dem Versinken in den Abgrund der Verzweiflung bewahren können. Dies ist der Zweck dieser Predigt, die keinem, als nur dem ganz Leichtsinnigen unwichtig oder uninteressant vorkommen kann.

Und o daß sie ihren Zweck an allen erreichte! daß der Sohn, die Tochter des Unglücks in Demuth die Wege verehren lernte, welche die ewige Vorsicht ihn führt! Aber daß auch zugleich die Kinder des Glücks sich darauf gefaßt machen; damit wenn auch ihre Stunde schlägt, sie dieselbe mit der Gefaßtheit, mit der Ergebung annehmen, die sich, seit langem darauf vorbereiteten, Christen geziemet. Amen.

I. Es wird vor allem aus nöthig seyn, euch unsere Textworte zu erklären, und euch dadurch in Stand zu setzen, dieselben in unserm zweyten Theile auf euere jetzige oder künftige Lage anwenden zu können.

1. Die Ausleger sind ungleicher Meynung über das Leiden, über das sich der Apostel in unserer Textstelle beklagt, und dessen Größe und Schmerzhaftigkeit sich aus dem, von

ihm gewählten, Bilde eines durch das Fleisch geschlagenen Pfahls deutlich genug abnehmen läßt. Sey es nun, wie einige wollen, ein ihm an der Verkündigung des Evangeliums sehr nachtheiliger Fehler der Aussprache — oder eine sehr schmerzliche und zugleich eckelhafte körperliche Krankheit, wie ein von Zeit zu Zeit wiederkehrender Aussatz; oder ein heftiger Kampf gegen sein Temperament und gegen unabtreiblich wiederkommende böse Gedanken; oder seyen es die Umtriebe, Verläumdungen und Verfolgungen seiner Feinde und der, in Engel des Lichts sich verkleidenden, falschen Apostel gewesen, über die er sich im 11. Cap. beklagt, und unter denen er einen gewissen Alexander den Schmied namentlich bezeichnet, dessen Verfolgungen er vielleicht unter den Faustschlägen des Satans versteht — Seys gewesen, was es wolle; so viel ist sicher, es war eine Plage, die ihn unaufhörlich quälte; die seine Brauchbarkeit lähmte, die aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Dienst am Evangelium zu verhindern schien; und die er eben darum dem Satan, als erstem Urheber zuschrieb, der ihm aus Zulassung Gottes, dieses Hinderniß in den Weg lege.

2. Und wie benahm sich nun der Apostel dabey? Dies sagt er uns im 8. Vers: Schon dreymal — eine runde Zahl für oft — oft schon habe er Gott gebeten, ihm diese Plage abzunehmen. An Gott hatte er sich also gewendet — zu ihm um Abwendung dieser Plage gebetet. Denn es war ihm wohl bewußt, daß wenn Gott nicht will, wenn Er nicht seinen Segen den von uns gewählten Mitteln verleiht, der Arzt umsonst arbeitet, der Mensch umsonst sich mühet, die Plage, die Gottes Hand ihm auferleget, von sich abzuwälzen. An diesen Gott, der einzig abnehmen kann, was Er auferlegt, hatte sich also Paulus gewendet, hatte ihm

vorgestellt, wie dieser Pfahl im Fleisch ihn hindere in seinem Dienst, und den Segen vermindere, den er ohne denselben von seiner Arbeit hoffen könnte.

3. Aber alles umsonst. Es ward ihm zur Antwort: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist auch in Schwachen mächtig. Wie dem Apostel diese Antwort worden sey, thut nichts zur Sache. Sey es durch unmittelbare göttliche Offenbarung, oder durch eigenes Nachdenken über die Nichterhörung seines Gebets; genug, er ward überzeugt, daß es der ausdrückliche Wille Gottes sey, daß diese Plage ihm nicht abgenommen werde; sondern daß er sie trage bis ans Ende seines Lebens. Aber um ihm diese abschlägige Antwort zu versüssen, ward ihm die Gewißheit gegeben, daß diese Plage nicht Strafe, nicht Aeusserung der göttlichen Ungnade sey. Im Gegentheil, er ward aufs allerstärkste von der Gnade seines mit ihm zufriedenen Gottes überzeugt, der ihm die Antwort werden ließ: Laß dir an meiner Gnade genügen. Sey zufrieden, daß du meiner Liebe, meiner Gnade versichert bist. Begehre nicht mehr; das genüge dir. Was aber das betrifft, daß die auferlegte Plage dich an meinem Dienst verhindere, so wisse, daß meine Kraft auch durch das schwächste Werkzeug so mächtig als durch ein viel stärkeres wirken kann, wenn ich durch dasselbe zu wirken beschlossen habe.

4. Auch über den Zweck dieser Plage ward der Apostel nicht in Ungewißheit gelassen. Er der unter allen Aposteln der ausgezeichnetsten Offenbarungen von Gott gewürdiget worden, von denen er im Anfang dieses Capitels redet, war Mensch, und folglich den gleichen Abirrungen wie andere Menschen unterworfen. Wie leicht war es also möglich, daß

er, sich dieser ausgezeichneten Gnade überhebend, sich vom Stolze, der ja sogar Engel gestürzt hat, hätte können beschleichen lassen. Damit er sich nun dieser hohen Gnade nicht überhebe, ward ihm von Gott eine Plage zugeschickt, ein Pfahl ins Fleisch geschlagen, nicht als Strafe, sondern als Verwahrungsmittel gegen eine Versuchung, deren Gefährlichkeit er selber anerkennt; eine Plage, durch die er ihn in der Demuth und Niedrigkeit erhalten wollte. Dies ists, A. Z.! was mir zur Erklärung unseres Textes mehr als hinreichend scheint, und was uns nun zur

II. Anwendung desselben einen sichern Weg bahnen soll.

1. Es sind ohne Zweifel auch hier unter uns viele, denen auch ein Pfahl ins Fleisch geschlagen ist, d. h., denen Gott eine große Plage zu tragen auferlegt hat. Solche die mit einem unheilbaren Uebel behaftet sind, dem keine Kunst der Aerzte abzuhelfen vermag, und von dem sie bis an ihres Lebens Ende keine Befreyung vor sich sehen — oder solche, die mit Leiden der Seele kämpfen, die wohl noch ärger schmerzen, als Leiden des Körpers; wie z. B. eine unglückliche Heyrath; physisch oder moralisch übelgerathene Kinder; zerrüttete Glücksumstände; fehlgeschlagene Hoffnungen; finstere Aussichten auf das sich nähernde Alter; ein erbitterter Feind; unschuldig erlittene Verfolgung; heftige Begierden; oft und mit neuer Stärke wiederkommende Versuchungen u. dgl. Solche Uebel sind ein wahrer Pfahl im Fleisch, sobald sie von solcher Natur sind, daß wir ihrer Lebenslang nicht los werden können. Insofern sind also diese alle in einer, der des Apostels vollkommen ähnlichen, Lage. Fragt sich nun

2. Ob sie es auch in der Wahl des Mittels seyen, das

der Apostel brauchte, um sich von seinem Pfahl zu befreyen? Er betete zu Gott um Erleichterung und Erlösung von seinem Uebel. Habt ihr das auch gethan? Wenn nicht, so habt ihr, verführt durch die Modephilosophie unsers Zeitalters, ein Mittel versäumt, von dem ihr doch unmöglich vorherwissen konntet, daß es nichts helfen könne — denn der Beyspiele von Gebetserhörungen sind zu viele, als daß die neue Lehre: das Gebet helfe nichts; Gott nehme keine Rücksicht darauf; Er werde darum seinen Rathschluß doch nicht ändern; es werde doch geschehen, was Gott beschlossen habe — allgemeinen Beyfall finden könne. Freylich wird doch geschehen, was Gott beschlossen hat; aber Gott beschließt nie despotisch, sondern immer mit Rücksicht auf uns, auf unsere Handlungs- und Denkungsart. So wie der Arzt etwas anders beschließt, wenn er diese, und etwas dem ganz entgegengesetztes, wenn er ganz andere Merkmale an seinem Kranken bemerkt, so hat Gott gewiß anders beschlossen über den, dessen Gebet er vorhersah, als über den, der nicht beten, der ihn geringschätzen, der sich ganz allein auf menschliche Hülfe verlassen werde. Paulus, der doch aufs wenigste so gelehrt war, als unsere heutigen sogenannten Philosophen zu seyn vorgeben, der nahm seine Zuflucht zum Gebet um Abnehmung der ihm auferlegten Plage; und ich wüßte nicht, was uns abhalten könnte, seinem Beyspiele zu folgen. Werden wir erhört, so haben wir ja unsern Zweck erreicht. Werden wir aber nicht erhört, so haben wir uns doch den schneidenden Vorwurf erspart, ein so leichtes Mittel, das doch vielleicht geholfen hätte, verachtet, und eben dadurch uns die Fortdauer der Plage als verdiente Strafe zugezogen zu haben.

3. Was Gott beschlossen habe, das erhellet dann erst

aus dem Erfolg oder Nichterfolg unserer Bitte. Wenn Erhörung erfolget, so ist klar, daß unser Gebet seinen Absichten gemäß war. Wenn keine Erhörung erfolget, so ist einstweilen nur soviel klar, daß Gott noch nicht helfen wolle; daß Er es jetzt noch nicht gutfinde, die auferlegte Plage wegzunehmen. Bleibt aber der Erfolg bey anhaltendem lange wiederholtem Gebete dennoch beständig aus; sendet Gott kein Mittel; bringt er uns keines so nahe, daß wir es sehen und gebrauchen können, und gleichsam müssen — will der Pfahl im Fleisch weder weichen noch wanken: so ist auch dies Antwort, klare, bestimmte Antwort vom Herrn, gleichen Inhalts mit der, die Paulus erhielt:

4. Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist auch in Schwachen mächtig.

a. Laß dir an meiner Gnade genügen, heißt entweder soviel: Sey zufrieden mit dem Guten, das dir neben der dir zugesandten Plage, meine Gnade noch übrig gelassen hat. Fordere nicht, daß du ganz frey von Leiden seyest; daß du mit Allem verschont bleibest; daß dir einzig nichts zu tragen auferlegt werde. Hefte deinen Blick nicht so starr nur auf das, was du verloren hast, oder was du in deinem Glücksantheil vermissest. Schau lieber auf das, was ich dir auch hätte wegnehmen können, und was dir meine Gnade übrig gelassen hat — Es ist wahr, ich habe dir deine Gesundheit weggenommen, und dich mit einem unheilbaren Uebel geschlagen; dagegen aber habe ich dir deinen Gatten, deine Kinder verschonet, daß sie dir deine Leiden versüssen — laß dir an dieser Gnade genügen — Ich habe es zugelassen, daß dein Vermögen geschmälert werde; daß dein Verdienst stocke; daß du Armuth und Mangel in der Nähe

erblickest; aber ich habe dir dagegen deine Gesundheit, deine Kräfte, deine Freunde erhalten — Ich habe dir eines oder mehrere deiner Kinder weggenommen, aber dagegen noch so viel Angenehmes, so viel Gutes, das Andere missen müssen, in deinem Zustande übrig gelassen, bis ich sie dir, besser als sie es hier nie geworden wären, erzogen, einst auf ewig wieder zustellen werde — Laß dir an diesen Beweisen meiner Gnade genügen. Fühl' es, daß ich gegen dich noch viel gnädiger als gegen so viele Andere bin, in deren Kelch ich weit weniger Gutes gemischt habe, als in den deinen. Begehre nicht ganz frey von Leiden, begehre nicht ganz glücklich zu seyn; was schon an sich unmöglich ist, und was überdies noch keiner der Söhne und Töchter der Sünde verdient. — Oder diese Worte: Laß dir an meiner Gnade genügen, haben den Sinn: Was kränkst du dich so über den Verlust eines Guts, das ich dir nur auf unbestimmte Zeit geliehen; das ich dir lange gelassen, und endlich, weil Ich's so gut fand, wieder zurückgezogen habe? Oder über den Mangel eines Guts, das du nie besessen hast, das du aber Andere besitzen siehst, und darum, weil ich es dir versagt, nun ungehalten auf mich bist. Laß du dir an meiner Gnade genügen. Strebe nach dieser, nach dem Zeugnisse eines guten Gewissens, und nach der daraus entspringenden unschätzbaren Ueberzeugung meines Wohlgefallens an dir. Sagt dirs dein Herz, daß ich keine Ursache habe, dich zu strafen; daß also dein Pfahl im Fleisch nicht verdiente Züchtigung sey: o so freue dich dessen. Meine Gnade, von der dein Herz dich versichert, sey dir Ersatz des Verlornen oder des zu Entbehrenden. Das Gefühl meiner Liebe, meiner Gnade, meines in dir wohnenden und wirkenden Geistes, genüge dir; sey dir Ersatz, Entschädigung für das, was

ich dir aus weisen Gründen, all deines Bittens ungeachtet, verweigern muß.

b. Aber auch der Zusatz: denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig, ist für uns von großer Bedeutung. Du beklagst dich über den Pfahl in deinem Fleisch, über das dir zugesandte Leiden, weil es dich zu deiner Bestimmung untüchtig, weil es dich ganz oder zum Theil dazu unbrauchbar zu machen scheint. Du kannst nicht begreifen, wozu das dir, alldieweil andere, die der Welt so wenig nützen, damit verschont geblieben sind. Du glaubst, wie viel Gutes du hättest thun können, wenn es Gott gefallen hätte, dich mit dieser, dich daran hindernden, Plage zu verschonen, und dir die dazu nöthige Kraft ungeschwächt zu erhalten. Hierauf nun antwortet dir Gott durch seinen Apostel: Meynst du, ich bedürfe deiner so unumgänglich, und deiner vollen Kraft? Meynst du, ich könne das, was ich durch dich ausgerichtet wissen will, nicht auch durch deine geschwächtere Kraft bewirken? Freylich kann der Kranke nicht das, wozu Gesundheit — der Schwache nicht das, wozu Kraft — der Arme nicht das, wozu Reichthum — der Einfältige nicht das bewirken, wozu viel Verstand erfordert wird. Aber wer sagt dir, daß ich das von dir fordere, wozu ich dir die Kraft entweder gar nicht gegeben, oder dir wieder entzogen habe? Kann ich nicht etwas ganz anders mit dir wollen, wozu eben diese Schwäche, dieses dir zugesandte Uebel, nöthig ist? Kann ich nicht die Absicht haben, die Kraft meiner Religion in Hervorbringung eines kindlichen, willenlosen Dahingebens an Mich; die dadurch bewirkte Kraft des Vertrauens, der Geduld, der Ergebung durch dein Beyspiel zu zeigen, und allen die dich kennen, an dir einen lebendigen Beweis darzustellen, wie hoch meine Religion den

Menschen über sich selbst erhebe; ihn in jeder Trübsal stütze; ihn so geduldig im Leiden, so froh und heiter mache im Leben und im Tode? Dies konnte ich nicht an Glücklichen, konnte es nur an solchen zeigen, denen ich einen Pfahl ins Fleisch, die ich mit unverschuldeten Leiden geschlagen hatte. Nur an solchen liesse sich meine Kraft, die ich der leidenden Seele durch meine Religion mittheile, sichtbar darstellen; so nur konnte ich durch das Beyspiel dieser Schwachen meine Kraft zeigen, und so die überzeugen, die mich, die die Wahrheit und göttliche Kraft meiner Lehre verkennen.

c. Nur noch eins bleibt uns zur Anwendung übrig: Paulus weiß den Grund, warum ihm Gott diesen Pfahl ins Fleisch gegeben, nämlich: damit ich mich nicht der hohen Offenbarung überhebe. Keiner der Apostel, ausser Johannes, ward so hoch begnadiget; keiner hatte, wie er, in einer Entzückung himmlische, unaussprechbare Dinge gesehen, unaussprechbare Worte gehört. Paulus war Mensch. Es war möglich, vielleicht selbst in seinen ursprünglichen Charakter-Anlagen gegründet, daß er sich dieser Auszeichnung, dieser ausserordentlichen Gnade hätte überheben können. Dem vorzubeugen mußte ein Gegengewicht gefunden werden, das ihn demüthige. Er sollte lernen, sich an der ihm zu Theil gewordenen hohen Gnade genügen zu lassen. Er sollte nicht alles begehren wollen — darum schlug Gott ihm seine Bitte ab, ließ ihm den Pfahl im Fleische, den er ihm so leicht hätte abnehmen können.

1. Und nun, lieber Leidender! kann das nicht, nur mit einiger Abänderung, auch dein Fall seyn? Kann der, der dein Herz weit besser als du selber kennt, nicht wissen, daß dieser Pfahl im Fleisch, dieß dir auferlegte Kreuz, dir

als Gegengewicht gegen so viele dir besonders erwiesene Gnaden und ertheilten Vorzüge nöthig ist, zur Beugung deines Stolzes, zur Niederschlagung deiner Begierden, zur Dämpfung deines Leichtsinns, deiner Gottesvergessenheit, deiner Eitelkeit, deiner Weltliebe, deiner Verführbarkeit? Muß es Gott nicht besser als du wissen, was bey lauter gesunden, frohen, glücklichen Tagen aus dir geworden wäre? Erinnerst du dich nicht mehr an jene Zeiten, da dir alles nach Wunsch gieng, da du in Ehre und Ansehen, in reichlichem Einkommen, im Gefühl einer festen Gesundheit, unter den lachendsten Aussichten, umringet mit hoffnungsvollen Kindern, unterstützt von mächtigen Verwandten und Freunden, dich so glücklich, so stark und sicher fühltest? Erinnere dich, wie selten und wie lau sich dein Herz damals Gottes, deines Wohlthäters, erinnerte: wie kalt du ihn behandeltest; wie du ihn so ganz entbehren zu können wähntest; wie ganz du dich auf dich selbst, auf Menschen, auf ihre Gunst, auf ihren mächtigen Einfluß verliessest; wie du Fleisch hieltest für deinen Arm, und mit deinem Herzen von dem Herrn wichest. Erinnere dich, wie nahe du damals deinem Falle warst; wie heftig dich gelüstete nach der verbotenen Frucht; und wie dicht du standest am Rande des Verbrechens. Sprich selbst, was blieb dem Vater im Himmel übrig, wenn er dich nicht für ewig verlieren wollte, als: dir diesen Pfahl ins Fleisch zu schlagen; dir dieses Leiden aufzulegen, das dich demüthigen, dir dein Unvermögen, deine Abhängigkeit von ihm fühlbar machen, dich zur Religion, der einzigen Quelle alles Trostes zurückführen, und dich durch das unerbittlich täglich sich erneuernde Gefühl dieses Uebels an Gott festhalten sollte.

2. Ob nun Gott seinen Zweck an dir erreichet habe

oder nicht; ob du an Ihm zweifelnd, störrisch, murrend, ungläubig; oder ob du demüthiger, religioser, frömmer geworden seyest, das bleibe deinem Gewissen zu beantworten überlassen. Aber das muß ich dich doch fragen: Was gedenkst du durch das Murren zu gewinnen? Was durch dein Hintenaufschlagen gegen den Stachel? Was durch das beständige Reissen an dem Pfahl in deinem Fleisch? Das begreifst du doch, daß das nicht das Mittel ist, seiner los zu werden; im Gegentheil, ihn noch tiefer hineinzutreiben und seinen Schmerz zu vermehren; bis du endlich durch Erfahrung gewitziget und mürbe geworden, dich in dein Schicksal ergiebst, und mit dem grossen Vorbilde aller Leidenden beten gelernst hast: Vater, wenns möglich ist, so nimm diese Plage von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Hast du aber das bereits gelernt, und bist also schon da, wo Gott dich haben wollte, und weißt an diesem Zeugnisse seines Geistes in dir, daß du bey ihm in Gnaden, daß du ein Kind seines Wohlgefallens und seiner Liebe bist: O! so laß auch du dir an dieser Gnade genügen; sie ist köstlicher als alles, was du verlohren hast, oder was du entbehren mußt. Zürne nicht über den Vater im Himmel, daß er dir den Pfahl nicht wegnehmen will, von dem er in seiner Allwissenheit weiß, daß du ihm sonst wieder entrinnen, daß dein so äusserst leicht verführbares Herz, zu seinem vielleicht ewigen Schaden, die Welt wieder lieb gewinnen, und aus seiner Gnade wieder entfallen würde. Trage also dein Kreuz, den Pfahl in deinem Fleische, dem du die Wiederherstellung zur Gnade und zur Kindschaft mit Gott zu verdanken hast, mit christlicher Geduld. Jetzt vermagst du noch nicht, ihm dafür zu danken; aber glaub es, es kömmt einst die Zeit, wo du ihm danken wirst, daß er selbst zu der Zeit, wo er

es am wenigsten zu seyn schiene, deines Angesichts Hülfe und dein Gott gewesen ist.

O möchten doch die Glücklichen alle, die alle, die du einstweilen mit Leiden verschontest, möchten dich die Söhne und Töchter der Freude nicht zwingen, dies herbe Mittel auch an ihnen zu versuchen! Und wenn du dann mußt, so laß ihnen auch diese Betrachtung erinnerlich werden in den finstern Stunden der Schwermuth; daß sie darin festen Ankergrund finden im Sturme der Leiden; daß ihr Kahn nicht scheitere am Fels der Verzweiflung! Aber deiner Leidenden, die stille jammern an ihrem Pfahl, ach derer erbarme dich, Vater! Erleichtere ihre Last, oder kann dies nicht seyn, so vermehre ihre Kraft durch das Gefühl deiner Gnade! Lege ihnen nicht zu viel auf, und laß die Anfechtung ein solches Ende gewinnen, daß sie erträglich wird! Beschleunige das Kommen des Tages, wo sie endlich losgekettet von ihrem Pfahl, entlastet von ihrer so lange getragenen Bürde, es dankend erkennen werden, daß du, gerade da du am härtesten zu seyn schienest, ihr Gott und Vater warst. Amen.

Zwanzigste Predigt.

Text:

Ev. Luc. VII. v. 11 - 17. Der Jüngling zu Nain.

Die Veranlassung zu dieser Predigt war der Tod eines meiner liebsten Zöglinge; eines äusserst liebenswürdigen Jünglings. Er starb im August 1802.

Warum mußte dieser Jüngling, der einzige Sohn einer schon genug durch den Verlurst ihres Mannes gebeugten Mutter, ihr letzter Trost — ihres hülflosen Alters letzte Stütze — warum mußte der sterben, indeß so mancher unwerthe oder nichts werthe — schlechte — unwürdige — schädliche Mensch lebt, trotz seiner Ausschweifungen gesund bleibt — täglich schlimmer wird, und täglich mehr Böses stiftet? So mögen wohl mehrere der zahlreichen Leichenbegleiter dieses guten Jünglings gedacht und zu einander gesprochen haben. Auch uns werden bey ähnlichen traurigen Ereignissen diesen ähnliche Gedanken aufgestiegen seyn. Ja es werden wohl nicht viele unter uns seyn, die nie keinen ihrer Lieben verlohren; deren Auge keinen Todten beweinet; in deren Herz nie der Gedanke aufgestiegen wäre: warum gerade er, der Hoffnungsvolle — der Allgeliebte — der

Gute — der Unschuldige — der Brauchbare, zum Todesopfer gewählt worden, und so viele, um die es viel minder Schade gewesen wäre, verschont geblieben seyen? Ich glaube euch daher keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn ich euch solche Betrachtungen vorzulegen suche, die etwas dazu beytragen können, euch entweder auf ähnliche Ereignisse vorzubereiten, oder euere Zweifel zu heben, euern Schmerz zu lindern, und euch mit den Führungen der Vorsehung auszusöhnen.

Du aber, Herr des Lebens! Allmächtiger Versender des Todes! Laß diese Stunde an allen die Deiner Tröstungen bedürfen, gesegnet seyn; daß die beunruhigenden Zweifel ihres blutenden Herzens gehoben, seine tiefe Wunden geheilet werden. Daß der Quell ihrer Thränen versiege, und sie überzeuget werden, daß jeder in den Jahren seiner Reinheit und Unschuld Abgerufene unendlich glücklicher, als die Zurückbleibenden, und ihr früherer Tod nicht nur kein Uebel, sondern beydes für sie und für uns, wahre Wohlthat sey! Amen.

Ich werde euch fünf verschiedene Betrachtungen vorlegen, wie sie sich mir aus der euch vorgelesenen Geschichte darbieten werden.

I. Die erste, natürlichste, und ohne Zweifel den meisten von selbst beyfallende ist diese: Warum mußte das Loos des Todes gerade diesen, den einzigen Sohn einer Wittwe treffen, von der wir, so wie von ihrem Sohne, zwar nichts weiteres wissen, als das, was sich aus der zahlreichen Leichenbegleitung schliessen läßt: daß beyde, der Verstorbene und seine verlassene Mutter, gute und geliebte Menschen ge-

wesen seyn müssen. Kaum kann man sich dabey der Frage erwehren: Warum mußte doch gerade dieser Jüngling sterben, und warum gerade jetzt? Konnte ihm nicht wenigstens bey Leben seiner Mutter verschont, und ihr der unaussprechliche Schmerz erspart werden, ihren einzigen Sohn zu Grabe begleiten zu müssen? Nein, das konnte nicht seyn. Es war von der alles leitenden, alles voraussehenden Vorsehung berechnet, daß gerade an ihm sich Jesus verherrlichen, und einen Beweis seiner Macht und seiner Gottheit ablegen sollte, der keinen Verdacht von Täuschung oder Verabredung übrig lasse. Aus diesem Grund mußte auch Jesu Freund, Lazarus, gerade zu der Zeit, nicht früher und nicht später sterben, weil gerade in diesem Augenblicke ein so auffallendes, jeden möglichen Argwohn niederschlagendes, Wunder nöthig war.

1. Aber warum unter allen Einwohnern zu Nain gerade dieser? Indeß so mancher andere, dessen Vater oder Mutter ihn besser hätte entmangeln können, dessen Verlurst nicht so unersetzbar war, an dem die Welt wenig verlohren hätte; oder so mancher der gerne an seiner Stelle gestorben wäre, hinter ihm zurückbleiben mußte? Wenn wir euch recht begreifen, M. L. so würdet ihr, wenn ihr Meister wäret, immer nur die Aeltesten sterben lassen: wodurch dann alles Wachen über sich selbst, alles Vorbereiten auf einen möglichen unerwarteten Tod überflüßig, und jeder von dem die Reihe noch sehr weit entfernt wäre, so leichtsinnig, so Gott vergessend, so sicher werden würde, daß wenn denn doch die Reihe des Sterbens an ihm wäre, sich durchaus keine Kraft mehr in ihm fände, sich aus diesem zur andern Natur gewordenen Leichtsinn, zu einer demselben ganz entgegen gesetzten religiösen Denkungsart durchzuarbeiten. Eine

Erfahrungswahrheit, die sich leider an so vielen grauen Sündern auf die traurigste Weise darstellt. Und dennoch würde es Fälle geben, wo man auch diese Regel tadeln, wo man fragen würde: Warum muß dieser Greis, der durch seine Erfahrung, durch seine Räthe, durch sein Beyspiel noch so viel hätte nützen können, warum muß der sterben, alldieweil so mancher unbedeutende und unbrauchbare, obwohl etwas jüngere, leben bleibt. Diese würden also nicht immer die ältesten, wohl aber die schlechtesten vor allen andern sterben lassen.

2. Aber auch hier sind Seine Gedanken nicht wie unsere Gedanken, und Seine Wege nicht wie unsere Wege, sondern denselben schnurgerade entgegen, so entgegen, daß, weit entfernt immer nur die ältesten oder schlechtesten vorweg sterben zu lassen, von allen in einem Jahre Gebohrnen kaum die Hälfte das zehnte Jahr erlebt. Dieß beweist, daß Gottes Gedanken über Leben und Sterben, über das Glück eines langen Lebens, und über das anscheinende Unglück eines frühen Todes himmelweit von den unsrigen verschieden seyn müssen; und daß der, der den frommen Henoch mit einer frühen Hinwegnahme von der Erde belohnte, daß der, der schon so manchen trefflichen Jüngling, so manches Muster der Reinheit, der Unschuld und Tugend, den Armen seiner trostlosen Eltern entriß, das Langeleben für kein wahres Glück und das Frühesterben für kein Unglück ansehen müsse.

II. Aber — und dies sey unsere zweyte Betrachtung — aber der Nutzen den diese Frühgestorbenen hätten stiften können, und den Gott dadurch zerstört? Und der Schade,

den der altwerdende Sünder stiftet, und der durch seinen frühen Tod wäre verhindert worden?

a. Was den Nutzen betrifft, der durch das Frühesterben vieler hoffnungsvoller Jünglinge und Kinder für die Welt verlohren gegangen zu seyn scheinet, so läßt sich doch hierüber nichts mit Gewißheit entscheiden; weil wir nie bestimmt versichert seyn können, daß dieser Frühgestorbene allen Verführungen widerstanden, daß seine großen Geistesfähigkeiten keine schädliche Richtung genommen, daß seine Erzieher nie Anlaß zu jener so oft gehörten Klage gehabt hätten: Ach! wer hätte das geglaubt, daß er so ausfallen würde? Und gesetzt, er wäre gut geblieben, würde die Welt ihm die Sünde verzogen haben, besser als andere zu seyn? Was für Stürme, was für Anfälle hätte er nicht zu bekämpfen gehabt? Was für Seelenleiden hätte es ihn gekostet, die Ungerechtigkeit, die Falschheit, die Arglist der Menschen mit ansehen zu müssen, ohne helfen zu können? Wie oft würde er sich zu dem traurigen Wunsche gezwungen gesehen haben: Ach daß ich doch in jenen glücklichen Jahren meiner Unschuld, meines reinen Wohlwollens für die Menschen, in den Jahren meiner Unbekanntschaft mit dem tiefen, unheilbaren moralischen Elende derselben, gestorben wäre! Freylich geht mit jedem guten Menschen, der stirbt, auch für diese Welt all der Nutze verlohren, den sie vielleicht von seinem längern Leben gezogen hätte — Doch ist Gott nicht an einzelne Menschen gebunden. Nimmt er einen brauchbaren weg, so weiß er schon, wie und durch wen er ihn ersetzen, und eben das Gute hervorbringen will, das jener bey längerm Leben hervorgebracht hätte.

b. Aber warum läßt Gott so viele schädliche

Menschen lange leben? Darum, weil er sie nach seiner Allwissenheit braucht, seine weisen Zwecke einzuleiten. Sie handeln zwar, wie Cajaphas, wie Judas, wie Pilatus ganz frey, und also strafbar; aber Gott ließ es zu, weil er ihr Böses zu wohlthätigen Zwecken zu leiten beschlossen hatte.

III. Unter den Leichenbegleitern von Nain mögen — und dies ist unsere dritte Betrachtung — mögen wohl auch sehr ungleiche Urtheile über dieses traurige Verhängniß gefällt worden seyn. Die einen: Schade um den trefflichen Jüngling, er hätte wahrlich länger zu leben verdient! Die andern: Wohl ihm, er wars werth, frühe sterben zu können! Wer hat nun recht, und wer soll darüber entscheiden? Ohne Zweifel die Bibel, und dann nach ihr, nicht die uns eingeschaffene, aus weisen Gründen so tief eingegrabene, Liebe zum Leben — nicht das Herz, nicht Vater- und Mutterliebe, sondern nächst der Bibel die sich selbst überlassene unpartheyische Vernunft.

1. Nun wenn jene, die Bibel, versichert: der Tag des Todes sey besser, als der Tag der Geburt, so sagt sie doch da bestimmt: Jung sterben sey besser, als alt werden — Wenn sie sagt: Der Gerechte wird weggerafft vor dem Unglück, und die da richtig gewandelt haben, die kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern; so versichert sie da deutlich: der Tod sey kein Uebel, sondern die einzige sichere Freystätte vor den Ueveln des Lebens; der einzige Weg zum Friede und zu ewiger Ruhe — Wenn sie sagt: Selig sind die, die in dem Herrn sterben, von nun an, denn sie ruhen aus von der schweren Arbeit des Lebens, und geniessen

nun die Frucht ihrer Werke; so ist klar, daß sie das Loos derer, die sterben können, für weit seliger erklärt, als das Loos derer, die noch nicht sterben können — Wenn Paulus versichert: daß er Lust, Verlangen habe, abzuscheiden, und daheim zu seyn bey dem Herrn, welches ihm viel besser wäre, als längeres Bleiben hienieden; so muß dieß in Absicht auf alle ihm an Frömmigkeit, an wahrem Christenthum, ähnliche Christen wahr seyn — Und wenn Jesus, der die Macht hatte, so viele Todte als er gewollt hätte, wieder zum Leben zu wecken — in den drey Jahren seines öffentlichen Lehramtes nur drey Mal zum Beweise der Göttlichkeit seiner Sendung von dieser Macht Gebrauch machet, und so manchen Gestorbenen, unter denen es doch auch Gute, des Längerlebens Würdige muß gegeben haben, unerweckt dem Grabe überläßt; so beweiset das doch, daß Jesus das Wiedererwachen vom Tode, das Längerleben, für kein Glück gehalten habe, dessen er sonst gewiß mehrere würde theilhaftig gemacht haben. Nur Lazarus, der Jüngling zu Nain, und die Tochter Jairi mußten sich gefallen lassen, wieder umzukehren, und noch einmal all die Gefahren und Versuchungen und Leiden zu durchlaufen, denen sie schon auf ewig entronnen zu seyn glaubten. Wir können es aber der Gerechtigkeit ihres Erweckers zutrauen, er werde ihnen ihre Rückberufung ins schlechtere Leben der Erde und ihre Ergebung in diese Vertauschung des Himmels gegen die Erde, nach seiner Gerechtigkeit und Gnade mit zweyfacher Seligkeit vergolten haben.

2. So wie nun die Bibel Sterben für seliger erklärt als Leben, so findet es auch die unpartheyisch urtheilende Vernunft — Was sagen wir eigentlich, wenn wir von ei-

nem frühe gestorbenen guten Menschen sprechen: Schade um ihn, er wars werth länger zu leben — was sagen wir da, als: Er wars werth, länger die ganz- und halbthierischen Genüsse des Erdelebens mit uns zu theilen — Er wars werth, länger unter schwachen, halb oder ganz verdorbenen — eigennützigen — falschen — selbstsüchtigen — boshaften Menschen zu leben — Er wars werth, sich länger mit ihren Vorurtheilen — mit ihrem Eigensinne — mit ihren Launen und Bosheiten herum zu schlagen — Er wars werth, länger gegen sich selbst, gegen sein eigen Fleisch, gegen tausend Versuchungen von innen und aussen zu kämpfen — Er wars werth, zu erfahren, wie unaussprechlich weh der Verlurst der Unschuld thut, und wie schwer es hält, bis man durch die Schmerzen der Reue wieder zum Besitze der verlornen Gewissensruhe gelanget ist — Er wars werth, eine Menge physischer Uebel, Krankheiten und Arten von Schmerz zu erfahren, die alle sein früher Tod ihm ersparte — Er wars werth, alt zu werden, und alle mit dem Alter verbundene Beschwerden und Gebrechen zu leiden — Er wars werth, seine Eltern, seine Gattin, seine Kinder zu überleben, an ihrem Grabe zu trauern, und den Kelch dieses unaussprechlichen Schmerzens bis auf den letzten Tropfen auszuleeren? Sehet, L. Z., das ists doch wirklich, was ihr denen wünschet, deren frühen Tod ihr beklaget, und von denen ihr sprechet: Es ist Schade um ihn, daß er dem allem so früh und so glücklich hat entrinnen können.

IV. Warum beklagen wir uns viertens, wenn ein guter Mensch stirbt? Bricht man nicht jede Frucht, wenn sie reif ist, und soll man denn warten, bis sie am Baume verdirbt? Was ist der Zweck dieses Erdelebens? Gut wer-

den, und sind wir das, was sollen wir denn länger hier? Dies ist ohne Zweifel der Grund jenes Naturgesetzes, kraft dessen die Hälfte des Menschengeschlechts vor dem zehnten Jahre, also vor dem Alter des Böswerdens sterben kann. Die andere Hälfte muß bleiben, weil das Menschengeschlecht fortdauern soll; muß bleiben, um dem Himmel neue Bürger zu geben, und um sich selbst durch Gehorchen und Leiden zu den Stellen und Aemtern des Himmelreichs vorzubereiten, zu denen mehr als nur Unschuld, zu denen eigene durch Kampf und Sieg erworbene Kraft erfordert wird. Wer hiezu bestimmbarer, tüchtiger sey, das kann und darf nur die Gottheit einzig entscheiden. Aehnlich dem Gärtner, der aus seiner Baumschule bald ein noch ganz zartes Reis, bald einen halb erwachsenen Baum aushebt, um ihn wo ers gut findet, anderwärts zu verpflanzen, hebt der Herr des Lebens hier ein noch ganz junges Kind, dort ein blühendes Mädchen zur frühen Versetzung aus, indeß sein stummer, verkrüppelter Bruder zurücke bleibt — oder der Lebenssatte Greis so gern an seiner Stelle gestorben wäre. Dies alles kömmt uns nur darum so unbegreiflich vor, weil wir uns gewohnt sind, das Leben für ein Glück, das Sterben für Unglück zu halten. Wers dahin gebracht hat, sich dieses als ein Heimgehen, als ein Entrinnen, als Erlösung von allem Uebel, als Wohlthat, als Gnade, als Beförderung in eine höhere Bildungsanstalt — als Versetzung in einen höhern Wirkungskreis — als Beseligung zu denken — Wer es weiß, wie schwach und verführbar jeder, auch der allerbeste Mensch diesseits des Grabes, wie zweyfach verführbar insonderheit der Junge, der Gesunde — der Reiche — der Schöngebildete ist; wer weiß, wie äusserst schwer der Mensch gute, glückliche Tage ohne Nachtheil seines Herzens verträgt — Der wird, wenn der erste gerechte

Schmerz vorüber ist, froh seyn, und Gott danken, wenn er den Liebling seines Herzens all diesen Gefahren entronnen und nun auf ewig in Sicherheit weiß.

V. Es ist freylich nicht zu erwarten, daß die verlassene, die Leiche ihres einzigen Sohnes zum Grabe begleitende Mutter diese oder ähnliche Betrachtungen werde angestellt haben. Jesus fand sie weinend, mehr noch über ihr als über sein Schicksal; über ihre jetzige Verlassenheit; über die Einsamkeit ihres nahenden Alters; über die lange, lange Trennung von ihrem Geliebten. Die gute Mutter wußte nicht, wie nahe der Augenblick der Wiedervereinigung, und welche Freude ihr dadurch bereitet sey. Eine Freude, die sie für all ihren ausgestandenen Schmerz entschädigen, und all die Thränen, die sein Tod sie gekostet, unendlich vergüten würde. Liebe Eltern — Gatten — Kinder — Geschwisterte — Freunde! Ihr alle, deren Herz noch über dem Verlurst euerer Lieben blutet! Eben der, der zur Mutter dieses Jünglings sprach: Weib! weine nicht, der ihr ihren lieben Todten wieder gab, der lebt noch. So wie ihn jammerte der weinenden Mutter, so jammert ihn gewiß auch euers Schmerzens — Mit der gleichen Gotteskraft kann er auch euch euere Lieben wieder geben, und mit der gleichen Erbarmung, mit der er sich ihrer erbarmte, wird er sich auch euerer erbarmen. Zwar werden unsere Lieben nicht wieder hieher zurückkommen; und wer sollte selbstsüchtig genug seyn, das wünschen zu können? Aber wir werden sie dort wieder finden, wenn die Zahl der uns bestimmten Prüfungs- und Vorbereitungstage vollendet seyn wird. Indessen leben sie, vielleicht von uns nicht so sehr geschieden, als wirs meynen, unter einem schönern Himmel — in einem glücklichern Lande — in besserer Gesell-

schaft — unter weit seligern Genüssen, durchleben sie die ihnen wie Augenblicke vorüber schwindenden wenigen Jahre der Trennung; wissen jetzt die Ursache und den Zweck ihrer frühen Erlösung, und, alldieweil unsere Augen von Thränen überfliessen, weinen sie, wenn Engel weinen können, Freudethränen, daß Gott sie so hoch begnadiget, daß er sie gewürdiget hat, ohne die lange Reihe von Prüfungen, von Kämpfen und Leiden durchlaufen zu müssen, hinüber ins bessere Leben versetzet zu seyn. Da warten sie nun geduldig der großen Stunde, die dir Vater deinen Sohn, dir Mutter deine Tochter, dir Gatte deinen Gatten verklärt, zu Engeln veredelt — von allen ihnen hier noch anklebenden Fehlern gereinigt, wieder zuführen — des Tages, der euch euer jetzt noch unerklärbares Schicksal enträthseln — euch mit demselben aussöhnen, euch für all die Thränen, die ihr Verlurst euch gekostet hat, überschwenglich entschädigen wird. Da wo kein Tod mehr ist, kein Auge mehr weint, wo ewig keine Thräne mehr fließet. Da werdet ihr dann mit euern wieder gefundenen Lieben Arm in Arm hinzutreten zum Throne dessen, der euch jetzt verwundet, der euch weh thut — dessen unerforschliches Verhängniß wie Mitternacht vor euerm Auge liegt — aber dem ihr dann die Ehre geben, dessen Weisheit und Güte ihr dann anbetend verehren, dem vor allen Bewohnern des Himmels ihr danken werdet, daß er euch auf kurze Zeit trennte, um euch desto gewisser, nun auf ewig, wieder vereinigen zu können. Da wird sich dann auch die Scene an euch wiederholen, die unser Text mit den wenigen Worten nur blos anzeigt: U n d e r g a b i h n s e i n e r M u t t e r. Nichts von dem unaussprechbaren Entzücken derselben, da ihr Geliebtester nun wieder lebend vor ihr stand. Denn welche Sprache hätte Worte für d a s? Väter! Mütter!

Gatten — Kinder! diese Freude, dieses Entzücken wartet auch auf euch. Wiedersehen wirst du Traurender! den, den deine Seele liebt — Der ihn einmal dir gegeben, und so frühe wieder zurücke genommen hat, kann und wird ihn dir zum zweyten Male wieder geben. Ihn jammerte der trostlosen Wittwe — ihn jammert gewiß auch deiner — Ewig derselbige, wird er auch dir, sobald das nur seyn kann, deinen Verlohrnen wieder geben. Nicht um nach kurzem Zusammenseyn noch einmal zu sterben, sondern um nun ewig vereint, nach Jahren von Trennung und Leiden die Seligkeit des Wiederfindens in ihrer ganzen unaussprechlichen Fülle zu erndten. Amen.

Die Verstockung Pharao's,

eine Gelegenheits-Predigt, gehalten den 8ten May 1814.

Text:

2\. Buch Mos. XIV. v. 3, 4. Denn Pharao wird sagen von den Kindern Israel: Sie sind verirret im Lande; die Wüste hat sie beschlossen.

Und Ich will sein Herz verstocken, daß er ihnen nachjage; und will an Pharao und an aller seiner Macht Ehre einlegen; und die Egyptier sollen es inne werden, daß Ich der Herr bin.

Nun da der erste Theil der Lebensgeschichte des Mannes vollendet vor unsern Augen liegt, der an Glück und an Unglück, so wie an Verwegenheit, an Uebermuth, an Starrsinn, an Menschenverachtung, an Selbstsucht kaum einen seines Gleichen in der Weltgeschichte hat; — Nun da das große Trauerspiel, das seit fünf und zwanzig Jahren

---

Anmerkung. Daß diese Predigt kurz nach Napoleons Verweisung auf Elba gehalten worden, zeigt das angegebene Datum. Es ahnte dem Prediger, daß dieses Strafwerkzeug der Vorsehung seine Rolle noch nicht ausgespielt habe. Die häufige Nachfrage nach dieser Predigt hat den Verfasser bewogen, sie dieser Sammlung beyzufügen.

vor unsern Augen aufgeführt ward, und in das auch unser Vaterland so vielfältig verflochten war, seinen blutigen Kreislauf vollendet zu haben scheint: Nun ist es Zeit, vor diesem Schauplatz der Verwüstung stille zu stehen, ihn auf seiner religiösen Seite zu betrachten, und den Versuch zu wagen, in das uns bis dahin so unbegreifliche Verhängniß, das über dieses Volk, und durch dasselbe auch über alle andern Völker dieses Welttheils ergangen ist, einiges Licht zu bringen.

Man besorge aber ja keine politische Predigt. Ich weiß es, das Politik nicht auf die Kanzel gehört. Aber die grossen Thaten Gottes gehören doch auf die Kanzel; und wenn je eine Geschichte zu den großen Thaten Gottes gehört, so ist es diese. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet eignet sie sich doch allerdings zum Gegenstand einer ächtreligiösen Unterhaltung.

Wenn wir nun in unsrer Bibel, dieser herrlichen Sammlung der großen Thaten Gottes nachsuchen, ob wir in derselben nichts, der Geschichte unsrer Tage ähnliches finden, so muß uns die Aehnlichkeit auffallen, die sich zwischen der Geschichte des egyptischen Königs Pharao und seinem Betragen gegen das ihm unterworfene Volk, und der Geschichte des Mannes findet, der so viel unaussprechliches Elend über seine Zeitgenossen gebracht hat. Aber es ist mir nicht eigentlich um diese an sich nützliche Vergleichung zu thun. Meine Absicht geht weit höher. Ich will nemlich den Versuch wagen, ob sich nicht an der Hand jener egyptischen Geschichte, deren weise und Gott geziemende Zwecke wir kennen, auch die Weisheit und Zweckmäßigkeit der Verhängnisse zeigen und rechtfertigen

lassen,

lassen, die in den letzten blutigen Jahrzehnten vor unsern Augen vorübergegangen sind.

Dir, Herr des Schicksals, großer Regierer der Welt! Dir wenigstens kann doch dieser Versuch nicht mißfallen. O! so laß ihn denn gelingen, o Herr! daß dadurch der Unglaube seine Widerlegung, der Zweifler seine Beruhigung, der im Glauben Schwache seine Befestigung, der Trauernde, seinen Trost finde. Daß jeder mit der Ueberzeugung diesen Tempel verlasse: Herr! Du bist doch gerecht, und Deine Gerichte sind gerecht. Wir aber müssen uns schämen.

I. Es wird vorerst nöthig seyn, die, dieser Predigt zur Grundlage dienende Geschichte, recht ins Auge zu fassen. Hernach dann die sich daraus ergebenden lehrreichen Betrachtungen darzustellen. Die Geschichte selber theilt sich in den Antheil den die Menschen dabey hatten und in den Antheil Gottes an derselben.

A. Unter den in dieser Geschichte handelnden Menschen zeichnet sich vorzüglich

a. der damalige egyptische König Pharao aus. In nichts als im Namen dem Pharao ähnlich, den Joseph auf dem Throne Egyptens fand. Schon sein Charakter sieht dem des Mannes ganz ausserordentlich ähnlich, dessen Geschichte jetzt der Gegenstand unsrer Betrachtung ist.

Seine Religionsverachtung. O die spricht sich so deutlich schon in jener Antwort aus, die er dem Moses und Aaron auf ihre erste Aufforderung gab, Israel ausziehen zu lassen: Wer ist der Gott, dessen Stimme ich Pharao gehorchen sollte? Ich kenne euern Jehovah nicht. Will auch Israel nicht

ziehen lassen. Ob auch er im Stand gewesen wäre, zum Behuf seines Ehrgeitzes und seiner Eroberungssucht seine Religion zu verläugnen, und auf einen falschen Gott Eide zu schwören? Auf diese Probe ward er nicht gestellt.

Welcher von beyden es dem andern an Hartherzigkeit und Ungerechtigkeit zuvorgethan habe, bleibe unentschieden. Ob der, der den Israeliten immer härtere unerschwinglichere Arbeiten auflastete, alldieweil er ihnen alle Hülfsmittel dazu entzog, oder der, der bey Abgrabung aller Erwerbsquellen die Forderungen an sein Volk mit jedem Jahre unerträglich erhöhte, und den letzten Blutstropfen aus ihren Adern sog? Nicht minder hartherzig war jener gegen sein eigenes als gegen das fremde, ihm verhaßte Volk. Er durfte ja nur Friede machen mit Mose, und Israel frey lassen, so hörten sogleich all die Plagen auf, unter welchen sein Volk um seiner Halsstarrigkeit willen so unaussprechlich litte. Wie dieser so muthwillig sein eigenes Volk, das er so zu lieben vorgab, seinem Ehrgeitz und seiner Eroberungssucht aufopferte, das wisset ihr alle.

Daß der Pharao der neuern Zeit jenen an Grausamkeit, an Verachtung des Menschenlebens weit übertreffe, erhellet schon daraus: daß jener doch nur die neugebohrnen Knäblein eines fremden, den Egyptern verhaßten Volkes zu morden befahl. Dieser aber sie erst durch ihre Eltern großziehen ließ, bis sie zum Tode reif waren; sie dann aus ihren Armen riß, um sie, die Söhne seines Landes zu Hunderttausenden seinem Ehrgeitz aufzuopfern. Beyde scheinen die Menschen als eine

Art von Vieh, als eine Waare angesehen zu haben, mit der sie wie mit ihrem übrigen Eigenthume schalten und walten könnten nach ihrem Belieben.

Auch an Falschheit und an Wortbrüchigkeit scheinen beyde einander vollkommen ähnlich zu seyn. Der egyptische Pharao machte sich kein Bedenken, sein königliches Wort zu brechen, das er Mose gab, Israel ziehen zu lassen, so bald die ihn drückende Plage aufgehört hätte. Aber kaum hatte sie auf Mosis Bitte aufgehört, so drückte er das Volk ärger als vorher. Und da er es endlich nicht nur erlaubt, sondern ausdrücklich befohlen hatte, daß es ausziehen sollte, so brach er schändlich den geschlossenen Frieden, und jagte dem Zuge der Israeliten nach, um sie entweder durchs Schwerdt aufzureiben oder im rothen Meere zu ertränken. Würde wohl der neuere Pharao anders gehandelt, redlicher sein Wort gehalten haben?

Beyde zeichnen sich endlich durch ihren eisernen Eigensinn aus. Keine Plage, keines der über Egypten ausgeschütteten Strafübel, konnte des erstern Starrsinn beugen. Sein Volk mochte klagen, murren, bitten — Seine Diener mochten ihm vorstellen, wie sehr das Volk leide: Er blieb bey dem Entschlusse, selbst wenn sein Land darüber zu Grunde gehen sollte, Israel nicht ziehen zu lassen. Erst da in jedem egyptischen Hause ein Todter lag — da sein Thronerbe vor seinen Augen starb — erst da der Würgengel so dichte neben ihm selber stand, brach sein Eigensinn, nachdem er so viel Jammer und Elend vergebens über sein Volk gebracht hatte.

Dies war der Mann, und so mußte der Mann seyn, der Gott so lange widerstehen, und an dem Gott, wie unser Text sagt, Ehre einlegen, das heißt, seine göttliche Macht über die ganze Natur offenbaren und durch eine Reihe von übernatürlichen Ereignissen erweisen sollte, daß Er allein der Herr sey.

b. Aber das Volk litte mehr als sein König? Was konnte das dafür? Warum mußte es den Starrsinn seines Königs büssen? Nicht für ihn, es büßte für sich selbst und für seine unsinnige Abgötterey. Denn der Begriff von dem einigen Gott, dem Gott des Himmels und der Erde, war ganz bey ihm untergegangen, und mußte von Neuem wieder aufgestellt werden. Höchstens war er noch unter einigen Wenigen als tiefes Geheimniß bekannt. Das Volk betete Alles an, was wohl- oder übelthätig auf seine Bedürfnisse wirkte. Thiere, nützliche oder schädliche, selbst Erdgewächse von ihrer Hand gepflanzet, waren Gegenstände ihrer Verehrung. Nur den wahren Einzigen, den über die ganze Natur Gebietenden, den kannten sie nicht.

Aber nicht nur die Egyptier, auch die Israeliten, hatten den Gott ihrer Stammväter, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs so ganz vergessen, daß Moses zu Gott sprechen mußte: Siehe, wenn ich zu den Kindern Israel kommen, und zu ihnen sprechen werde: der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesendet, und sie mir sagen werden: Wie heißet sein Name? Was soll ich ihnen antworten? In den langen Jahren ihrer Unterdrückung scheinen sie also mit der Geschichte ihrer Väter

sogar das Daseyn ihres Schutzgottes vergessen und von der Abgötterey der Egyptier so angesteckt worden zu seyn, daß sie sogar nach all den mächtigen, vor ihren Augen vorgegangenen, Erweisungen seines Daseyns und seiner Kraft schon am Berg Sinai, wenige Wochen nach ihrer wunderbaren Errettung, wieder zu den Göttern der Egyptier zurückkehrten.

Dies waren die Menschen, dies war das Volk dem Gott sein unsichtbares Daseyn, seine Macht über die ganze Natur, und die Nichtigkeit seiner Götter auf eine augenscheinliche, unwidersprechliche höchst fühlbare Weise ganz von Neuem offenbaren mußte und wollte.

B. Allein diese ganze Reihe von Thatbeweisen seines Daseyns und seiner Macht setzte einen König voraus, der lang widerstehe, der sich hartnäckig aller Ueberzeugung widersetze. Hätte Pharao gleich auf die erste Aufforderung Mosis nachgegeben, und Israel ziehen lassen, so hätten alle die Machtbeweise, die erst die Folge seiner Widersetzlichkeit waren, unterbleiben müssen. Aber dann wäre auch Pharao für seine Unthaten ungestraft geblieben, und das Volk, das Egyptische wie das Israelitische, hätte den Gott des Himmels und der Erde nie aus eigenen Erfahrungen kennen gelernt. Dazu war also ein König nöthig, der allen vor seinen Augen vorgehenden Machtbeweisen so lange widerstehe, bis sich Gott unwidersprechlich als den Herrn über die Gestirne des Himmels, über die Thiere und Gewächse der Erde, über Leib und Leben der Menschen erwiesen haben würde.

Dieser König mußte also ein so unbiegsamer, harter,

fühlloser Mensch, mußte so lange verblendet, sein Herz mußte so lange aller Ueberzeugung verschlossen seyn, bis Gottes Macht sich an Ihm und an seinem Volke in ihrem ganzen Umfange geoffenbaret haben würde. Und so war es auch. — Zu oft wird es im ganzen Laufe dieser Erzählung wiederholt: Und Gott verstockte Pharao's Herz, daß er Israel nicht ziehen ließ. — Zu deutlich steht es in unserm Text: Und ich will sein Herz verstocken, daß er ihnen nachjage, und will mich an Pharao und an aller seiner Macht verherrlichen, und die Egyptier sollen inne werden, daß Ich der Herr bin. Dies ist zu deutlich gesprochen, als daß wir der Ueberzeugung länger ausweichen könnten: Es sollte so gehen; es lag ausdrücklich in Gottes Absicht, daß Pharao nicht nachgeben sollte, damit Gott durch diese gehäuften, und eben durch ihre Schmerzlichkeit unvergeßlichen Beweise seines Daseyns und seiner Macht, sich unter diesem damals gebildetesten Volke der Erde ein unvergängliches Denkmal stiften könne.

II. Doch jetzt genug von Ihm. Es ist Zeit diese Geschichte auf die uns bis dahin so unbegreiflichen Verhängnisse unsrer Tage anzuwenden, und die, aus der Aehnlichkeit beyder fliessenden Betrachtungen anzustellen.

1. Oder haben wir nicht etwas dieser ganz Aehnliches in unsern Tagen erlebt? Die gleiche Grausamkeit — die gleiche Verstockung und Verblendung eines der ausgezeichnetesten Menschen, und seinen Untergang? Seine Lebensgeschichte gehört nicht hieher. Die ist mit blutiger Schrift auf Bergen von Leichen gegraben, und nach Jahrtausenden wird sein Name noch stehen zu oberst auf dem schwarzen Re-

gister der Menschenerwürger. Aber was der Weltregierer damit gewollt — warum er ihn gerufen, erhöhet, solche Macht in seine Hände geleget, so lange seinen Menschenverwüstungen zugesehen, warum Er sein Herz so verstockt habe, wie Pharao's Herz: das gehört allerdings hieher.

a. Daß jener Pharao zu einem großen Strafexempel reif, und der Welt seines Zeitalters dieser Machtbelehrung benöthiget gewesen sey, haben wir oben gesehen. Die unsrige im ganzen, und jenes Volk insbesonders, war es nicht minder. — Das geben wir gerne zu, daß unter einem so großen Volke noch viele hunderttausend gute, edle Menschen verborgen gewesen seyn können. Aber das Ganze war doch unaussprechlich verdorben. Wie hätten sie sonst Hand an den besten der Könige legen, wie ihn so schändlich mißhandeln, wie ihn am hellen Tage auf dem Blutgerüste morden können? Wie hätten sie, durch dies kostbare Blut noch nicht gesättiget, bald darauf auch seine Gemahlin, dann seine Schwester, die Zierde ihres Geschlechts, ein Muster aller weiblichen Tugend (ach! es ist gerade auf den heutigen Tag zwanzig Jahre, daß sie unter den Händen dieser Unmenschen ihr Leben ausblutete) ihrem rasenden Königshasse aufopfern; wie hätte eine ganze Stadt, das ganze Land, nicht nur dazu stille schweigen, sondern dieser Greuelthat ihren Beyfall zujauchzen können, wenn nicht weit der größere Theil der Nation durchaus verdorben gewesen wäre? — Wie hätten sich sonst der Blutmenschen in jeder Stadt, in jedem Dorf eine solche Menge gefunden; wie hätten sie ungestraft am hellen Tage, und ohne Gegenwehr der Bessern solche Greuel verüben; wie hät-

ten sie den Kirchen, den Gräbern, den Priestern, dem Christenthum so unverhohlen den Krieg ankündigen; wie jeden, in dessen Hause eine Bibel oder ein christliches Religionsbuch gefunden ward: jeden der über einer gottesdienstlichen Handlung ergriffen ward, ermorden dürfen? Wie hätten sie den Unsinn wagen dürfen, selbst die christliche Zeitrechnung, und mit ihr alle religiösen Festtage zu stürzen, um auf diesem Wege diese ihnen verhaßte Religion desto sicherer auszurotten? Hätte die Nation dies alles mit lautem Beyfall billigen und gehorsam befolgen können, wenn nicht die weit größere Menge derselben durchaus verdorben gewesen wäre?

Diese tiefe Verdorbenheit war aber nicht erst jetzt, nicht plötzlich entstanden. Schon seit vielen Jahren war Unglaube, Verachtung alles Göttlichen, Verlachen alles Glaubens nicht nur an Jesum und an eigentliches Christenthum, sondern Verlachen alles Glaubens selbst an das Daseyn eines Gottes, an Vorsehung und Unsterblichkeit in solchem Grade herrschender Ton dieses Volks geworden, daß wer sich lange unter ihnen aufgehalten hatte, meistens ohne Religion, wenigstens ohne Christenthum in seine Heimath zurück kam. Von ihm gieng dieser Unglaube auch in alle Länder aus, in denen ihre Sprache gelesen ward. Dem mußte nun der Herr Einhalt thun, wenn die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen sollten.

Durch Belehrung dieß Volk zu bessern, war schlechterdings unmöglich, nachdem es neben der Ermordung seines guten Königs noch so viele Tausend andere Blutschulden auf sein Gewissen geladen hatte. So viel un-

schuldig vergossenes Blut schrie zu Gott um Rache. Ein schreckliches Strafexempel an diesem Volke war Gott gleichsam der Welt schuldig geworden. Und wie Er dabey zu Werk gegangen sey, liegt nun am Tage:

Gott ließ sie nemlich, nach so viel blutigen vergeblichen Versuchen, sich selbst zu regieren, einen Herrscher wählen, der mit dem durchdringendsten Verstand ein Herz von Stein verband. Schlau, falsch, alles Heiligen spottend, keinen Gott über sich fürchtend, keine Ewigkeit glaubend, kein Verbrechen scheuend, die Menschen tief verachtend, grenzenlos ruhmsüchtig, Keinen über sich, Keinen neben sich duldend, nach Alleinherrschaft strebend, diesem Zwecke alles aufopfernd, Menschenleben wie Staub achtend, Menschenblut achtend wie Wasser, gefühllos gegen alles durch ihn verbreitete Elend, nie glücklicher als wenn der Tod am gräßlichsten wüthete vor ihm her; nie zufrieden, so lang er noch ein Land vor sich sah, das seine Knie nicht vor ihm beugte: So mußte der Mann seyn, der ausführen sollte, was Gottes Hand und sein Rath zuvor beschlossen hatte, über dieses Volk und durch dasselbe über andere (mehr oder minder auch verdorbene) Völker dieses Welttheils. So mußte das Werkzeug der Wiedervergeltung beschaffen seyn, durch das Gott rächen wollte, den Mord des Gerechten, und soviel in Strömen vergossenes unschuldiges Blut. Denn weder ein guter, noch ein nur mittelmäßig böser, oder nur gewöhnlich schlechter Mensch, wäre zur Ausführung dieses Bluträchergeschäfts so tüchtig gewesen, wie dieser.

b. Dazu war aber durchaus nöthig, daß ein unbegreif-

liches Glück ihn begünstige — daß der Schrecken des Herrn eine Zeit lang vor ihm hergehe — daß er den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens ersteige, damit dann die ihn stürzende Hand der Gottheit desto sichtbarer, und alle Welt es inne werde: Das hat Gott gethan.

Daß ihn aber Gott nicht immer begünstigen, nicht immer schützen, daß Er ihn die Früchte seiner Verbrechen nicht immer in Ruhe geniessen lassen, daß das einmal ein Ende mit Schrecken nehmen werde, das erwarteten alle Gotteskenner und Gottesverehrer um so gewisser, da der Glaube so vieler Tausenden hievon abhieng; da aus hunderttausend Herzen die Frage immer lauter emporstieg: Wie wird das enden? Wenns dem bis ans Ende wohl geht, so wissen wir nicht mehr, was wir glauben, und woran wir uns halten sollen. Ist ein Gott, so muß er einmal dies Werkzeug der Zerstörung zertreten; muß an ihm das Urtheil vollziehen: Bis hieher sollst du gehen, und nicht weiter; hier soll sich legen der Stolz deiner Wellen.

Aber bis dieser Zeitpunkt eingetreten seyn würde, mußte sein inneres Aug durch Stolz und Ruhmsucht geblendet, sein Herz verstockt seyn, wie Pharao's Herz. Er mußte den Abgrund nicht sehen, durch den er selbst den geraubten Thron untergrub; mußte alle Friedensanträge verwerfen, die seinen Sturz hätten verhindern können. Aber auch umkommen sollte er nicht, nicht sterben den Tod der Helden. Er sollte, so wars im Rathe der Vorsehung beschlossen, Er sollte sich selbst überleben; sollte selbst seinen Anbetern verächtlich werden — sie sollten dahin gebracht werden, sich ihres Abgottes schämen zu müs-

sen. — Er sollte in einen, seinem rastlosen unersättlichen Ehrgeitze unausstehlichen Zustand versetzt, in gezwungener Ruhe seine zahllosen Verbrechen wiederkauen; sollte das gräßliche Gemälde all des durch ihn gestifteten Elends Tag und Nacht vor Augen sehen, und sich bis zur Verzweiflung wiederholen müssen: dies Alles ist mein Werk. All dies Blut ist, nun zwecklos, durch mich vergossen. — Diese Millionen Menschenleben hab ich getödtet — und eben so vielen ihr Daseyn auf Lebenslang elend gemacht. Ach! wie glücklich hätte ich mein Volk machen, wie glücklich hätte ich selber seyn können, ohne diesen unauslöschbaren Durst nach Ruhm, nach Herrschaft und Rache? Was war ich — was hätte ich der Welt seyn können — und was bin ich ihr jetzt?

So sollte es gehen. Darum erhob ihn Gott so hoch, um ihn desto tiefer zu stürzen; um der Welt an seinem Beyspiel zu zeigen, daß vor Gott kein Ding unmöglich — daß Er es sey, der erhöhe und erniedrige — daß der Gott noch lebe, der Pharao's Heer vernichtete, der Nebukadnezars Stolz beugte, der den Sanherib aufrieb, und der die Missethat der Väter die ihn hassen, selbst an ihren Kindern straft.

An ihren Kindern straft?

2. Vielleicht daß euch dieß sehr ungerecht dünkt. Aber bedenket liebe Zuhörer: Was war von dieser Generation, den Söhnen jener Blutmenschen, zu erwarten, deren es in jeder Stadt, in jedem Dorfe eine solche Menge gab, auf denen das Blut so vieler Schlachtopfer der Partheywuth, des Religionshasses, der Privatrache, und der

Raubsucht haftete? Was war von einer Generation zu erwarten, die ohne allen Religionsunterricht — ohne alle Gotteserkenntniß, als wahre Heiden aufgewachsen, keine andere Tugend kannte, als kriegerische Tapferkeit, und keine andere Triebfeder ihrer Handlungen, als Selbstsucht mit einem alles neben sich verachteten Nationalstolz verbunden? Kein Heil für Europa, wenn diese Generation beysammen geblieben, aufgewachsen — und Kinder gezeuget hätte nach ihrem Bilde. Um sie für ihre Mitwelt und Nachwelt unschädlich zu machen, mußte ihr Führer ihnen seinen Geist einhauchen — mußte von Schlachtfeld zu Schlachtfeld sie führen, mußte sie, so wie sie allmählig heran wuchsen, jedes Jahr regelmäßig abmähen lassen, wie das Gras; mußte sie allen Elementen preisgeben, bis sie durchs Schwerdt, durch Hunger und Kälte und Elend fast ganz aufgerieben seyn würden. Dazu mußte ihr Heerführer so blind, so hart, so grausam, so taub gegen den Rath seiner Freunde, so verstockt gegen die Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit seyn.

3. Aber, fraget ihr: Und die Völker, durch die Gott diese Generation aufreiben ließ, und die grossentheils auch durch sie unglücklich geworden sind, die den traurigen Ruhm, dieß Geschlecht für die Welt unschädlich gemacht zu haben, mit so viel Blut und Thränen erkaufen mußten? Was haben denn die verschuldet, was haben denn diese Schaafe gethan?

Liebe Zuhörer! Diese Völker alle, ein einziges ausgenommen, dessen Zorn der übermüthige Eroberer reitzte, und das Gott, der Rächer der Menschheit, aus dem

tiefsten Norden als Vollstrecker seines Willens zu seinem Untergange herbeyrief — Dieß vielleicht allein ausgenommen, waren gewiß die andern alle zu dieser Heimsuchung reif. Alle hatten mehr oder weniger von dem tollmachenden Baum der Freyheit und Gleichheit geessen; alle sollten seine bittern Früchte an sich selber erfahren. Ihr Verderben hatte mehr oder minder auch alle sie umgebenden Völker ergriffen. Wie hätte sonst ihr Freyheits-Schwindel, wie hätten ihre allem Recht, aller Gerechtigkeit, aller gesellschaftlichen Ordnung hohnsprechenden, Grundsätze von Freyheit und Gleichheit bey fast allen sie umgebenden Völkern, und wahrlich auch bey uns so vielen Beyfall, so viele Nachahmer, so viele Bewunderer finden können, wenn sie einander an innerer Verdorbenheit nicht mehr oder weniger ähnlich gewesen wären. Hatten wir mit gesündigt so wurden wir billig auch mit, und am billigsten durch unsere Verführer selber gestraft.

Doch es ist Zeit daß ich ende. Ich glaubte es der Ehre Gottes schuldig zu seyn, euch diese grosse Geschichte, die so viele Zweifel gegen die Vorsehung geweckt, und an der so Vieler Herzen irre geworden sind, in religiösem Lichte als eine der größten Thaten Gottes gewiß zu zeigen.

Fern sey es von mir, euch meine Ansicht derselben als die einzig richtige aufdringen zu wollen. Mir genügt sie, weil sie mir am besten den Knoten zu lösen, und die göttliche Zulassung all der Uebel zu rechtfertigen scheint, die nun seit so vielen Jahren auf den Völkern dieses Erdtheils gelastet haben.

Aber so verschieden auch euere Ansicht von der meinigen seyn mag, freuen werden und müssen wir uns doch Alle über die nun über uns aufgehende Morgenröthe besserer Tage. Hoffen dürfen wir alle, daß das Blutvergiessen für lange ein Ende haben, daß die von diesem langen blutigen Kampfe ermüdete Menschheit sich im Schatten eines langen Friedens von ihren Leiden wieder erholen, und der schrecklichen Erfahrung nie vergessen werde, was ohne Religion aus Volk und König werde! Aus jenem eine wohlabgerichtete Räuberhorde; aus diesem ein gekrönter Tiger; und zu was für strengen Maaßregeln Gott endlich schreiten muß, um solche Menschen wieder zu Menschen, und, das hoffen wir, auch wieder zu Christen zu machen.

Aber nicht nur uns freuen, nicht nur hoffen sollen wir. Auch danken, danken sollen wir nun alle Dir, dem gerechten Vergelter, daß Du nun endlich die Geisel weggeworfen hast, mit der Du die Völker schlugst; daß endlich die gute Sache gesieget — der Coloß gestürzt, die Menschheit gerochen, und die Weisheit Deiner Wege vor allen Deinen Verehrern gerechtfertiget ist. — Danken sollen wir Dir, daß wir das noch erlebt — daß unser Glaube an dich gestärket, und unser Hoffen nicht zu Schanden geworden ist. Danken sollen wir Dir, daß unser Antheil an den Leiden dieser Zeit noch so gnädig ausgefallen, daß unser Land nicht der Schauplatz des Krieges geworden, daß unsere Felder nicht vom Blute der Erschlagenen dampfen, daß unsere Wohnungen nicht ein Raub der Flammen geworden sind. Du, Herr! bedarfst freylich unseres Dankes nicht. Aber was wir thun werden an denen die

mehr gelitten haben als wir, das nimmst du an, als hätten wir es dir gethan.

O! möge es jetzt deinen Kindern auf Erde wiedrum wohl werden! Mögen sie in ihrem neuen Wohlseyn Dein nimmermehr vergessen! Möge nun die Nacht der Trübsale auf immer vorüber seyn und die Menschheit eines langen bessern Tages sich freuen.

Heil sey dem, der auf dem Throne sitzet, dem Beherrscher der Welten, Amen.

Ja Lob und Ehre, Weisheit und Dank, und Preis und Kraft und Stärke sey unserm Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müslin, David,

Predigten

Bd.: 4

1817

Bamberg, Staatsbibliothek -- Th.hom.o.193(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11777548-6